It. ping. 418^{r} - 2/2

Lv Gruner.

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Karl von Hailbronner.

Zweites Bändchen.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Wb 44/402

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Copenhagen	1
Schweden	19
Der Trollhätta- und Göthacanal . . .	51
Stockholm	81
Dalecarlien	125
Die schwedische Armee	139
Reise von Stockholm nach Berlin . . .	163
Berlin	191
Dresden	233
Prag	245
München	267
Rippoldsau	297
Nürnberg	309
Wien	351
Die österreichische Armee	431

Copenhagen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der König von Dänemark hat das Glück, ein Land zu besitzen, in das man nur auf Einer Straße gelangen kann, ohne den Hals zu brechen. Es hat lange gedauert, bis selbst diese gemacht wurde, und es gibt noch Menschen genug, die in Ermanglung einer Chaussee, von sechs pedantischen Mastpferden gezogen, die Sandhaiden Holsteins im langsamen Schritte durchreisen mußten. Um aber nicht zu rasch der europäischen Eilpostcultur zu folgen, hat man Sorge getragen, daß die Beschwerlichkeit, welche früher mit dem Mangel an gebahnten Wegen sich verknüpfte, auf die innere Einrichtung der Postkutschen überging, in denen man nur dann gut unterkäme, wenn es einmal allen nach Holstein Reisenden einfiele, ihre Beine in Hamburg zu lassen. Diese dänischen Diligencen sind von außen sehr einladend, innen aber sitzt man auf schmalen Bänkchen im Kreise herum, und da die Mehrzahl der Sitzenden keine Rücklehne findet, und die Beine alle auf Einem Punkte in der Mitte zusammenlaufen, so kann man sie nicht ausstrecken und nicht zurückziehen. Diese Situation ist eine wahre Marteranstalt, welche überdieß durch die allgemeine Unzufriedenheit erhöht wird, da jeder durch das ewige und doch so unverschuldete Zusammentreffen und Stoßen gereizt und empfindlich wird. Für Damen sind diese beständigen Fußconflicte besonders unangenehm, und eine junge

Russin verlor alle Geduld über diesen unausweichlichen Frictionsproceß.

Die Gränzvisitation zu Ulzburg ist sehr streng, und es wurden mehrere Gegenstände confiscirt. Was wäre Dänemark ohne die deutsche Provinz, dieses reiche, aber langweilige Holstein. Alles trägt hier gleiches Gepräge der Schildkrötennatur, und die Menschen denken kaum rascher, als ihre Pferde laufen.

Um Kiel aufzuhelfen, hat man eine Straße von Altona dahin gebaut, während Lübeck, von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen, ohne alle Straßenverbindung dasteht. Man vergleicht Holstein dem Norden der Schweiz, was ungefähr so wahr ist, wie wenn ich Kiel mit Lissabon vergleichen wollte. Seine Gegend ist hübsch und erinnert etwas an Londonderry, allein des Aufhebens, das man davon macht, ist sie nicht werth. Das alte hochliegende Schloß ist dem Schulunterricht überlassen, und seine schönen Alleen ziehen sich bis zu den Seebädern hinab. Gegenüber dem Meerarm sind die schönen Terrassen, Wilhelmshöhe genannt. Wie neu dieser Straßenzug noch ist, sieht man an der Mangelhaftigkeit der Gasthöfe. Kurz ehe ich nach Kiel kam, war die Herzogin von Leuchtenberg aus Schweden zurück dort passirt, und hatte die Nacht mit ihrem Gefolge am Bord ihres Schiffes zugebracht. Einer ihrer Diener war mehrere Tage vorausgekommen, ohne jedoch den mindesten Befehl zu einer Wohnungsbestellung zu überbringen. Dessen ungeachtet überredete sich der Gastwirth, bei welchem er abgestiegen war, daß die Fürstin bei ihm wohnen werde, ließ seinen

Gasthof frei von Gästen, und hatte die naive Unverschämtheit, hiefür Ersatz zu fordern, als er sah, daß die Frau Herzogin auf ihrem Schiffe geblieben war. Kiel wird übrigens sehr an Ausdehnung gewinnen, wenn die holsteinische Regierung auf der Absperrung Lübecks beharrt, und wenn auch Mecklenburg keine Bahn von Schwerin dahin zieht.

Nichts paßt übler zur Dampfschifffahrt, als das zimperliche, gespreizte Wesen unserer norddeutschen Frauen. Der hübsche Frederiksiette war überfüllt mit Passagieren, und fröhlich und gefällig suchte sich jedes nach Kräften zu arrangiren; nur einige Damen wollten sich nicht zufrieden geben, daß sie in Einer Cajüte mit Herren zusammen schlafen mußten. Wer auf Schiffen gereis't ist, weiß, wie wenig dieß überhaupt auf sich hat, da beinahe alles in den Kleidern bleibt, und der Anstand in der Regel nie weniger verletzt wird, als bei Gelegenheiten, wo gerechte Besorgnisse deßhalb eintreten können. So aber lief freilich manche unschuldige Neckerei mitunter, allein ob ich gleich in einer Hängmatte unmittelbar über den Holden schwebte, wie weiland Jupiter in den Wolken, so konnte ich doch bei mattem Lampenscheine nicht unterscheiden, ob die Abendröthe ihrer Wangen eine factische Schamröthe, oder ein Surrogat war, das uns bereits in den Tageshellen sehr bedenklich aufgefallen war. Die See war ruhig, der Morgen herrlich. Unser Vapor legte zuerst in Gabensee auf der Insel Falster, und später in Stubbekjöbbing an, das eine reizende Lage hat. Ueberall wurden Passagiere abgesetzt und wieder aufgenommen, und

unser Verdeck glich einem großen Hotel zur Zeit der Messe. Die Passage zwischen den Inseln Falster und Möen wird durch die hohen malerischen Kreide-Ufer besonders anziehend; als wir aber um das weiße Vorgebirge herum waren und in die Ostsee traten, wurden die Wellen fühlbarer, und die in ihrer Sittsamkeit so tief verletzten Damen verfielen urplötzlich dem Verhängniß Neptuns, ohne daß die böse Seekrankheit der Abendröthlichkeit ihrer Wangen Eintrag zu thun vermochte.

Copenhagen liegt flach, und macht deßhalb nicht den großen Eindruck, welchen es bei späterer Kenntniß seiner innern Schönheit und vorzüglich seines herrlichen Hafens hervorbringt. Die zwei Forts im Meere, welche auf Sandhügeln gebaut sind, die malerische Citadelle und der sogenannte lange Weg, eine Promenade, die sich längs der Meeresufer hinzieht, nehmen sich sehr reizend aus, und dieser Anblick wurde noch durch eine Unzahl von Spaziergängern verschönert, die auf diesen schattenreichen Quais und den Hafendämmen auf- und abwogten. Die Eintheilung der großen Marine-Etablissements im Hafen zu Copenhagen darf als Muster aufgestellt werden, und die Schiffswerften, Magazine, Canäle und Werkstätten sind in kolossalen Dimensionen ausgeführt. Der Kriegshafen, welcher mit der Rhede in Verbindung steht, ist vollständig gegen die Brandung gesichert, und von dem Hafen der Kauffahrer durch eine Floßbrücke geschieden. Von der schönen Insel, dem neuen Holm, gehen die neugebauten Kriegsschiffe in die See; allein die Zeit ist für Dänemark vorüber, wo es neue Schiffe baute, und

trauernd und entkleidet steht der Ueberrest seiner Flotte, sieben schöne Fregatten, in dem lebensarmen Hafenbassin. Auf den beiden Inseln des Christiansholm sieht man das Arsenal und die vortreffliche Marineschule, und auf der Insel Amak, die zu Copenhagen gehört und doch durch Sitte und Tracht so fremd geblieben, stehen die Schiffsdocks, berühmter als sie es verdienen.

Noch sieht man die Zerstörung, welche Nelsons Flotte angerichtet, und die so blendend in die Augen fallenden Vertheidigungswerke Copenhagens haben sich zu unzulänglich bewiesen, um an ihrer Mangelhaftigkeit zweifeln zu können. Stadt und Hafen können von einer auf die Rhede gehenden feindlichen Flotte beschossen werden, und hier scheint kein anderes Mittel zu helfen, als zwei neue Forts isolirt ins Meer zu bauen, um die Rhede und die schon bestehenden Werke zu schützen. Diese Etagen-Forts müßten etwa wie die Thürme zu Ingolstadt oder die großen Batterien zu Portsmouth mit einer hinlänglichen Anzahl schweren Geschützes bekleidet seyn, um dem Feuer der fremden Linienschiffe zu begegnen. Schon längst ist diese Nothwendigkeit in Copenhagen erkannt, und man sprach gerade jetzt mehr als jemals von der Ausführung obenberührten Planes.

Die Ankunft eines Dampfschiffes ist in Copenhagen ein Fest, und unzählige Menschen erwarten es an den Ufern. Die Einrichtung der Douanen ist sehr bequem, da man aus dem Schiffe in den mit Barrieren umgebenen großen Hofraum tritt, der von neugierigen Zuschauern umstellt ist. Das Ganze gleicht hierdurch einem

Schauspiel, das in einer Arena zum Besten gegeben wird. Hier erwarten zierliche Equipagen und freundliche Gastwirthe die Ankommenden, und wie man nur ein Hotel ausgesprochen, wird man auch schon im sausenden Galopp entführt. Ich hatte mich eben erst nach einem Absteigquartier erkundigt und den Namen Hôtel royal etwas laut fragend nachgesprochen, als ich gleich in einem englischen Gig saß, und durch meinen Führer erfuhr, daß er der vortreffliche, obschon etwas taube Wirth sey, der mich beherbergen wolle. Raschen Laufs fuhren wir durch die schönen breiten, meistens rechtwinkeligen Straßen, und ich war aufs angenehmste überrascht, in einen räumlichen Gasthof einzufahren, welcher der hohen stolzen Christiansburg gerade gegenüber liegt, und nur durch den schönen, vom großen schiffbedeckten Canal in Diagonale durchschnittenen Schloßplatz davon getrennt wird. Die Christiansburg ist ein sehr großes Schloß, das auf den Trümmern des abgebrannten erbaut wurde und beinahe vollendet ist. Es wird umflossen von dem Canale, der die ganze Stadt durchschneidet, und liegt auf einer dadurch gebildeten Insel oder Holm. Das Gebäude ist in seiner ersten Etage zu hoch von der Erde und außer Proportion, der Hof und die Seitenflügel aber sind sehr schön. Das Vestibul hat zu wenig Licht, die doppelte Haupttreppe aber ist einfach und edel. Die Gemälde aus der dänischen Kirchen- und Staatsgeschichte von Londt und Eckersberg sind durchgehends gelungen. Die gemalten Basreliefs sind matt und unbedeutend, dagegen die eingelegte Holzschnitzarbeit

auf Mahogonygetäfel und die geblumten Seidenmeubels superb. Eiserne Oefen, die von innen geheizt werden, scheinen mir für königliche Appartements nicht zu passen. Porphyrvasen sind hier, aus Schweden geschenkt, die wohl zu den schönsten der Welt gehören. Der Rittersaal, weiß mit Gold, die Galerie mit den Basreliefs von Bissen und korinthischen Säulen, die Rotunda, die Marschallstafel, die pompejischen Fresken, der höchste Gerichtssaal mit den drei silbernen Löwen, die Schloßkirche mit den herrlichen Rosetten und Basreliefs von Thorwaldsen, alles das ist groß, erhaben und geschmackvoll, und wird die Christiansburg unter die ersten Schlösser Europa's stellen. Wie aber soll man es rechtfertigen, daß die Meisterschöpfungen des größten jetztlebenden Sculptors der Erde, der mit schwärmerischer Liebe an seinem Vaterlande hängt, und mit der Begeisterung aufopfernder Künstlerleidenschaft seine edelsten Kräfte der fernen Vaterstadt, dem kalten Antipoden der glühenden Roma, geweiht hat, hier jahrelang gleich den ans Ufer geschleuderten Gütern des gestrandeten Schiffswracks theils unenthüllt, theils ungeschickt zu Tag gefördert und zerstreut herumliegen, während alle großen Hauptstädte neidischen Blickes herüberschauen nach dem glücklichen Copenhagen, das die Blüthen des Kunstfleißes seines großen Sohnes so wenig zu würdigen versteht? Da liegt er, der Schmuck der neuern Kunstgeschichte, der kühne Nebenbuhler der erhabensten attischen Bildnerwerke, der göttliche Alexanderzug, in Kisten verpackt, einzelne Fragmente aufgemacht, und gleich Ofenscherben in den Sälen zerstreut.

Nur die schönen Karyatiden und Vasen sind bis jetzt im Schlosse aufgestellt. Seit wenigstens acht Jahren ist der kolossale Christus mit den zwölf Aposteln vollendet, und als ich voll Begierde, diese Meisterwerke zu sehen, in die Frauenkirche eilte, fand ich zwar die Statuen in ihren Nischen aufgestellt, allein von Gyps. Man will die Marmorbilder nicht auspacken, bis Thorwaldsen selbst kommt, da er im Sinne habe, sein Leben in der Vaterstadt zu beschließen. In Rom zweifelt man jedoch, ob der edle Greis nach dreißigjährigem Aufenthalte sich entschließen werde, den liebgewonnenen Sitz der Kunst zu verlassen, und die guten Dänen könnten immerhin ans Auspacken gehen, da ihnen hierin Thorwaldsen doch nicht helfen kann. Wenn man freilich die Johannispredigt von Terra cotta sieht, eines der vollendetsten Werke des Meisters, das für das Giebelfeld dieser Kirche bestimmt ist, und durch Ungeschicklichkeit im Aus- oder Einpacken größtentheils zertrümmert wurde, so möchte man für das Schicksal der noch nicht zu Tag geförderten Statuen zittern. Die Gruppe des Johannes des Täufers ist in der Höhe der Aegineten gehalten. Er verkündet die Ankunft des Herrn dem Volke, und die einzelnen umgebenden Figuren des horchenden Greises, des Jägers mit dem Hunde, des liegenden Jünglings, der sitzenden Mutter mit dem Kinde, vor Allem aber des Knaben und des Mädchens, die sich schäckernd im Wasser beschauen, sind rührende Bilder, und müssen in ihrer Zusammenstellung große Wunder hervorbringen. Dieses Giebelreliefbild ist entschieden eine der besten Arbeiten Thorwaldsens.

Die Frauenkirche ist auf den Trümmern der im Jahre 1807 zusammengeschossenen von Hansen wieder aufgebaut, der auch der Schöpfer der Christiansburg ist. Sie ist einfach und schmucklos. Die breite, ringsumlaufende Galerie ist von Säulen getragen, und unten in großer Marmornische über dem Altare steht der Erlöser, umgeben an den beiden langen Seiten von den Aposteln. Die Kirche selbst ist schlecht in Akustik, die noch immer eine Hauptschwierigkeit der Architektur bildet, und stets fast nur zufällig errathen wird. Auf der Galerie des viereckigen Thurmes übersieht man am besten die Position der Engländer, als sie ohne Schwertschlag bis zu den die ganze Stadt beherrschenden Höhen von der langen Linie an, über das Westernthor, Fredriksberg zum Meere vordringen konnten, und recht con amore die geängstigte Stadt zusammenschossen. Nelson hatte 1801 seinen famosen Angriff hinter dem Dreikronen-Fort gemacht, und 1807 landeten die Engländer, ohne nur bemerkt zu werden, hinter dem Thiergarten, nur drei Meilen von der Stadt. Wäre nur die Hälfte der Vedetten dort gestanden, die jetzt einen wahren Schildwachencongreß auf dem Amalienplatz bilden, so wäre das kühne Beginnen bekannt und wahrscheinlich vereitelt worden. Der Exercierplatz hinter dem Canale ist so schön, als das Marsfeld bei Paris, und die Lage des Schlosses Fredriksberg, gleich über der Stadt, ungemein reizend. Einige Freunde gaben mir in dem lieblichen Charlottenbund ein Diner, das zu den schönsten Erinnerungen meiner Reisen gehört. Die Dänen sind fein, geistreich, gebildet, und verbinden

mit diesen Eigenschaften eine Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, die dem Fremden selten in ähnlichem Maße vorkommt. Ich habe stets gefunden, daß beide Tugenden in den Städten am vorherrschendsten sind, wo die wenigsten Fremden hinkommen, und Copenhagen wird eigentlich erst seit ein paar Jahren durch die Dampfschifffahrt regelmäßig besucht. Die Stadt selbst ist sehr ausgedehnt und sehr schön. Man darf seinen Aufenthalt nicht zu kurz ansetzen, besonders da die überaus reizenden Umgebungen viele Zeit in Anspruch nehmen. Der Thiergarten mit seinem unzähligen Wild liegt längs des Meeres über sanfte Anhöhen hinaus, und das ehemalige Jagdschloß, die Eremitage, bietet einen zauberischen Blick über Park und See. Die Bellevue, Ermelundshaus und Fortunen liegen reizend längs der Strandflächen, und von den auf den Höhen darüber hinlaufenden Alleen präsentirt sich die stolze Königsstadt am vortheilhaftesten. Allein eine der schönsten Promenaden der Erde, die ich nur mit der Villa reale in Neapel vergleichen kann, bieten die hochliegenden Citadellwälle, welche den ganzen Golf und Hafen Copenhagens mit seinen prächtigen, drohend mitten im Meer liegenden Forts und den sieben Kriegsschiffen beherrschen, die leider nichts gesehen und bekriegt, als ihren Geburtsort. Auf der langen Linie begegnet man immer einer Unzahl schöner Frauen, die mich viel an die englischen feinen Gesichter erinnern. Sie sind übrigens dem stehenden Heere an Embonpoint gewachsen und außer etwas großem Fuße üppig und schön gebaut.

Die dänische Armee ist ein wahres Bild der Behaglichkeit, und der knappe Anzug wird keinem dieser wohlbeleibten Marssöhne Indigestionen verursachen. Wenn der Potsdamer Soldat, der sitzend auf dem Posten überrascht wurde, auf die Frage, was er hier mache, ganz lakonisch antwortete: „Hier sitze ich und stehe Schildwach," so kann mancher Dänenheld mit demselben Rechte sagen: „Hier liege ich und stehe Wache," denn ich habe manchen gemüthlichen Posten in den Verdauungsprocessen am Schilderhause in tiefen Meditationen liegend angetroffen. So oft ich über den Amalienplatz ging, auf dem, wenn ich mich recht erinnere, 16 Schildwachen herumstehen, konnte ich mir den Gedanken nicht versagen, daß diese Leute nicht ganz Unrecht hätten, wenn sich bei Nacht wenigstens die Hälfte davon niederlegte. Auf diesem schönen runden Platze stehen vier Palais, deren zwei, durch einen Corridor verbunden, dem König zur Wohnung dienen. Sie wurden durch Große des Landes erbaut und gehören jetzt alle dem Hofe. Der König ist persönlich geliebt und zeichnet sich besonders durch außerordentlich rasches Fahren aus, welches in diesem kleinen und durchschnittenen Lande leider nur zu oft auf Hindernisse stößt. Sein Neffe, der Prinz Christian, ist präsumtiver Thronerbe, und dessen Söhne Friedrich und Ferdinand haben Töchter des Königs zu Frauen, beide kinderlos. Ersterer wurde bekanntlich wegen zu heftiger Zärtlichkeit gegen seine anmuthige Gemahlin, und wohl auch wegen etwas Insubordination gegen den Herrn Schwiegerpapa, nach Island geschickt, und residirt jetzt als Gouverneur

in Fredericia, fern vom Hofe. Man sprach viel und allgemein in Copenhagen von einer fremden Succession, obschon es mir nicht klar wurde, was man damit meine. Die Herstellung der Calmarischen Union wünscht man hier nicht, und wohl auch kaum in Schweden, das bei dem ganz verschuldeten Dänemark nichts gewinnen könnte, und ihm wohl eher das ganz nutzlose Norwegen wieder zurückgeben möchte, wenn es auf eine gute Manier geschehen könnte.

Die Administration scheint durchaus demoralisirt, und man erzählt sich offen die schreiendsten Beispiele von Venalität der Beamten. Das Schmuggeln wird als ein nothwendiges Uebel angesehen, und man kennt die Schleichwege, ohne sie hindern zu können. Ich wunderte mich über die Unzahl von Wagen, die mit jeder Leiche hinausfuhren, bis ich erfuhr, daß diese Wagen beladen mit Contrebande in die Stadt zurückkehren, da man sie nicht visitiren darf. Die Polizei verkauft auf offenem Markte Theaterbillets für Branntwein. Ein wahres hors d'œuvre ist das Pflaster des großen schönen Königsneumarktes, das in Wellenlinien wie die Marcuskirche geht, und mit dessen Nivellirung die genialen dänischen Ingenieure sich seit fünf Jahren vergebens abmühen, da man nicht weiß, wie man die execrable Equesterstatue darauf behandeln soll, die am besten dort ihr Grab fände. Die Dänen sind passionirte Theaterliebhaber, haben aber häßliche Schauspielhäuser, eng, klein, schwarz, dunkel. Besondere Vorliebe affectirt man für das französische Schauspiel; als ich aber in einer Vorstellung, welche die französischen Acteurs

von Berlin in Copenhagen gaben, die Damen in meiner gedrängt vollen Loge in dieser Sprache anredete, konnten sie mir nur dänisch antworten, obschon sie sich über einige vorgekommene Witze vor Lachen ausschütten wollten. Dazu gehört doch viel Phantasie. Ich fand überdieß die deutschen Schauspieler weit besser als die französischen, und die Sprache ist unstreitig die angenehmste unter ihren skandinavischen Schwestern.

Die Postkutschen in dem Norden von Dänemark bestehen in offenen Chars à banc, in denen man bei gutem Wetter ganz bequem untergebracht ist, und, mit billigem Rückblick auf die Art, wie früher in diesem Lande gereis't wurde, auch ziemlich geschwind weiter kommt. Ich besuchte die Gruft der Dänenkönige zu Roeskilde, das Schloß Fredriksberg, das durch seine Lage und Bauart so ausgezeichnet ist, und kam endlich an den Schlußstein des Oeresunds, das freundliche Helsingör. Ein aus Petersburg kommender Franzose, der auf demselben Wagen fuhr, hatte gut betheuern, daß die dänischen Paßvexationen gar nicht zu vergleichen seyen mit dem, was man in Rußland auszustehen habe, ich fand es aber doch stark, daß ich in Kiel einen ganz neuen Paß bezahlen, diesen in Copenhagen wieder, und natürlich für Geld, umtauschen, und endlich in Helsingör abermals einen neuen Scheidepaß kaufen mußte, während man nicht einmal meinen ursprünglichen Paß visirte, und mir ganz harmlos versicherte, daß ich keinen dieser Pässe in einem fremden Lande präsentiren könne. Das geht doch über Italien! Ich ging sogleich auf die Veste Kronen-

burg, wo ich durch einen der beiden wachhaltenden Posten zum Commandanten geführt wurde, in welchem ich einen ganz loyalen Officier kennen lernte. Dieses pittoreske Fort beherrscht den schmalen Sund, und 36Pfündner reichen auf das schwedische Ufer. Zu wundern ist es, daß die Schweden auf ihrem Strande keine Batterien besitzen. Der Sund wäre dann durchaus nicht zu passiren, wie dann auch die englische Flotte nur durch Bestechung des dänischen Commandanten durchfahren konnte. Die Aussicht von der Platform des hohen viereckigen Thurmes ist bezaubernd. Man übersieht das ganze schwedische Ufer nebst der Insel Hven, wo Tycho de Brahe seine unterirdische Sternwarte und Uranienburg baute. Nahe bei Kronenburg auf den reizenden Höhen liegt im Walde das kleine Lustschloß Marienburg, vielleicht das schönste in ganz Dänemark, und den Schluß dieses Panorama's bildet die tief ins Meer hineinlaufende Bergspitze der romantischen Odinshöhe. Mit Hamlets Grab hat es aber dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Romeo's und Juliens zu Verona, wo man eine zerbröckelte steinerne Kufe als Sarg vorzeigt, die eben so gut als Futterbahren in einem Viehstalle gedient haben kann, und die von rechtgläubigen Engländern bereits zur Hälfte als Reliquie davongetragen wurde. Für Hamlets Grab hat man nicht einmal ein ähnliches mystisches Document, obschon die Stelle desselben hinter Kronenburg historisch nachgewiesen ist.

Als ich Kronenburg bestieg, war ein längst ersehnter Nordwest eingetreten, und viele hundert Segel kamen aus

dem unheimlichen Kattegat herunter, um ins baltische Meer zu gehen. Außer den Dardanellen gibt es keine so befahrene Meerenge, als den Sund, und Dänemark wäre ohne den starken Tribut, den ihm hier die Schiffe aller Seemächte entrichten müssen, vielleicht längst bankerott. Ich konnte mich stundenlang nicht trennen von dem großartigen Anblick, den alle diese geschwellten Segel in der schmalen, zwei Königreiche trennenden Wasserstraße darboten, und als ich mich endlich entfernen wollte, sahen wir am Horizonte große weiße Massen auftauchen, und rasch, alles Andere überflügelnd, eilte eine russische Flottille stolz durch das Gewürm der Kauffahrer einher. Nichts Prächtigeres, als ein Linienschiff in vollem Segeln. Die Fregatten, Briggs und Schooners umgaben den majestätischen Führer, wie die Trabanten ihre Sonne; bald wiederhallten die Ufer von Malmölän und Själland von dem Donner der salutirenden Geschütze, und bald waren die riesigen Meeresherrscher nur noch kleine Punkte am südlichen Horizonte.

Außer England habe ich noch keine bessern Commandeurs eines Dampfschiffes gefunden, als auf dem Prinds Carl, mit dem ich Abends fünf nach Christiania abfuhr. Das kleine niedliche Schiff war beinahe ganz mit Damen überfüllt, und die schönen Norwegerinnen zeigten sich eben nicht sehr abgehärtet in Ertragung der Seebewegung, die bei dem uns conträren und während der Nacht heftig gewordenen Nordwinde beinahe alles krank machte. Da ich niemals seekrank werde, so trat ich hier als Krankenwärter auf, und leistete gemeinschaftlich mit meinem jungen englischen Bedienten Dienste in der Damencajüte, die be-

sonders in der zweiten Nacht einem Bilde gänzlicher Auflösung glich. Die Seekrankheit ist eine harte Probe der weiblichen Schönheit und des menschlichen Charakters, und ich möchte jedem Manne, der sich eine Frau wählen will, den Rath geben, seine künftige Gattin bei einem Meersturme zu prüfen. Hat sie diesen gut überstanden, so wird es mit den nachfolgenden häuslichen Ungewittern keine große Noth haben.

Schweden.

Der Oeresund, welcher Dänemark von Schweden trennt, bildet eines der schönsten Panoramas der Welt, und fordert kaum eine halbe Stunde zur Ueberfahrt von Helsingör nach Helsingborg. Die dänische Seite ist hier noch weit reicher, und die üppige Vegetation ihrer Ufer, das niedliche holländischreinliche Helsingör, diese Hauptstadt aller Consuln der vier Welttheile, die noble und dramatische Architektur der stolzen Veste Kronenburg, mit ihren den ganzen spiegelklaren Sund bestreichenden schweren Kanonen, seinen stolzen Wällen und der auf seinen hohen Thürmen wehenden dänischen Fahne, dieser stumme Zeuge der Wuth Hamlets, der Gefangenschaft der unglücklichen Mathilde und so vieler gewaltigen Thaten der skandinavischen Geschichte, überbieten an pittoreskem Werth die schwedischen Ufer, und das arme Helsingborg hat seinem mächtigen, von allen Potentaten tributfordernden Nachbar nichts entgegenzusetzen, als den Muth und freien Sinn der hochherzigen schwedischen Nation.

Die erste Schwierigkeit, auf welche der Reisende in Schweden stößt, ist das ganz fremde Papiergeld. Mit Gold kommt man nicht fort, und es geschah mir sogar in Stockholm, daß man Goldstücke, die ich umsetzen wollte, zum Goldschmied trug, um sie nach der Wage zu tariren. Ich möchte daher jedem nach Schweden Gehenden rathen, sich eine Provision von schwedischen

Bankbillets in Copenhagen oder Hamburg zu verschaffen oder in der ersten schwedischen Hafenstadt auf Creditbrief zu empfangen. Der Eindruck, den diese Papiere beim ersten Anblick machen, ist nicht sehr erfreulich, und diese schwere Nationalmünze besteht aus beschmutzten, zerrissenen und oft unleserlichen Papierfragmenten, die bis zu ihrer äußersten Abnützung im Gebrauch bleiben und häufig zusammengenäht und gepappt circuliren. Die Bauern zeigen große Vorliebe für die ganz abgetragenen Bankzettel und bringen sie selten zur Bank, um neue dafür entgegenzunehmen, für welche begreiflich ihre Vernichtung ein Gewinn ist. Auch werden sie bei allen Zahlungen ohne Anstand angenommen, wenn nur die Unterschrift erhalten ist. Da sie sich bis zu der kleinsten Summe, selbst von acht Schillingen, vorfinden, welches ungefähr äquivalent mit sechs Kreuzern leichten Geldes ist, so kann man sich vorstellen, durch welche Hände sie bereits passirt sind und welche Spuren sich ihnen davon eingeprägt haben. Neben dem überaus schlechten Papiere sind diese Zettel auch sehr schlecht gedruckt, mit gothischen Charakteren, ohne allen Schmuck der Ausstattung. Indessen versicherte man mich, daß ihre Nachmachung sehr schwierig sey. Ein Haupthinderniß für die Kenntniß dieses Geldes besteht in der Verschiedenheit ihres Curses, der erst durch den Landtag im Jahre 1800 festgesetzt worden ist. Es gibt nun zwei Gattungen Papiergeld, die eine in Rixdales Banco und die andere in Rixdales Rixgelt, wovon jeder Thaler sich in 48 Schillinge abscheidet, während drei Reichsthaler Reichsgeld auf zwei Reichs=

thaler Banco kommen. Diese Differènz setzt jeden Fremden anfangs in Verlegenheit, und würde manchem viel mehr Lehrgeld bezahlen machen, wenn die Schweden nicht durchgehends von unerschütterlicher Redlichkeit beseelt wären. Es gibt übrigens Kupfermünzen von einem Viertel- bis zu einem ganzen Schilling, ja selbst kleine Münzen vom Zwölftheil eines Schillings, welches wohl der kleinste Geldwerth der Welt seyn mag. Die Schillinge sind von schönem Gepräge, Gold- und Silberstücke sucht man aber vergebens, obschon auf der Münze unausgesetzt Silberthaler in vorzüglicher Schönheit und Güte ausgeprägt werden. Die Nation ist so sehr an das abominable Papiergeld gewöhnt, daß man dieß neue Silbergeld nicht in Umlauf bringen kann, was übrigens zufolge Beschluß der Stände binnen wenigen Jahren geschehen muß. Ich hatte wie jeder Fremde anfangs unüberwindlichen Abscheu gegen diesen schmutzigen Papierschwulst, sah aber bald die Annehmlichkeit davon ein, da man für die kleinsten Ausgaben Zettel besitzt und daher nie baare Münze bei sich zu tragen braucht. Doch möchte ich immer rathen, Kupfergeld in der Tasche zu führen, da die Schweden, so ehrlich sie auch sind, und so wenig man fürchten darf, von ihnen betrogen zu werden, doch an nichts schwerer kommen, als Münze herauszugeben, und es mir sehr oft geschah, bei kleinen Ueberfahrten oder Trinkgeldern das Sechs- und Zehnfache bezahlen zu müssen, weil mir durchaus niemand Münze gegen höhere Zettel zurückgeben wollte. Einstweilen, bis nämlich das Silbergeld in größerer Anzahl geprägt ist,

bemüht man sich, das sogenannte Reichsgeld, welches so niedrig steht, daß der Reichsgeldthaler gleich einem englischen Schilling gilt, gegen das höherstehende Reichsbankgeld einzulösen, dessen Thaler einem Gulden leichten Geldes gerade gleich steht. — Die ganze Schuld Schwedens besteht in vier Millionen Thalern, und diese Summe schuldet es seiner Bank, obgleich das Institut der öffentlichen Schuld, mit einem Sinkingfund verbunden, diesem Lande noch fremd ist. Das in Circulation befindliche Papiergeld rechnet man auf etwa dreißig Millionen Reichsbancothaler, welche etwa eilf Millionen Bancothaler im Silberwerthe gleich sind. Die Bank besitzt über sieben Millionen in baarem Geld, und hat mehr als das Doppelte an Privaten zu fordern. Betrachtet man nun, daß die Bankzettel über eine immense Fläche Landes verbreitet sind, daß die Ausfuhr in der Regel der Einfuhr gleichsteht, und sie zuweilen numerisch übersteigt, so wird man finden, daß das Vermögen in Geld, welches die Bank besitzt, mehr als hinlänglich ist, um allen Anforderungen von innen und außen Genüge zu leisten, und daß der Zeitpunkt nicht fern seyn kann, wo Schweden für das horribelste Papiergeld die schönste geprägte Metallmünze Europa's erhalten wird. Mit Erstaunen sah man einen Prinzen, der unter dem Waffengetöse Europa's und in der blutigsten Revolution aufgewachsen war, dieselbe Rechtlichkeit des Urtheils und Klarheit der Ansichten in die Finanzberechnungen seines neuen Staates übertragen, die er früher an der Spitze seiner siegreichen Heere gezeigt, und welche man

bei dem im Feldlager erzogenen Krieger nicht hätte erwarten sollen. Und gerade in diesen ermüdenden Details, in diesem Zahlen-Chaos glänzte sein fester Geist, seine Weisheit und sein für Ordnung und Oekonomie vorherrschender Sinn am hervorragendsten. In einem armen Lande sind diese Tugenden um so verdienstlicher, als sie dem Volk als Vorbild dienen, und sie gewinnen an Glanz, wenn der Souverain seinen Unterthanen darin zum Beispiele dient. Und hier ist keine Ostentation, kein Schein. Karl Johann darf stolz seyn auf die großen Werke, welche er durch die geringen Mittel Schwedens ausgeführt hat, und noch viel mehr auf die allgemeine Wohlfahrt, die er über sein Land zu verbreiten wußte. Das Bestreben, die Auflagen zu vermindern, geht bei ihm vor allem Andern, und die schwedische Nation zahlt bereits die wenigsten Abgaben in Europa. Es ist eine große Satisfaction für dieses Volk, sich in dem Mann nicht getäuscht zu haben, dem es sein Schicksal anvertraute; allein wenn ein Volk auch verdient, glücklich zu seyn, so ist es gewiß das schwedische, das an Sanftmuth, Moralität und Treue von keinem andern überboten wird. Binnen einigen zwanzig Jahren hat Schweden durch weise Sparsamkeit und Schwung des Handels über hundert Millionen Bancothaler gewonnen, was so viel heißt, als wenn Frankreich, statt seine Schuld bis zu vier Milliarden zu erhöhen, sie getilgt und dagegen acht oder zehn Milliarden erspart hätte. Und mitten unter diesen für so geringe Ressourcen wirklich unbegreiflichen Ersparungen hat das

Gouvernement dem Lande noch unendlich viel Gutes gethan, worunter ich vor Allem die erstaunliche Verbesserung des Landbaues und des wechselseitigen Unterrichts anführe. Karl Johann übernahm die Finanzen in der traurigsten Verfassung, und man muß den jetzigen blühenden Zustand aller Zweige der Verwaltung betrachten, um sich zu überzeugen, was dieser Mann zu thun vermochte, der als trauriges Vermächtniß der Regierung Gustavs IV die Last einer unermeßlichen Schuld übernehmen mußte, und in einem so kurzen Zeitraume sie beinahe getilgt hat. Mit großer Geschicklichkeit bediente sich Karl Johann des vortrefflichen Instituts der schwedischen Bank, die bereits unter Karl XI im sechszehnten Jahrhundert errichtet worden, und durch deren Hülfe es gelang, die nach dem Kriege von 1809 außerordentlich angewachsene Schuld abzutragen. Die Bank ist ganz unabhängig von der königlichen Gewalt. Bei ihr werden alle Einnahmen des Staates, die man auf siebzehn Millionen Bancothaler anschlagen darf, hinterlegt, und das ganze öffentliche Wohl ruht in ihren Händen. Sie ernennt nach Gutdünken ihre Beamten und gibt auf ihren Namen das Papiergeld aus, während die numerischen Depots ihr als Garantie dienen. Sie steht direct unter der Controle einer durch die Stände ernannten Commission, ist aber in ihren Operationen nicht gehemmt, und man nimmt gegen sechs Millionen an, die sie allein jährlich dem Ackerbau gegen Hypotheken zuwendet, welche nur mit drei für Hundert verzinst werden. Man rechnet im Durchschnitt in Schweden auf den Kopf etwa fünf

Bancothaler Steuer. Allein diese ganze Finanzverwaltung, Steuerherabsetzung und Schuldabtragung verdankt Schweden entschieden bloß seinem selbstgewählten König.

Schweden hatte eine repräsentative Verfassung, bevor noch ein anderer Staat Europa's daran dachte, und die Form der gegenwärtigen Regierung ist vom höchsten Alterthum. Indessen wurde der Bauernstand erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als vierter Theil der Nationalvertretung zugelassen. Man weiß, daß die Stände jetzt in vier Kammern getheilt sind, nämlich den Adel, den Clerus, die Bürger und die Bauern; allein die gegenwärtige in Schweden herrschende Constitution wurde erst 1809 in Folge der Revolution eingeführt, die den vierten Gustav vom Throne stürzte. Diese Charte gibt uns den besten Maßstab zur Beurtheilung des schwedischen Charakters und der verschiedenen Revolutionen, welche dieses Land erschüttert haben. Sie trägt ganz das Gepräge des Mißtrauens einer auf ihre nur zu oft verletzten Rechte eifersüchtigen Nation, obgleich der rein monarchische Geist entschieden die Oberhand erreichte und kein constitutioneller Fürst solche ausgedehnte Gewalt behalten hat, wie der König von Schweden. Er ist zwar von Räthen umgeben, welche er in allen Gegenständen, die nicht in die Verwaltung oder Diplomatie einschlagen, vernehmen muß, allein er besitzt auch zugleich das Recht, selbst die Uebereinstimmung dieses geheimen Rathes zu umgehen, und die Minister bleiben nur dann verantwortlich, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß sie ihre Verwahrung gegen eine unpopuläre Maßregel nicht

ausgesprochen hatten. Die Presse ist frei, und dennoch kann ein Journal ohne Urtheilsspruch unterdrückt werden. In diesem Fall braucht das Blatt nur Titel und Redacteur zu ändern, denn das Recht ein Journal herauszugeben steht jedem Bürger zu.

Ungeachtet aller Vorzüge hat die schwedische Charte große Gebrechen, und schon in den vier Ordnungen der Repräsentation liegt ein Widerspruch. Die Bürgerschaft ist rein industriell, die Geistlichkeit hat keinen Besitz, der Adel zählt eben so viele Angestellte als Eigenthümer, und der Bauernstand allein ist der durchaus Grundbesitzende. Die so zahlreichen Besitzer von Eisenwerken und Maschinerien, welche Millionen erwerben, Tausenden Nahrung geben und ihr Land bereichern, können nicht in die Volksvertretung gewählt werden. Erst seit wenigen Jahren werden große Hütten- und Minenbesitzer im Landtage aufgenommen, dürfen aber über nichts deliberiren und abstimmen, als die Gegenstände ihrer Fabricationen. Ein hoher Verwaltungsbeamter, ein durch seine Meisterschöpfungen berühmter Künstler, ein Gelehrter, dessen Name durch glänzende Werke unsterblich geworden, sind nicht wählbar, wenn sie sich nicht zugleich zum Adel oder zum Bürgerstande zählen. Der berühmte Berzelius mußte sich erst in den Adelstand erheben lassen, um Deputirter zu werden, und Linné würde es nie geworden seyn, wenn er bloß Präsident der Akademie gewesen wäre. Man beschäftigt sich unausgesetzt mit der Möglichkeit, diesen Gebrechen abzuhelfen, und die Wirren, welche der letzte Storthing in Norwegen erzeugt, haben das Bedürfniß

einer Gleichstellung oder Annäherung der Formen lebendiger als je hervorgerufen. Es war sogar schon die Rede, die schwedische Vertretung der norwegischen nachzubilden, die bekannterweise nur zwei Kammern besitzt, welche in sich selbst in einer Art verschmolzen sind, die selbst über dem demokratischen Princip Nordamerica's steht. Doch ist es höchst unwahrscheinlich, daß irgend eine bedeutende Veränderung so bald wird vorgenommen werden, da der König, wenn er schon alle diese Gebrechen einsieht, sicher nicht die Initiative zur Reorganisation der Fundamentalgestalt der schwedischen Verfassung ergreifen wird, ohne durch außerordentliche Umstände dazu genöthigt zu seyn. Er ist nicht nach Schweden gekommen, um den Reformator zu spielen, sondern um das Bestehende zu schützen. Es gibt Vorurtheile, gegen die man nicht kämpfen darf, und Mißbräuche, die durch ihr Alter erträglich geworden sind. Sein Grundsatz scheint, jede Neuerung nur durch Klugheit und nicht mit Uebereilung herbeizuführen, und es der Zeit zu überlassen, ihre Nothwendigkeit herauszustellen, wo dann Verbesserungen sich von selbst einführen. Und endlich, wo ist das Land, das nicht über Mißbräuche zu klagen hätte? Sind sie nicht unserer armseligen menschlichen Natur anklebend, eine traurige Ausgleichung für das wenige Gute, dessen wir uns zu erfreuen haben? Irrthümer, die nicht nachtheilig einwirken, sind vielleicht für die Völker, was die Vorurtheile beim einzelnen Menschen werden; die gesellschaftliche Ordnung könnte ohne beide nicht bestehen.

Man hat Schweden zu lange für ein Land an-

gesehen, das keine Literatur besitze, ohne Unterricht, und weit hinter der Bildung des übrigen Europa's zurück sey. Das Vaterland des Tychobrahe, Linné, Bergmann, Puffendorf, Pohlheim bedarf keiner weitern Rechtfertigung, und die letzten Jahre sahen wir Werke des ersten Ranges aus der schwedischen Literatur hervorgehen. Unter den Männern, welche sich auf dieser Bahn verherrlichten, steht der große Dichter Tegnér, Bischof zu Warid, oben an. Sein Gedicht, Fritiohfs-Saga, ist bewundernswürdig. Der Stoff ist einer alten Legende entnommen, über welche der Dichter den Hauch einer edlen Schwärmerei, vereint mit den erhabensten Ideen und den riesenhaftesten Bildern, auszubreiten wußte. Dieses Gedicht ist gleich Axel bereits öfter ins Deutsche übertragen und uns zugänglich gemacht. Es herrscht in Schweden ein edles Streben, das Reich der Wissenschaft und Belletristik zu vergrößern, und das Monument des unsterblichen Bollmann beweis't die Dankbarkeit der Schweden für ihre Dichter. Der Unterricht ist in diesem Lande völlig frei, und jeder kann nach Belieben eine Schule für die Jugend errichten. Die Lancaster'sche Methode hat hier Wunder gethan, und ich habe in ganz Schweden keinen Menschen gefunden, der nicht lesen, und sehr wenige, die nicht auch schreiben und rechnen konnten. Die schwedische Sprache ist ein Dialekt des Altgothischen, das vormals in ganz Skandinavien im Gebrauch war. Ihre Aehnlichkeit mit dem Deutschen und noch mehr mit dem Englischen ist auffallend, und stammt vermuthlich von den Eroberungskriegen der Skandinavier in England und der

Schweden in Deutschland. Das Landvolk hat mehrere Dialekte, das hauptsächlichste Patois aber, eine Vermengung des Dänischen, findet man in Schonen. Dalecarlien hat seine eigene Sprache, wie seine eigenen Sitten. Das Schwedische klingt ungemein weich, und hat im Munde der Frauen eine graciöse Anmuth.

In Schweden reis't alles im Wagen, es gibt wenige seiner Bewohner, die nicht mindestens einen Karren und ein Pferd hätten, und ich entsinne mich kaum, Menschen zu Fuß auf den Landstraßen begegnet zu haben. Die Wägelchen, deren sich die Bauern bedienen, sind klein und nieder, und einer der hohen zweiräderigen Karren, wie sie am Rhein und in den Niederlanden gehen, würden hier viel Aufsehen machen. Der Waarenhandel geht hier nicht auf der Achse, da die Wasserverbindungen sehr vielfältig sind, und daher kommt auch der vortreffliche Zustand der Straßen, welche ich unbedingt selbst den englischen vorziehe, da sie sich leichter erhalten lassen, und das Material, dieser unverwüstliche schwedische Granit, überall zur Hand ist. Wie Schweden überhaupt noch viele aus früheſter Zeit überlieferte Einrichtungen besitzt, so muß auch jetzt noch jeder Bauer die Strecke der Straße, welche an seinem Gute hinzieht, im Stand erhalten; eine Art Frohndienst, der weit besser ausgeführt wird, als die ähnliche den Städtebewohnern auferlegte Verbindlichkeit das Pflaster vor ihren Häusern zu besorgen, woraus aber, da dieses Geschäft ohne Kenntniß und Interesse betrieben wird, der Nachtheil entspringt, daß man in den schwedischen Städten, ja selbst in mehrern Straßen Stockholms, am hellen

Tage die Beine brechen kann. Dieß ist schwer zu verantworten in einem Lande, dessen Städte auf Granitlagern ruhen, und wo es sich nur darum handelt, diese Steine zu behauen, um Quaderpflaster wie in Neapel zu erhalten, Mit desto mehr Sorgfalt werden nun aber die Landstraßen behandelt, und wenn man auf den schwedischen Bauernkarren in unserm Lande, oder gar auf den französischen Steinchausseen fahren sollte, so würde man buchstäblich gerädert werden. Hier rollt aber das Carriol auf Achse und niedern hölzernen Rädern gleich einem Kinderwagen auf dem Bretterboden fort, und man fährt tagelang, ohne einen Stoß von Steinen zu empfinden. Die Straßen trocknen sehr geschwind, und weder der Winter noch anhaltender Regen machen auf sie besondern Eindruck.

Man hatte die Absicht, in Schweden die Posteinrichtung des übrigen Europa's einzuführen, allein die darüber gepflogenen Verhandlungen in der Ständeversammlung zeigten, daß die herrschende Methode nicht so lästig sey, als man sich einbildete, und die Bauern waren die eifrigsten in Verwerfung jeder Neuerung. Postrelais sind auf allen Straßen in Entfernungen von fünf bis sechs Stunden angebracht. Der Postmeister muß eine bestimmte Anzahl Pferde eigen halten, deren Zahl sich jedoch nie über acht erstreckt, je nachdem die Route frequent ist. Den eigentlichen Dienst aber versehen die durch das Loos bestimmten Grundbesitzer, und die Reserve bildet sich durch Grundholden der Nachbarschaft. Die Pferde der Bereitschaft bleiben immer 24 Stunden im Posthause, und werden sogleich ergänzt, wenn die fertigstehenden

verbraucht wurden. Diese Einrichtung gilt für die Hauptstraßen, wo es deßhalb nicht nöthig ist, sich voraus ansagen zu lassen. Reis't man aber in Provinzen, welche keine so häufige Circulation haben, so sendet man einige Stunden vor seiner Abreise einen Vorboten voraus, der gedruckte Billets auf die Relais bringt, welche die Ankunft und benöthigte Pferdezahl ausweisen, und die der Vorbote dem Hollkarl übergibt. Kein Bauer, der zu dieser Fahrt bestimmt ist, braucht länger als zwei Stunden über die auf dem Billet bestimmte Zeit zu warten. Er reitet dann nach Hause, und man ist genöthigt einen andern Vorboten abzuschicken, während auf der ganzen Route das doppelte Postgeld zu entrichten kommt. Dagegen muß der consignirte Bauer auch den Reisenden schadlos halten, falls er mit seinen Pferden nicht zur angezeigten Stunde bereit steht, und die ganzen durch die Verzögerung verursachten Kosten tragen. Indessen macht man selten mehr Gebrauch von Vorboten, und nur große Herrschaften, die viele Pferde benöthigen, bedienen sich ihrer noch zuweilen. Diese Art zu reisen, ist eine der schnellsten, die ich kenne; allein ihr Hauptnachtheil ist, daß man durch die Bestellung gleichsam fortgerissen wird, um die Zeit einzuhalten, die sonst sehr theuer zu stehen kommt, weßhalb ich jedem Reisenden in Schweden rathe, sich nie durch Vorboten zu binden, wenn er nicht ganz auf Betrachtung der Gegend Verzicht leisten will. Die Bauern, welche ihre Pferde oft auf zehn Stunden weit hereinbringen, fahren in der Regel selbst,

und die Preise sind äußerst mäßig. Man zahlt die Meile für ein Pferd 16 Schillinge, das man noch vor wenigen Jahren nur mit 8 Schillingen bezahlt haben soll. Die Regel ist, daß die schwedische Meile, die anderthalb deutsche beträgt, in 1½ Stunde zurückgelegt werden muß, allein man fährt meistens viel geschwinder. Die kleinen Pferde sind feurigen Temperaments und von niedlicher Taille, und man kann sich nichts Ausdauernderes denken, als diese unermüdlichen Thiere. Die Wagen rollen unaufhaltsam fort, die Umspannung erfordert kaum eine Minute, und das Glas Branntwein, das man dabei dem Postillon reicht, trägt reiche Zinsen. Die Pferde gehen bergauf und bergab stets Trab und Galopp, und da man fast nie einsperrt, so kann man sich hierbei eines ängstlichen Gefühles nicht erwehren, wenn man die schnaubenden Pferde über eine steile Anhöhe hinabrennen sieht, bis man sich von ihrer Sicherheit überzeugt hat. Man fährt auch selbst, und läßt dann den Bauer hinten aufsitzen, dem man kein Trinkgeld schuldig ist. Gibt man ihm aber eine Kleinigkeit, und läßt ihn selbst fahren, so macht man die schwedische Meile in einer, auch in drei Viertelstunden. Nur zum Beispiel die Wohlfeilheit einer Reise: von Stockholm nach Ystadt sind 66⅓ schwedische, also 99¾ deutsche Meilen. Die schwedische Meile zahlt 16 Schillinge Banco, welche gleich sind mit ⅓ Gulden rheinisch. Man reis't also in diesem Lande 100 Meilen Extrapost um zwei Karolins. Um sich die Sache leichter zu machen, kauft man sich einen Wagen in Federn, offen, klein, aber bequem.

Jeder Wagen, der vom Auslande kommt, muß auf, wenn der Reisende nicht vorzieht, den durch Schiedsrichter taxirten Werth zu hinterlegen, die Douane gebracht werden, in welchem Fall eine Quittung für die erlegte Summe gegeben wird, die man zurückerhält, wenn man das Reich wieder verläßt. Geschieht dieß nicht binnen 1 Jahr und 1 Tag, so ist die Summe verloren. Man kann daher Reisende nicht genug davor warnen, mit eigenen Wagen nach Schweden zu kommen, da sie über 30 Procent dafür bezahlen müssen, und mit schweren Equipagen in dem Gebirgslande doch nicht weiter kommen. Diese Prohibitivmaßregel erreicht gleich allen ihren Schwestern den damit verbundenen Zweck keineswegs, und das daraus entspringende Monopol der schwedischen Fabricanten hindert jede Verbesserung. Die Gastwirthe befinden sich am besten bei dieser Einrichtung, da sie immer eine Menge Fuhrwerke zum Verkaufe beisammen haben. Man führte mich in einen großen mit Schupfen und Remisen eingefaßten Hofraum, wo ich eine Unzahl Vehikel aller Formen und aller Zeiten versammelt fand, und wo die abenteuerlichsten Landaus, Coupés, Cabriolets, Glaswagen, Char à bancs, im ehrwürdig alterthümlichen Kreise vertraulich beisammenstanden. Man machte mir eine glänzende Schilderung der hohen Personen, welche sich dieser respectablen Ueberlieferungen in frühern Zeiten bedient, und ich mußte die beredte Enumeration durch den übrigens sehr billigen Ankauf eines bescheidenen Wägelchens gewaltsam beendigen. Um 50 Thaler bekommt man schon etwas Gutes, und verkauft man den

Wagen am Ende der Reise nur um die Hälfte des Ankaufspreises, so bleibt eine solche Reise doch immer sehr wohlfeil. Hierin liegt auch der Grund, weßhalb die Diligencen, welche seit drei Jahren eingeführt wurden, in Schweden nicht gedeihen. Die Eilfahrt nach Ystadt mußte bereits eingestellt werden, und dieses Jahr besteht nur noch eine Postkutschenverbindung: nämlich von Stockholm über Helsingborg nach Gothenburg oder direct dahin. Einer dieser Eilwagen bleibt dreimal über Nacht, der andere geht Tag und Nacht. Uebrigens fährt beinahe niemand damit, und so werden sie wohl aufhören müssen. —

Die Straßen sind in ganz Schweden von Zeit zu Zeit mit Gatterthüren versperrt, um das Vieh zu verschließen. Gewöhnlich halten sich kleine Kinder in der Nähe auf, um dem Postillon die Mühe des Absteigens zu ersparen, und man macht sie überselig, wenn man ihnen ein Kupferstück zuwirft. Ich sah immer mit wahrem Entzücken diese reizenden blonden Engelsköpfe mit den frischen rothen Wangen und den sanften, milden Augen, wie sie eiligst auf die Fallthore zusprangen, und dann mit zierlicher Dankrede die kleine Belohnung hinnahmen, denn das schöne Gesetz der Höflichkeit ist allen Classen der Gesellschaft in dem gesitteten Schweden von Jugend auf tief eingeprägt.

Das schwedische Wirthshaus erinnert an die ländlichen und gastfreundlichen Sitten dieses Landes, und es liegt etwas Rührendes in dem anspruchlosen Luxus dieser guten Menschen. Man wird in einen kleinen Salon geführt, und das Frühstück besteht aus Kaffee, Butter und

frischen Eiern, während der frisch gescheuerte Stubenboden mit Blumen und Tannenreisern gleich einem Teppich überlegt ist. Von der schwedischen Gastfreundschaft habe ich die schönsten Erfahrungen gesammelt, und sie verdient ihren in so vielen alten Sagen überlieferten Ruhm mit vollem Rechte. Von den fernen Lappen bis zur baltischen See unterläßt der ärmste Bauer niemals, den Boden seiner Hütte mit Blumen und Gesträuch während der ganzen schönen Jahreszeit und besonders an Festtagen zu bedecken — eine uralte Sitte, die selbst vor Zeiten im Palaste des Königs eingeführt gewesen seyn soll. Das Mittagessen wird in den schwedischen Wirthshäusern sehr kurz gefaßt, allein man servirt es mit der äußersten Reinlichkeit. Die Schlafgemächer gewähren einen freundlichen Anblick, und weiße Fensterdraperien, elegante Meubles, hübsche Tapeten, findet man in den unscheinbarsten Häusern. Leider kann man dasselbe nicht von den Betten sagen, die aus schmalen, sophaähnlichen Lagerstätten bestehen und unbequem sind. Es ist ganz unmöglich, daß zwei Personen darin schlafen können, und wie es Eheleute machen, weiß ich nicht anzugeben, da ich nie in das Heiligthum des Matrimoniums gedrungen bin. —

Die Prophezeyung der dänischen Paßbeamten hatte sich realisirt. Mit einem regelmäßigen Passe vom Hause versehen, der in London von allen Gesandten, also auch dem schwedischen visirt worden war, und mit dreimal in Dänemark erneutem und dreimal bezahltem Paß in der Tasche, mußte ich doch auf schwedischem Boden abermals einen neuen Paß mit etwa drei Thalern bezahlen,

um ihn in Stockholm wieder mit einem neuen Paß eben so theuer zu vertauschen. Man ist in Schweden sehr aufmerksam auf die Fremden, welches bis jetzt der Polizei eben nicht schwer gemacht wird. Man findet übrigens diese scrupulose Activität der Polizei im ganzen Norden, obgleich Rußland in den Drangsalen der Inquisition den Vorrang vor allen europäischen Staaten behauptet. Allein abgesehen von den Vexationen von Polizei und Douane, kann der Fremde nicht umhin eine günstige Meinung von einer Nation zu fassen, die ihm so sanft, friedlich und gastlich entgegenkommt. Die Verbrechen, welche Schrecken und Verwirrung in die menschliche Gesellschaft bringen, sind in Schweden beinahe unbekannt; von Straßenraub und Mord gibt es kaum ein Beispiel, und man kann zu allen Zeiten reisen, ohne durch Unsicherheit beunruhigt zu werden. Das Eigenthum ist heilig, und die Nation ist eben so energisch als gesittet. Jene außerordentliche Oekonomie der äußeren Höflichkeit, welche die Engländer mit Geringschätzung auf unser complimentenreiches Vaterland herabsehen läßt, und die sich immer mehr in französische Sitte einmengt, hat glücklicherweise in dem patriarchalischen Schweden noch keine Wurzel gefaßt. In Gesellschaft oder während man mit Damen und höheren Personen spricht, nimmt man hier noch den Hut ab; allein dessen ungeachtet zeigt das ganze Benehmen dieses noblen Volkes seinen Stolz auf seine großen Erinnerungen und das tiefe Gefühl innerer Würde.

Der Reichthum Schwedens besteht in seinen Minen, und sie müssen für die geringe Productivität seines

Bodens entschädigen. Durch Jahrhunderte befanden sich diese Mineralschätze in den Händen der Geistlichkeit, die ihren Werth nicht zu würdigen wußte. Auch der Regierung gelang es nicht, sie besser zu benützen, nachdem sie sich ihrer Ausbeutung angenommen hatte, und sie gingen in den Besitz von Privaten über. Allein erst seit dem vierzehnten Jahrhundert ist die Wichtigkeit der Minen anerkannt, und mit Hülfe deutscher und belgischer Minengräber, und mit Capitalien, welche die Hansestädte vorschossen, gab die Ausbeutung dieses kostbaren Industriezweiges dem Lande plötzlich eine andere Gestalt, und man erkannte in Schweden, welchen Lohn die Erde ihren Bebauern bietet. Die Geschichte des Eisens ist die des Menschengeschlechtes, ohne Eisen können wir keinen Industriezweig cultiviren, und in der ganzen gegenwärtigen Epoche, die das Emblem aller mechanischen Entwicklung und Vervollkommnung trägt, steigt das Eisen mit seinem Bedarf der Art im Preise, daß man Schweden jetzt schon für dreimal reicher ansehen darf, als es vor zwanzig Jahren war. Wenn wir England betrachten, dessen eigenes Eisen das schlechteste in Europa ist, und nur durch chemische Behandlung verbessert werden kann, so sehen wir, daß Schweden immer noch nicht zur wahren Erkenntniß seines Reichthums gekommen ist, und daß es, bei gehöriger Behandlung seiner unterirdischen Schatzkammern, und namentlich bei zweckmäßigerer Regulirung der Ausfuhr, schon jetzt das Doppelte seines gegenwärtigen Einkommens erwerben könnte.

Die größte und beste Eisenmine Schwedens ist Danemora, das einige Meilen von Upsala entfernt ist. Sie hat mehrere Eingänge, und so viele Minen ich schon gesehen, so habe ich doch bei keiner einen solchen malerischen Anblick gefunden. Die Oeffnungen sind weiter, als mir irgend anderswo vorgekommen, und man erkennt in einer Tiefe von 500 Fuß die Arbeiter beim Fackelscheine deutlich, aber in unendlich verkleinertem Maßstabe. Pferde setzen die großen Räder in Bewegung, womit die Kübel heraufgezogen werden. Das Sprengen der Minen, welches in der Regel zur Mittagstunde vorgenommen wird, macht eine imposante Wirkung durch wiederholte Echos. Falun ist die größte Kupfermine, allein wie Danemora jährlich an Ergiebigkeit abnimmt, so ist auch Falun auf dem Punkte der Erschöpfung. In diesen gefährlichen Schachten ist durch Einstürze schon viel Unglück geschehen, da sie an mehreren Stellen zu stark ausgehöhlt waren. Beim Oeffnen einer Galerie zwischen zwei Minengängen fanden einige Schachtgräber an einer Stelle, die seit Menschenerinnerung nicht gegraben worden war, und in der Tiefe von 400 Fuß, den Leichnam eines jungen Menschen, den Vitriolwasser und Alkali versteinert hatten, ohne ihm eine seiner Jugendformen zu rauben. Alles betrachtete mit Erstaunen diese seltene Mumie, als plötzlich ein altes Mütterchen herbeikam und in bittere Thränen ausbrach, indem sie die Züge ihres vor fünfzig Jahren verschwundenen Bräutigams erkannte. Vermuthlich war er allein in die Tiefe gestiegen und

ertrunken. Ein Erdsturz mochte später den Ort, wo er lag, verschüttet haben. Die Jahre hatten das Antlitz der alten Frau mit Runzeln bedeckt, während ihr Geliebter, dem Grabe entstiegen, mit den schönen Zügen der Jugend vor ihre Augen trat. — Ein großer Nachtheil für dieses Land ist, daß man bis jetzt nur Eine Steinkohlengrube in Schonen entdeckt hat. Die Maschinenfabrik des Hrn. Fraser in Motala kann nicht genug liefern, und die Werkstätte dieses kleinen John Cockerill übertrifft an Schönheit und Solidität, besonders aber durch das zur Auswahl stehende vortreffliche Eisen, die Arbeiten vieler seiner englischen Landsleute. Die Metalle steigen in Schweden in demselben Grade im Preise, als die enorme Nachfrage sich von außen erhöht. Die Silberminen zu Sala haben neue Galerien eröffnet, und sind ergiebiger geworden als je; allein die wahre Schatzkammer Schwedens bleiben immer seine reichen Eisenschachten. Die Kanonengießereien des Grafen Ridderstolpe in Strafojo, und des Grafen Wetterstädt in Finspång sind mit Bestellungen überhäuft, und Officiere der meisten europäischen Armeen befinden sich in diesen Stückbohrereien (unter denen die des Hofmarschalls Warrendorf in Aker den ersten Rang behauptet), um dem Gießen und Bohren der Geschütze beizuwohnen und sie an Ort und Stelle zu probiren. Aus Mangel an Steinkohlen werden die meisten Dampfschiffe, die im Innern gehen, mit Holz gefeuert, welches bei der stets wachsenden Zahl derselben in die Dauer nachtheilig wirken muß. Es ist außerordentlich, wie seit drei Jahren sich die Dampfschifffahrt in Schweden

ausgebreitet hat. Auf den großen Seen im Innern, und auf den sie verbindenden und ihre Producte in die fernen Meere verführenden herrlichen Canälen wimmelt es von Dampfschiffen aller Art, und Stockholm besitzt ihrer bereits 28 für seinen eigenen Dienst. Allein in diesem Jahre wird diese Einrichtung auf einem größern Fuße zur Verbindung mit dem Auslande betrieben, wozu sich mehrere Actiengesellschaften vereinigt haben. Namentlich scheint die directe Verbindung mit England von Gothenburg nach Hull durch die Theilnahme beider Regierungen und Uebernahme der Posten gesichert zu seyn, und man wird von London nach Stockholm in 6 bis 7 Tagen reisen können. Ferner tritt die unmittelbare Communication mit Petersburg ins Leben, während bisher nur ein Vapor nach Abo ging. Nach Tornea wird im Junius auch ein Dampfschiff gehen, und wer dort einen Tag ohne Nacht sehen, oder den Lappen einen Besuch abstatten will, kann dieß auf die bequemste Art abmachen. Außer dem Göthacanal kann man nun von Stockholm aus durch den Mälarsee, durch den Arboga= und Hjelmarencanal in den Hjelmarensee und nach Orebro auf Dampfbooten fahren. Ebenso führt ein Canal durch den Fyrisån nach Upsala, ein anderer nach Gara; ferner bestehen die Canäle von Wäto und Weddö, welche die Verbindung mit dem bothnischen Meerbusen, und der Insel Aland erleichtern. Dieses Jahr werden alle diese Dampfschiffverbindungen auf allen künstlichen Wasserstraßen der Art regulirt und vervielfacht, daß Reisende ohne Aufenthalt Schweden in allen Richtungen durchziehen können, sie mögen nun von

England, Deutschland oder Rußland dahinkommen. Man findet nunmehr regelmäßige Dampfschiffcurse von Petersburg, Greifswalde, Travemünde, Kopenhagen, Havre und Hull, nach Schweden, und kein Reisefreund wird es bereuen, sich nach diesen bisher so wenig bekannten nördlichen Zonen zu wenden, wenn er die hiezu günstige Jahreszeit, nämlich die Monate Junius, Julius und August, dazu verwenden will.

Gothenburg ist die zweite Stadt des schwedischen Reiches. Ihr Anblick bietet ein außerordentliches Schauspiel. So weit das Auge reicht, umringen kahle, malerisch gruppirte Felsen die schöne Stadt, und die kühne Basaltformation, welche in einem verwirrten Uebereinanderhängen von Felsenblöcken besteht, ruft uns die Idee des Ur-Chaos vor die Phantasie. Man sollte beim Anblick dieser wilden Gegend glauben, daß sie durch irgend eine neue Katastrophe zerstört worden, und die von zahllosen tiefeingeschnittenen Krümmungen und steilen Inseln eingefaßte Küste, deren entsetzliche Nacktheit nur überhängende drohende Felsenmassen zeigt, bildet eine eben so bizarre als erhabene Scene. Unwillkürlich ist man von dem Anblick dieser trostlosen öden Berge, von der nur durch Ruderschläge oder dem Brausen der Wellen unterbrochenen Einsamkeit und Stille der See, zur Bewunderung hingerissen, und dieses erhabene Naturbild, über das sich die schauerliche Beleuchtung eines Herbstabends ausbreitete, hinterließ in meiner Seele einen unverlöschlichen Eindruck. Es ist kaum möglich, eine wildere und phantastischere Umgebung zu sehen, und der Boden ringsum auf

drei Stunden in die Runde und noch weiter längs der Küsten behält überall denselben Charakter. Die Lage Gothenburgs ist ganz außerordentlich, es ist mitten unter kahlen Felsen am Ausfluß des Gothaelfs erbaut. Allein aus der Zerstörung der Urwelt tritt man in das rege Leben eines bevölkerten Seeplatzes, und die schönen breiten rechtwinklichten Straßen, die superben Gebäude, die breiten mit Bäumen gezierten Canäle und Brücken, versetzen uns plötzlich in das Gewirr einer der schönsten Städte, deren Physiognomie ihren batavischen Ursprung nur zu deutlich anzeigt. Der weite Hafen ist durch das auf einem Felsen stehende Castell Elfsberg beherrscht, dessen Batterien den Eingang in den Fluß bestreichen. Dieser Hafen und die Lage Gothenburgs müssen ihm den Glanz einst wiedergeben, den es während der Continentalsperre besessen, und dessen Spur wir noch in dem großartigen Ansehen seiner schönen Häuser, und der überall vorherrschenden Opulenz finden, die man in keiner Stadt Schwedens so ausgeprägt sieht. Die Gasthöfe Gothenburgs sind die besten im Lande, und der Luxus und die Einrichtung der Privathäuser ist ganz in englischem Style. Die Gastfreundschaft wird hier auf dem ausgedehntesten Fuße geübt, und ich wurde in Häuser eingeladen, die ich selbst nicht dem Namen nach kannte. Allein dieser Stapelplatz der englischen Waaren, welche von hier aus Europa überschwemmten, sank nach Aufhebung der Sperre sehr herab, und es ist ihm beinahe nichts geblieben als die Erinnerung seiner vergangenen Größe. Die traurige Neigung zum Aufsehenerregen, Luxus und Prahlerei, diese ungemessene Specu-

lationswuth, und der mercantilische Schwindel, welcher alles Reelle des Handels ausschließt und allen Credit vernichtet, scheint leider hier an die Stelle weiser Berechnung und Oekonomie getreten zu seyn, und die zahllosen schmählichen Bankerotte dieses Platzes müssen dem rechtlichen Theile seiner Handelswelt schaden und ihr Ansehen untergraben. Indessen wird diese Krisis vorübergehen, und die Solidität ihrer großen Häuser, wie Wyk, Carnegie, Ungewitter, sind Bürge für bessere Zeiten, denen die Lage des Hafens und der nun vollendete Göthacanal so günstig sind. Unendlich malerisch schlängelt sich der Göthaelf zwischen den Felsen durch das schöne Thal, in welchem der Trollhättacanal beginnt. Alte Wälle und feste auf Bergen stehende uralte Thürme vollenden den Zauber eines der schönsten Bilder wilder Landschaft; die Einwohner sind äußerst zuvorkommend. Die Mädchen tragen Tücher oder weiße Hauben mit schwarzen Schleiern um den Kopf, und selbst Frauenzimmer von Stande sieht man mit seidenen Tüchern oder Schleiern über den Hüten, welches sehr gut kleidet. Die Dienstmädchen scheidet in Schweden eine scharfe Anzugslinie, und sie dürfen nirgends Hüte tragen. Die Schwedinnen sind größtentheils voll, schlank und üppig gewachsen. — Die Zuvorkommenheit der schwedischen Officiere kann ich nicht genug loben. Ich lernte hier bei einem Souper auf dem Lande zwei Majore von Götha Artillerie kennen, die mit zu den instruirtesten Officieren ihrer Waffen gehören.

Wenn man von Stockholm aus über den reizenden Mälarnsee und durch die Felsenbrücken von Drottningholm

gefahren, die Caligula's so berühmte Brücke über den Meerbusen von Bajä an Kühnheit so weit übertreffen, und für die Passage der Dampfschiffe so schwierig machen, gelangt man bald zu den schönen Ruinen des fabelreichen Sigtuna, diesem Schauplatze der großen Ereignisse, welche die schwedische Monarchie schufen, diesem Heiligthume der Theogonie, das uns das wunderbare Schauspiel des skandinavischen Olympos zeigt, bevölkert mit barbarischen, aber grandiosen Gottheiten. Die Erzählungen der Edda haben uns diese geheimnißvolle Welt aufgeschlossen, wo die Thaten der Geschichte sich mit allegorischen Dichtungen und religiösen Dogmen vermählen, eine wunderliche Mischung heroischer Thatkraft und niederen Aberglaubens, grober Irrthümer und erhabener Gedanken, graciöser, verführerischer Darstellungen neben rauhen und Schrecken erzeugenden Bildern. Hier herrschte Odin, das Haupt dieser Kosmogonie, der furchtbare Anführer der wilden Gothen, der Mahomed des Nordens, der seine Gesetze mit magischen Lettern in Runensteine grub, und der mit dem Griffel Clio's seine Thaten in die Geschichtbücher der Unsterblichkeit eintrug. Von den blühenden Ufern des schwarzen Meeres führte er die sieggewohnten Gothen nach dem kalten Norden, zog erobernd durch Rußland, Sarmatien, Nordgermanien nach Skandinavien, und hinterließ auf diesem Zuge seine Gesetze, baute Städte, und vertheilte Kronen an seine Söhne. König und Hoherpriester zugleich, wußte er den Aberglauben der Völker zu seinem Vortheil zu benützen, denn große Geister finden zu jeder Zeit die

rechten Mittel. Er starb als Gott verehrt in Sigtuna, seiner Hauptstadt, und lange noch betete ihn die Nation als ihre höchste Gottheit an, und als herrschendes Symbol des skandinavischen Glaubens.

Und wie man nun dem Laufe des Fyris Aen folgt, verliert sich immer mehr der Charakter wilder Größe, der sich im größten Theile Schwedens ausspricht: die Gebirge entfernen sich, die Landschaft verflacht und eine weite fruchtbare Ebene entfaltet sich vor unsern Augen — die Ebene von Upland, berühmt in Schwedens Geschichte, selbst zu den Zeiten Odins, unter dem blutgetränkten Namen Fyris veld. Beim Umbuge des Flusses erblickt man plötzlich auf hohem Hügel zur Linken die alte Burg Gustav Wasa's, und neben ihr auf getrennter Höhe die neue Universität, ein Prachtgebäude, beinahe zu prächtig für das arme Schweden. Kaum dem Schiff entstiegen, eilten wir auf dieses neue Gebäude, das eine unbeschreibliche Fernsicht über die unabsehbare Schlachtenebene gebietet, und wo die phantastischen Grabhügel des alten Upsala so rührend herüberschauen. Das Vestibul, das Stiegenhaus und der obere große Saal der neuen Bibliothek machen sie eines Kaiserschlosses würdig, und das Ganze ist mit einer ewige Dauer versprechenden Solidität gebaut. Das alte Schloß ist mit seinen zwei hintern Thürmen abgebrannt, und nur der vordere Theil erhalten, den der Gouverneur bewohnt, aber nur Gefangene, keine Garnison darin commandirt. Hinten steht die Büste Gustav Wasa's auf Kanonenläufen, und rings auf dem

steilen Hügel sind alte Geschütze aufgepflanzt, welche das Pittoreske der ganzen Gruppe noch erhöhen. Hinter diesen so reizend gekrönten Hügeln liegt der kleine, aber reiche botanische Garten des unsterblichen Linné, der bekanntermaßen Schwede von Geburt war. Upsala ist eine freundliche, reinliche, mit Gärten durchzogene Stadt, und die hier studirenden jungen Leute werden zu tüchtigen Männern und nicht zu Raufbolden erzogen. Auf der alten Bibliothek stehen die eisernen geheimnißvollen Kisten, welche Gustav der Dritte hinterlassen hat. Der Zeitpunkt ihrer in des Königs Testamente bestimmten Eröffnung trifft auf dieses Jahr, und man erwartet von ihrem Inhalte wichtige Aufschlüsse über die damaligen noch mit einem Schleier bedeckten Ereignisse.

Das Alter Upsala's steigt bis zum Ursprunge der schwedischen Monarchie hinauf, deren Hauptstadt sie nach Sigtuna wurde, bis die Vortheile der Seeverbindungen die Souveräne bestimmten, den Sitz ihres Regimentes nach Stockholm zu verlegen. Die jetzige Stadt liegt aber nicht auf der Stelle der alten, deren Spuren eine Stunde entfernt in der Ebene zu sehen sind. Hier stand der alte Heidentempel, den Odins Sohn errichtet, wovon wir noch die festen Grundmauern fanden. Die Lage des alten Upsala muß sehr malerisch gewesen seyn. Auf einem Halbkreise äußerst reizend gebildeter Hügel zog sich die Stadt in einer weiten fruchtbaren Ebene hin. Die Eingeweide der Hügel bergen die Ueberreste der Könige und Edlen des Landes, und die auf den höchsten Spitzen noch stehenden Granitblöcke zeigen die Stellen an, wo die

Herrscher und ihre Räthe Gericht hielten über das unter freier Gottessonne sie umlagernde Volk. Hinter diesen Hügeln steht nun die berühmte Odinskirche, und die byzantinischen Basreliefs und heidnischen Götzenbilder sind hier mit neuchristlichen Emblemen bizarr genug vermengt. Die Vorhalle, wo die Waffen von dem Eintretenden abgelegt werden mußten, ist noch erhalten. Die Steine sind roh und ohne Cement zusammengefügt. Zunächst dieser Kirche liegt eine niedliche Gartenschenke, worin ein Getränk in einem kolossalen Horn kredenzt wird, das sich unter dem Namen des schwedischen Nektars bis auf unsere Zeit erhalten hat, und im Schwedischen Mjöd heißt. Es trinkt sich äußerst angenehm, ist aber sehr berauschend, und wird ausschließlich nur hier, gleichsam als heidnische Tradition, gefertigt. Es war ein herrlicher Abend, und wir blieben bis tief in die Nacht in der Nähe dieser Heiligthümer einer großen Vergangenheit beisammen. Ich hatte einige der Studirenden der Universität und Dragonerofficiere dieser Station kennen gelernt, und die rührenden schwedischen Gesangsweisen wechselten mit dem stets die Runde gehenden Trinkhorn in Ausfüllung unserer ländlichen Soirée, umweht von den Schauern des mächtigen Odin.

Der Trollhätta = und Göthacanal.

Schweden wird jährlich zugänglicher, und die allmächtige Dampfschifffahrt wird bald den Zug der Reisenden in dieses Land führen. Die Trennung durch Meere, besonders aber die Art, in Schweden zu reisen, hatte früher die Meisten abgeschreckt, und noch jetzt ist manche Eigenthümlichkeit in der Art des Reisens in diesem Lande wohl zu beherzigen, obschon die Verbindungsmittel im Innern sehr rasch und mannichfach sind. Kein Land Europa's ist für die Circulation der Dampfschiffe geeigneter als das seen- und flüssereiche Schweden, und die Beharrlichkeit und Ausdauer dieser Nation hat durch Felsen Canäle gebrochen, welche gegenwärtig nicht Ihresgleichen weder in Amerika noch in England finden. Die Verbindung im Innern ist in der Art erleichtert, daß man den schönsten Theil Schwedens auf das gemächlichste auf einem niedlichen, eleganten Dampfboote durchziehen kann, und den Vortheil genießt, beide Ufer zugleich vor sich zu sehen. Im Jahre 1800 wurde bereits der längst bekannte Trollhätta-Canal vollendet, eines der erstaunlichsten Werke, die jemals von Menschenhand unternommen wurden. Er führt durch den Götha-Elf von Gothenburg nach dem Wasserfalle von Trollhätta und in den Wenersee bei Wenersborg. Die große Schwierigkeit bestand darin, diese furchtbaren Cascaden zu umgehen, wozu das schmale Felsenthal wenig Auswahl darbot.

Die ersten Geister der Nation hatten sich zu allen Zeiten mit dieser Idee beschäftigt, und Gustav Adolph, so wie Karl XII hatten an verschiedenen Punkten die Felsen sprengen lassen, um einen Durchgang herzustellen. Man erstaunt über die Kühnheit der Entwürfe, die alle wieder aufgegeben werden mußten, bis man jetzt neben dem heftigsten Wassersturz ein Granitlager aufgethürmt hat, welches den Canal auf wenige Schritte von ihm vorbeiführt. Es gewährt einen eigenen Anblick, Segel- und Dampfschiffe ruhig neben dem furchtbar in die dunkeln Abstürze hinabtobenden Wasserstrome hin- und herziehen zu sehen. Die Granitberge bei Akerstrom mußten durch eine Höhe von 118 Fuß gesprengt werden, um die Schleußen darin zu logiren, und es gibt ein ganz einziges Bild, wenn man von dieser bedeutenden Höhe die Schiffe unter der dunkeln Felsenschlucht ihre mühsame Bahn beginnen sieht, und es kaum für möglich halten kann, durch welche Kräfte der Mechanik sie diese Riesenstufen ersteigen können. England hat nichts, was sich nur entfernt mit diesem Canale vergleichen läßt; auch werden in Schweden die Schleußen viel rascher gefüllt, obschon man hier zu einer Winde nur zwei, oft selbst nur Einen Menschen braucht, wo in England immer acht seyn müssen. Ich habe nicht ermitteln können, ob dieß durch zweckmäßigere Construction oder Vereinfachung der Mechanik gelungen ist. Dessen ungeachtet geht die ganze Operation weit rascher, und während man auf dem Caledonian-Canal zu jeder Schleuße eine halbe Stunde verwendet, ist hier die Füllung in längstens zehn

Minuten vollendet. Das rasche Einstürzen des Wassers in die tiefen Granitbassins bildet bei jeder Schleuße eine Cascade, der man in unserm Lande schon allein nachpilgern würde. Unglücklicherweise wurde der erste Canal zu schmal gebaut, weßhalb er auch nicht für jedes Schiff fahrbar ist. Man beschäftigt sich gegenwärtig damit, eine neue erweiterte Bahn zu bestimmen, um den Trollhätta-Canal mit dem Göthacanal gleich breit zu machen.

Es dürfte vielleicht nicht unangemessen seyn, einige nähere Andeutungen über die Natur und Beschaffenheit dieser Verbindungsmittel zu geben, und ich hebe vor allem den Göthacanal heraus, da er Schweden in seiner ganzen Breite von der Nordsee bis zum baltischen Meere, von Götheburg bis Stockholm, durchzieht. Der Fluß Götha-Elf verläßt den Wenersee bei Wenersborg, fließt durch ein herrliches Thal und ergießt sich bei Götheborg in die Nordsee. Zu allen Zeiten sahen die Schweden die Vortheile der Verbindung ihres größten Binnensees mit dem Kattegat ein, und schon Karl XII, ja bereits sein Vater, boten alles auf, um diesen Fluß schiffbar zu machen; allein alle Versuche scheiterten an den unüberwindlichen Felsenriffen und Katarakten von Trollhätta. Die damalige Zeit war noch arm an Wasserbaukundigen und unerfahren in den Hülfsmitteln der Mechanik, welche in unsern Tagen solche Wunder verrichten. Die Werke, welche man ungeachtet dieser Schwierigkeiten in den Felsenpartien des Wasserfalles begonnen, sind daher mehr ein Beweis der Kühnheit, als der Combinationsgabe der

damaligen Schweden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde der erste Versuch gemacht, die Wasserfälle von Trollhätta zu umgehen, da sie bei einem Sturze von 112 Fuß, der beinahe das ganze Thal einnimmt, alle Wasserfahrt sperrten. Der oberste Fall wird von einer mit Wald bedeckten Insel in zwei Hauptstürze getheilt und heißt der Gällinselfall. Der zweite besteht gleichfalls aus zwei nebeneinanderliegenden Abstürzen, zwischen denen der Fels, Dop-Insel genannt, liegt. Er ist etwa 60 Fuß hoch, und wegen der rasenden Brandung nie von einem menschlichen Fuße betreten worden, bis es voriges Jahr einem verwegenen Ingenieur gelang, eine Fallbrücke hinüber zu legen, welche Personen, die nicht zum Schwindel geneigt sind, den großartigsten Anblick der Cascaden darbietet. Der erste Fall bildet eine herrliche, sanft hinabgleitende Strömung, der zweite hingegen ist ein furchtbarer Katarakt, der seinen Wasserstaub weit über Wald und Berg ausschüttet, und wild dröhnend sich zwischen die Granitfelsen hinabstürzt. Der dritte Fall heißt der Stampsstrom, und seine Cascatellen werden die Höllenfälle genannt. Hier ist vermuthlich der tiefen Lage wegen die stärkste Resonanz, und das entsetzliche Toben dieser letzten Katarakte widerhallt weit hinaus in den grauen Schluchten und dunkeln Wäldern. Es wurde nun seitwärts von Trollhätta ein Steindamm gegen den Abfluß des Wassers aus dem Wenersee errichtet, der noch jetzt steht und ein großes Bassin bildet. Hier wurde die erste Schleuße mit 28, und die zweite sogar mit 56 Fuß Fall gebaut, wovon meines

Wissens kein ähnliches Beispiel in der Welt existirt. Der ganze Canal ist in Felsen gehauen. Der Tunnel, durch den er geleitet wurde, kam oberhalb der Höllenfälle heraus, und man sieht noch seine Ausmündung. Um nun die Passage der Höllenfälle möglich zu machen, ward ein Felsendamm aufgerichtet, ein Granitstollen von 161 Fuß gesprengt, und das Ganze war wirklich bis zum Einhängen der Schleußenthore vollendet, als die Wuth des zu hoch aufgestauten Wassers den Wehrdamm, auf dem kurz zuvor der König gestanden, in seine Fluthen hinabriß und das gewagte Unternehmen beendete. Nachdem dieser erste Plan gescheitert, wurde der Trollhätta-Canal im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts durch Nordwall ausgeführt und im Jahre 1800 zum erstenmale befahren. Er besteht aus acht Schleußen, deren jede 14 Fuß Fall und 22 Fuß Breite hat, und deren Höhe vom untern Thore bis zur Fallmauer 112 Fuß beträgt. Sie stehen so nahe übereinander, daß man ein Schiff, das oben am letzten Thore steht, von unten beinahe gerade über seinem Kopfe sieht. Die sämmtlichen Schleußen sind aus Granitfelsen gesprengt, und die aus Werkstücken und Bruchsteinen mit dem vortrefflichen schwedischen Cement gemauerten Seitenwände trotzen der Ewigkeit. Die Unzulänglichkeit der angegebenen Breite ist anerkannt, und man beschäftigt sich damit, einen ganz neuen Canal durch den Götha-Elf zu führen, wodurch erst der neue und breitere Göthacanal in seine volle Wichtigkeit eintreten wird. Der Beharrlichkeit des Admirals v. Platen ist es gelungen, dieses große Werk zu vollen-

den, wodurch Schweden eine Wasserstraße von 82 deutschen Meilen durch sein Land zieht, und zwei große Meere, so wie seine größten Seen miteinander verbindet. Der Göthacanal fängt am Wenersee bei Sjötorp an, und hat auf seinem Zuge Wasserspeisen im Ueberflusse, worauf beim Canal alles ankommt. Auch hat der ganze Canal guten Grund und wenig Sandlagen, welche das Wasser einsaugen und die reichsten Zuflüsse unnütz machen. Daß das Niveau kein Hinderniß für den Canalbau bietet, zeigt diese grandiose Schöpfung zur Evidenz, indem der Wickensee, das Hauptspeisewasser zweier Canaltheile, 308 Fuß höher liegt als die Ostsee. Um zu verhindern, daß aus den großen Seen nicht zu große Wassermassen in den Canal dringen, haben die Schweden die Eintrittsschleußen mit horizontalen Bögen angelegt, wodurch die Höhe des Wassers in den obern Canalhaltungen regulirt wird. In den meisten Aquäducten sind Absperrungen aus Balkenwänden, damit, wenn das Hochwasser einen Canaldamm bricht, nur ein Theil trocken laufen kann. Der ganze Canal durchläuft 72 Schleußen und geht durch den Wenersee, Hajsdorp, Wickensee, bei der Festung Carlsborg in den Wettersee, Boren- und Roxensee und bei Söderköping durch Slålbahen in die Ostsee und bei Södertelje in den Mälarsee nach Stockholm. In den verschiedenen, die genannten Seen verbindenden Canalabtheilungen liegen überdieß, der Ausbesserungsarbeiten wegen, zwei und zwanzig Steinthore, etwa auf 5000 Fuß Abstand. Neun und zwanzig Aquäducte führen die verschiedenen Bäche

und Gräben unter diesem Canal durch, aus dem über vier und zwanzig Ueberfälle das zur Schifffahrt überflüssige Wasser entlastet wird. Neun Bassins befinden sich zur Aufnahme der Schiffe in den verschiedenen Canalabtheilungen, und vier Schiffsdocken, jede zur Aufnahme von zwanzig Schiffen angelegt. Außerdem sind noch bei den Canalmündungen in die Ostsee fünf Häfen, deren massive Seedämme auf Senkwerke construirt sind. Der Canal ist überall mindestens zu 10 Fuß, und wo er durch das Sandlager geht, ist dasselbe noch 3 bis 4 Fuß ausgehoben und der Raum mit Thon gefüllt, um die Verseigung des Wassers zu verhindern. Dieses großartige Werk, das größtentheils aus Granitfelsen gesprengt und gehauen wurde, verdankt Schweden der eisernen Beharrlichkeit des Admirals v. Platen, der sich hier ein unzerstörbares Monument setzte. Der Göthacanal ist durch Actien und Ständebeischüsse erbaut worden, und dient als Beispiel des Patriotismus, der Oekonomie und technischen Kenntnisse der Schweden. Die Kosten sollen sich auf nicht ganz acht Millionen Gulden belaufen haben, und wenn man bedenkt, daß der Trollhätta-Canal das Doppelte kostete, so begreift man kaum, wie ein so armes Land, wie Schweden, solche Summen aufbringen kann, obschon andrerseits anerkannt werden muß, daß der ganze Bau mit einer nachahmungswürdigen Sparsamkeit ausgeführt worden ist. Der Trollhätta-Canal wirft an zwanzig Procent Dividende ab, während der erst seit drei Jahren befahrene Göthacanal seinen Actionärs bis jetzt noch gar nichts gegeben hat.

Allein dessen ungeachtet ist das Vertrauen so groß, und der unausbleibliche Vortheil so sehr in die Augen springend, daß Niemand Actien abgeben will, und diese daher auch keinen Curs haben. Auffallend erscheint bei diesem Canalbau der Vortheil, welcher namentlich in pecuniärer Beziehung mit der Verwendung der Soldaten bei solchen Bauten verknüpft ist. Die schwedischen Truppen trugen sehr viel zum Gelingen dieses schwierigen Unternehmens bei. Sie wurden abtheilungsweise mit Ober- und Unterofficieren ständig bei diesen Arbeiten angestellt, und erwarben sich bald eine Uebung, die sie, gepaart mit militärischer Disciplin, allen andern Arbeitern weit vorziehen ließ. Die Arbeit wurde dem Soldaten, sie mochte nun in Steinsprengen, Mauerwerk oder Erdarbeit bestehen, nach Kubikklafter zu gestellten Preisen bezahlt, so daß er sich des Tages 18 bis 20 Kreuzer verdienen konnte. Die Lieferung der Lebensmittel wurde nicht Mäklern überlassen, sondern die Vorräthe durch die Militärvorstände beigeschafft, und den Truppen in den besten Qualitäten zu mäßigen Preisen abgelassen. Die Truppen, welche in der Zahl von 2000 Mann bei diesem auf allen Hauptpunkten zugleich begonnenen Riesenwerke verwendet wurden, hatten sich vielseitige Kenntnisse und praktische Erfahrungen gesammelt, die für den Kriegsdienst vom höchsten Nutzen waren, und wovon ich nur das auf die Hälfte verringerte Pulverquantum zum Felsensprengen hier anführe. Die von diesen Kriegern hier aufgeführten Schleußenwände aus festem Kalkstein und die festen Schleußenpfosten von Granit, zeugen von großer

Geschicklichkeit und Ausdauer. Namentlich waren sie in Behauung des Granits ausgezeichnet. Die Dämme dieses Canals sind wohl in keinem andern Lande ausführbar, weil Stein und Cement fehlen. Schweden hat die besten Kalkarten, die vielleicht existiren, und ihre Vermischung mit Alaun und Sand gibt ihm eine unzerstörbare Härte. Seit einigen Jahren bedient man sich dieses Mörtels zum Häuserbau, und das abgebrannte Städtchen Wenersborg wurde auf diese Weise wieder aufgebaut. Man errichtet die Häuser von doppelten Brettern, zwischen welche dieses Cement von Kalk und Sand, mit Wasser gemengt, fließend gegossen wird. Nach einigen Monaten hat sich das Cement krystallisirt, man hebt die Bretter ab, und das Haus ist fertig. — Der Göthacanal wurde im Jahre 1815 begonnen, und wird seit dem Jahre 1832 in seiner ganzen Länge befahren. Im Jahre 1836 wurde auf ihm eine regelmäßige Dampfschifffahrt etablirt, und das erste Dampfboot trug den Namen des Admirals Platen, des Schöpfers dieses großen Werkes. Man kann sich nichts Angenehmeres, Gefahrloseres und Wohlfeileres denken, als diese Canalfahrt durch den reizendsten Theil eines der schönsten Länder der Erde. Die Boote sind sehr bequem eingerichtet, und kleine niedliche Cabinette mit Sophas, auf welchen das Nachtlager aufgeschlagen wird, sind geräumig und einladend genug, um bei übler Witterung sich dahin zurückzuziehen, wenn man nicht auf dem hohen und reinlichen Verdecke, das beide Canalufer beherrscht, bleiben kann. Wenn zwei Bekannte sich ein

solches Cabinet zusammenmiethen, so ist der Preis beispiellos wohlfeil, wie auch die Kosten der Zehrung beinahe lächerlich gering sind. Man ist ganz ungebunden, und kann sich Mittag- und Abendbrod zu jeder Stunde im Cabin oder im Salon geben lassen. Ich bin auf den meisten und größten Canälen Frankreichs und Englands gefahren, habe jedoch auf keiner Fahrt so viel Vergnügen empfunden, als auf dem Göthacanal.

Ich hatte das Glück, in Gothenburg die Bekanntschaft des Consuls Konow aus Bergen zu machen, eines der liebenswürdigsten jungen Norweger, der sein Cabin mit mir theilte, um die Reise auf dem Göthacanal zusammen nach Stockholm zu machen. Wir bildeten, nebst einigen Engländern, eine kleine Coterie, und die Reize dieser Canalfahrt wurden durch diese interessante Gesellschaft unendlich erhöht. Es ist so wohlthuend für die Fremden, im fernen Lande geistreiche anziehende Reisegesellschaften zu finden, daß man dafür nicht dankbar genug seyn kann. Wir verließen Gothenburg auf dem schönen Dampfschiffe Admiral Platen an einem jener bezaubernden Herbstmorgen, die einen so prachtvollen Farbenschmelz über die nordischen Fluren ausbreiten. Die zahlreiche gewählte Gesellschaft blieb auf dem Verdeck, und leicht wurden wir mit den zuvorkommenden schönen Schwedinnen bekannt, die einen großen Theil derselben bildeten. Die so wunderbar aufgethürmten Felsen bleiben mehrere Stunden kahl, und stechen gegen das frische Grün des Thales etwas düster ab. Bei Kungel aber, wo die schöne Schloßruine Karsby so romantisch von

ihrem Berge herabsieht, werden die Umgebungen mehr bewachsen und immer lieblicher. Die Berge stehen zuweilen ferner, und lassen den schönsten Wiesen Raum, dann schließen sie wieder den Strom enge ein. Bei Ström ziehen sich die reizenden Parkanlagen vom Lilla Edel über die Höhen herab nach den Ufern, und unten am Ausgang eines kleinen Sees befinden sich die ersten Schleußen. Hier fanden wir ein vor zwei Monaten gesunkenes Dampfschiff, das in Brand gerathen war. Unendlich anziehend wird die Gegend bei der Schleuße von Akerström, und am Ende des kleinen Sees beginnen die acht Schleußen von Trollhätta, welche die Neptunstairs so unendlich an Kühnheit übertreffen. Wir verließen hier das Schiff, um dem Aufsteigen desselben durch einige Thore von oben zuzusehen. Dann wendeten wir uns links durch das Gehölz, in welchem wir schon das Donnern der Katarakte hörten, und den glänzenden Wasserstaub über den schwarzen Granitfelsen und wilden Tannenwäldern aufbrausen sahen. Allein über alle Schilderung erhaben ist der Anblick, der sich nun aufschließt, nachdem man über einen Felsenhügel geklimmt und dieses rasende Wassertoben vor sich sieht. Ungeheure Granitfelsen theilen die das ganze breite Thal ausfüllende Strömung des Göthaelf in zwei Theile, und kleine und größere Inseln spalten die Cascaden wieder in mehrere Arme, deren jeder eine besondere Ansicht gewährt, das Ganze aber ein Bild der schauderhaftesten Naturgröße und Wasserempörung darstellt. Kolossale Granittreppen erzeugen stets neue Stromstürze, und diese entfalten sich mit der wunder=

barsten Mannichfaltigkeit in tausenderlei grandiosen Gestalten. Auf den Felsenklippen hängen viele hölzerne Hütten und Schneidmühlen, und diese, wie alle schwedischen Bauernhäuser, gleich den innern Wänden Pompeji's, dunkelroth angestrichen, bilden auf dem schwarzgrünen Waldgrunde und zwischen den grauen Graniten einen phantastisch-malerischen Contrast. Der Ueberfluß an den hier erzeugten Sägespänen setzte die Bewohner oft in Verlegenheit, was damit anzufangen, da man sie nicht in das Strombett werfen darf, um es nicht zu sehr einzuengen. Man versuchte daher, Wohnungen davon zu erbauen, und die ersten Proben haben bereits den letzten Winter glücklich überstanden, was in diesem Lande Beweis genug für ihre Dauer ist. Die Mischung der Sägespäne geschieht bloß mit Lehmerde, die sich hier auch häufig genug findet, und die daraus erzeugten Massen werden in der Sonne getrocknet, wodurch sie einen elastischen, porösen, aber dichten Charakter gewinnen, der sie besonders für die schwedische Luft sehr praktisch macht. Die Häuser, die hier stehen und aus diesem sonderbaren Material erbaut sind, sehen sich durchaus schön, zweckmäßig und sogar elegant an. Die Farbenmischungen, welche, von diesen Punkten aus gesehen, durch die verschiedenen Strömungen erzeugt werden, sind unbeschreiblich, und besonders reizend bewegen sich die Wasserräder der vielen Mühlen in milchweißen Kreisen, im Gegensatze zu dem großartigen prismatischen Farbenspiele der brausenden Katarakte. Ueber diesen wundervollen Schauern und Schönheiten der Natur, die

sich hier erschöpft zu haben scheint, steht das kleine Dörfchen Trollhätta mit einem neuen, sehr nett eingerichteten Wirthshause, das seit Einführung der Dampfschifffahrt in großen Flor gekommen ist. Und zwanzig Schritte von diesem Hause und dem verderbendrohenden Wasserfalle fließt ruhig und still der schöne Canal auf der Höhe fort, aber die Granitdämme halten fest und sind die sichersten Schutzmauern. Die einbrechende Dämmerung versammelte unsere kleine Coterie in der Cajüte des gastfreien Carnegie, und freundliche Gespräche und Gesang vertrieb uns die ersten Stunden der Nacht, bis wir den mehrfachen artigen Aufforderungen der Schiffspolizei Gehör geben mußten, um unsere in Betten travestirten Sophas aufzusuchen. Die Cabins sind nur durch Bretterwände getrennt, die nur zu oft zum Verräther des Nachbars werden, und ein junges neuverbundenes zärtliches Ehepaar, das neben uns seine Residenz aufgeschlagen, mag nicht wenig durch diese nicht zu ändernde Affinität belästigt worden seyn. Die Dampfschiffe übernachten gewöhnlich in der Nähe eines größern Ortes; allein die meisten Passagiere, besonders die eigene Cabins haben, bleiben auf dem Schiffe, dessen lautlose Stille auf dem unzugänglichen Canale dem Schlafe sehr günstig ist. Unser erstes Nachtlager war in den Schleußen von Brinkebergskulle, aus denen wir uns mit Tagesanbruch loswanden, um in den schönen Wenersee, den größten des Reich's zu treten. Die frischen Ufer und das schöne Städtchen Wenersborg glänzten uns im Strahl der Morgensonne entgegen, und Adlersparre's auf einer Halbinsel gelegenes Schloß Lekö, und die

vielen reizenden Ortschaften gaben uns die pittoreskesten Bilder in Nähe und Ferne. Beim schönsten Abend traten wir in die Schleußen von Sjetörp, wo sie bereits viel breiter sind, und mit denen der Göthacanal beginnt. Ein vorzüglicher Reiz der Canalfahrten besteht darin, daß man das Schiff während der Passage der Schleußen verlassen und die Umgebungen mit Muße mustern kann. Wir hielten an der schönen Eisenbrücke bei der Kirche von Ricksberg an, und brachten unsere zweite Nacht in den Schleußen zu. Am dritten Reisetage kamen wir zu den Schleußen von Tötorp, wo der Canal die Höhe von 308 Fuß erreicht, und erst von Forswick wieder abwärts führt. Hier sind staunenswerthe Canalarbeiten und gefährliche Felsenpassagen auf dem Bottensee. Wir sahen die bedeutenden Eisenwerke in der Nähe. Bei der neuen noch nicht vollendeten Festung Carlsborg mündet der Canal in den etwas übelberüchtigten Wettersee. Die schön gelegene Veste ragt auf Berg und Landzunge weit in den See hinein, den seine Batterien bestreichen. Ich weiß zwar nicht, zu welchem Zwecke Schweden diese Festung erbaut, einstweilen logiren aber hier in einem romantisch am Ufer gelegenen runden Thurme wenige Militärsträflinge, und sind Zeuge manches Unfalls auf dem tückischen Nachbar. Auch wir hatten bei scharfem Nordost stürmisches Wetter, und es bedurfte der Erfahrung unsers der Marine angehörigen Capitäns, um uns nach vielen Kämpfen glücklich hinüber zu bringen. Die Capitäns der Dampfschiffe sind Officiere in der Seemacht, und erhalten Urlaub, um in den Dienst einer Compagnie

zu treten. Sie stehen sich gut, da sie doppelt bezahlt werden. Wir brachten diese dritte Nacht in Motala zu, wo Hr. Fraser uns seine große Maschinenfabrik selbst zeigte. Er hatte gerade zehn Dampfmaschinen für Schweden fertig gemacht.

Die Schifffahrt ist auf dem 30 Stunden langen Wettersee äußerst lebhaft, allein die den See rings umschließenden hohen Berge erzeugen häufige und meistens bedenkliche Stürme, die viel Unglück herbeiführen. Ich entsinne mich nicht auf offenem Meere solche Windstöße empfunden zu haben, wie sie sich hier von der Spitze der Gebirge auf die Wasserfläche herabstürzen und die Fahrzeuge umwerfen, wovon wir ein trauriges Beispiel sahen, ohne helfen zu können. Dieser See ist auch sonst reich an merkwürdigen Erscheinungen, — seine Wasser nehmen oft bei der ruhigsten Luft mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit zu und ab, unterirdische Winde erheben die Wellen plötzlich und aufs heftigste, und bilden zugleich Strömungen, die um so gefährlicher werden, als sie stets ihre Richtung wieder ändern. Wenn im Winter die ganze Oberfläche des Sees mit Eis bedeckt ist, soll es zuweilen von den aus der Tiefe kommenden Windstößen mit solch furchtbarem Krachen gebrochen werden, daß allgemeiner Schrecken sich der friedlichen Bewohner dieser Ufer bemächtigt, denn diese unterirdische unheimliche Bewegung ist gewöhnlich der Vorbote irgend einer traurigen Katastrophe, wovon eine Unzahl romantischer Legenden im Umlaufe sind.

Wir hatten von Motala bis zum Borensee fünf

Schleußen zu passiren, und ich beschloß diesen Aufenthalt wie gewöhnlich zu benützen, um meine Excursionen zu machen. Ich folgte den herrlichen Höhen gegen Wadstena, von denen man den ganzen Wettersee übersieht, und dieses große Schauspiel entfaltete bei jedem Schritte, und bei der immer kräftiger heraufsteigenden Sonne, eine unbeschreibliche Pracht. Die üppigen vom Morgenthau glänzenden Fluren, die schönen Gruppen der dunkeln Buchen, die so unendlich reizenden Ufer, die Ernte der goldenen Garben, die zerstreuten rothen Bauernwohnungen und liebliche mit Gärten umfaßte und von majestätischen Eichen dicht beschattete Landhäuser, die aus dem Busen des Sees zu tauchen schienen, gaben ein wahres Feenbild, das durch die tiefe Stille des schönsten Morgens, die nur Lerchen- und Nachtigallenschlag unterbrach, noch an rührendem Eindruck gewann. Ich vertiefte mich ganz in diesen zauberischen Spaziergang und konnte nicht satt werden, diese Uferschönheiten zu bewundern, denen ich weder die Seen Italiens noch der Schweiz vorziehen möchte, da die kräftigere und concentrirtere Vegetation des Nordens Reize in sich faßt, die dem weichern Tone des Südens fremd sind.

Es ist gewiß eine der weisesten Einrichtungen der Natur, daß jedes Auge anders sieht. Ich weiß nicht, ob sich dieß so weit erstreckt, wie Manche behaupten, daß selbst die Farben in jedes Menschen Blick eine verschiedene Nüance annehmen; allein das ist sicher, daß der Geschmack durch den Gesichtssinn bei jedem Menschen anders geleitet wird. Was würde aus der Welt, wenn alle Menschen

nur eine Gegend, wenn alle Männer nur eine Frau schön fänden. Man würde vor Menschengedränge die Gegend nicht zu sehen bekommen, und die Männer würden sich ermorden, um zum Besitze der allgemein Gefeierten zu kommen. Ich bin nicht froher, als wenn ich eine liebgewonnene Landschaft allein und ihre Reize still genießend durchstreichen kann; allein ich finde, daß gerade die tiefsten Eindrücke am schwersten wiederzugeben sind, wie der Schauspieler gewiß nicht rührt, wenn er sich selbst von seiner Rührung zu viel hinreißen läßt. Es ist schwer, mit treuer Genauigkeit fremde Gegenden zu beschreiben; unsere Begriffe über Naturschönheit sind zu wenig festgestellt, und unsere Ansichten darüber schließen die ganze Ungewißheit der Dinge in sich, welche von der wandelbarsten Laune des Menschen, vom Geschmack abhängen. Man darf sich nicht wundern, die Reisebeschreibungen in ewigem Widerspruch unter sich zu finden. Die Eindrücke, die wir vom Anblick einer neuen Gegend empfangen, hängen stets von unsern Gemüthsstimmungen ab, und die unbedeutendsten Ursachen, ein Fieber, trübe Gedanken, die Luft selbst, sind oft hinreichend, um uns die Dinge in ganz anderem Lichte zu zeigen. Es ist übrigens beinahe eben so schlimm, keinen Enthusiasmus zu haben, als zu viel, und am Ende ist zu viel Wärme der Empfindung doch besser, als diese frostige, berechnende Contemplation, die dem Herzen kein Recht lassen will und nur durch das Prisma des Verstandes sieht.

Unersättlich schweiften meine Blicke über dieses prachtvollen See-Tableaux, dessen Ränder, Dörfer, Schiffe

und Berge in ein unermeßliches Ganzes verflossen, und durch das die schönen Ströme von allen Seiten in tausend Krümmungen gleich Silberfäden über den Schmelz der Fluren ihren Tribut in das wunderbare Bassin brachten, als ein ferner Kanonenschuß mich aufschreckte, und mich erinnerte, daß mein Schiff die letzte Schleuße passirt, und seinen Weg auf dem Canal fortgesetzt habe. Jeder Versuch zurückzukehren, wäre vergebens gewesen, und ich mußte nun trachten, ein Mittel ausfindig zu machen, das Schiff zu erreichen, bis es auch die Schleußen bei Berg passirte, deren glücklicherweise eilf sind. Wie aber dieß anfangen? Da stand ich, ganz allein, in der Verfassung, womit man auf eine Stunde sein Schiff verläßt, und außer meiner Canalkarte hatte ich nur ein Päckchen Bankzettel, die mich übrigens nicht weit fördern konnten. Die Hauptfatalität blieb immer die Unkenntniß der Sprache, obschon ich sie auch so bald nicht anwenden konnte, da ich weit und breit keinen Menschen sah. Hier war keine Zeit zu verlieren, und ich begann unverweilt meinen forcirten Marsch, während meine Situation mir immer mehr Vergnügen machte. Frei wie der Vogel in der Luft folgte ich bald diesem, bald jenem Wege und befand mich bald in einem sehr reizenden Buchenwalde, dessen Größe mir aber doch etwas bang zu machen anfing. Er zog sich durch tiefe Thäler und über Höhen fort, und Felsen und Flüsse wechselten in dieser lautlosen Einsamkeit, durch welche eine schöne Straße hinzog. Schweden ist das Land der Contraste, in ihnen liegt sein höchster Reiz. Die Bilder folgen sich mit erstaunlicher Raschheit und

aus dem wilden Dunkel eines Urwaldes trat ich plötzlich in eine lachende fruchtbare Ebene heraus, und auf einer nicht sehr fernen Anhöhe erblickte ich ein Dörfchen. Sechs Stunden hatte ich in meinem Laufe fort gemacht, kein lebendiges Wesen begegnet, aber desto mehr Hunger bekommen, und man kann sich vorstellen, wie ich auf die Häuser zusteuerte, die in einer reizenden Gruppe, in ihren gewöhnlichen Einfassungen über dem Hügel ausgebreitet lagen. In Schonen sind die Bauernwohnungen von Stein und solid gebaut, im ganzen Gebirgsland aber bis Stockholm finden wir sie von Holz, in kleinen Maßstäben und dunkelroth angestrichen, welches mit dem Rasen, der das Dach bildet, malerisch aussieht. Die Gebirgsbauern errichten in Schweden ihre Häuser gern auf Felsen, was, abgesehen von dem lieblichen Anblick, auch heilsame Rücksichten für sich haben mag. Einige Kinder, die mit großen Hunden spielten, erblickten mich zuerst. Ihre Spielgefährten fuhren etwas ungastlich auf mich los, wurden aber durch die Blondköpfe zurückgehalten, und mit dieser kleinen Gesellschaft zog ich ins niedliche Dorf ein. Der Fußgänger erregt in Schweden immer etwas Aufsehen, allein ein ganz honnet aussehender Mensch, der nur wenige Phrasen der Landessprache zusammenbringen konnte, mußte für das entfernte Dörfchen eine Art Ereigniß seyn. Man umringte mich höchst gutmüthig von allen Seiten, und fragte mich viel mehr, als ich beantworten konnte. So war ich denn nicht im Stande, meine Abenteuer begreiflich zu machen, und so sehr man darüber in Ver-

legenheit kam, und mir auf jede Art Theilnahme bewies, so lachten doch die hübschen Mädchen alle aus vollem Halse, wenn ich von Zeit zu Zeit einer oder der andern eine Zärtlichkeit sagte, welche Fertigkeit sich der wohlgezogene Fremde doch in der Regel zuerst eigen zu machen trachtet. Nun hat aber die schwedische Sprache im fremden Munde etwas höchst Lächerliches, und ich würde mir in diesem fröhlichen, aber auf meine Rechnung lachenden Kreise wohl gefallen haben, wenn der Hunger nicht übermächtig hervorgetreten wäre. Meine Pantomime wurde sogleich verstanden, und einige noch immer lachende Mädchen brachten Schinken und Butterbrod herbei, dessen Consumirung in einem Augenblicke vorbei war. Ich befand mich sehr wohl bei diesen braven Menschen, allein die Sorge zum Schiffe zu kommen, spornte mich zum Abmarsche. Gehen konnte ich nicht weiter, weil ich zu müde und auch keine Hoffnung da war, zu Fuße die Schleußen zu rechter Zeit zu erreichen. Um meiner Absicht zu fahren nun Eingang zu verschaffen, zeichnete ich in meine Schreibtafel ein Dampfboot, dann eine Schleuse, und nannte hiebei „Berg.“ Nun verstanden sie, wohin ich wollte. Für das „Wie“ zog ich einen der Hauptsprecher in einen nahen Schuppen, deutete auf ein Carriol, und nun war es gewonnen. Im Augenblicke war ein nettes kleines Fuhrwerk zurechtgemacht, und als ich händedrückend umherging und eben einsteigen wollte, traten ein halb Duzend junger Mädchen etwas schüchtern, aber schelmisch lächelnd heran, und überreichten mir niedlich geflochtene Ringe, auf denen

mit weißen Buchstaben die Worte: „ich liebe dich,“ geschrieben standen, was ich wohl verstand, da ich es jeder von ihnen bereits in der frühern Unterredung selbst applicirt hatte. Ich steckte die Ringe gleich alle an die Finger, worüber sie wieder herzlich lachten, als ich sie aber küssen wollte, entflohen sie gleich scheuen Rehen, und eben so wurde jeder Versuch, meine Mahlzeit zu bezahlen, entschieden, aber freundlich abgewiesen. Es ging bereits gegen Abend, und raschen Laufes eilte das leichte schwedische Pony über die ebene Straße in einen dichten großen Wald hinein, in welchem wir wohl drei Stunden, ohne anzuhalten, fortfuhren. Als wir aber auf einer steilen Höhe aus ihm herauskamen, entfaltete sich einer jener schönen Anblicke, die dem Reisenden so unvergeßlich sind: im tiefen Thale lagen die schönen Schleußen von Berg, die in den Roxensee führen, vor uns, und links über dem Canale das Schloß des Grafen Fersen, dieser prächtige Landsitz mit einem der besten Gestüte, rechts oben aber auf einer den ganzen See dominirenden Anhöhe das uralte berühmte Vredakloster, der Begräbnißort vieler schwedischen und dänischen Könige und der unter Queen Maria ausgewanderten Familie Douglas. Unten aber, noch mitten in der Schleußenpassage begriffen, lag das rettende Dampfschiff, und ein donnerndes Hurrah der Gesellschaft empfing den verloren Geglaubten. Der artige Capitän entschuldigte sich dringend mit seiner Pflicht, und nur von den Andern erfuhr ich, daß er öfters angehalten habe und äußerst besorgt um mich gewesen sey. Meine kleine Aventure machte viel lachen,

und besonders die Damen fanden sie spaßig genug. Ich aber fand doch am Ende den Spaß, im ganz fremden Lande, fünfzig Meilen von der Hauptstadt, wie auf einer wüsten Insel ausgesetzt zu werden, nicht gar zu einladend und nahm, sehr erfreut über das gute Finale, wieder Besitz von meinem heimlichen Canalstübchen, in dem ich mit meinem liebenswürdigen Compagnon noch die halbe Nacht verplauderte. Der Roxensee erinnert viel an den Loch Neß in Schottlands Hochgebirgen, und von der Schleuße bei Norsholm wird die Umgebung des Canals herrlich. Das Thal wird immer mehr von bezaubernd schön geformten Hügeln eingeschlossen, und von Hulta an gegen Norköping zu wird das Land überaus reich und anmuthig. Hier führt der Canal eine lange Strecke über Hügel hin, unter denen eine Menge Waldbäche durch gemauerte Tunnels geführt sind, welche den Bewohnern der benachbarten Ortschaften bei trockenem Wetter als Verbindungswege unter dem Canal durch dienen. Dieses ist eine der kühnsten und zugleich pittoreskesten Partien des Göthacanals. Wir gelangten mit der Nacht nach Söderköping, wo wir unser vorletztes Nachtlager hielten. Als wir in behaglicher Abendruhe unter dem Demantschmuck des himmlischen Sternenzeltes auf unserm Verdeck herumlagerten, hörten wir von Zeit zu Zeit entferntes muthwilliges Geschrei von Weiberstimmen, das vom jenseitigen Ufer zu uns herüberdrang und sich an den Bergen in Echos brach. Die jungen Schweden der Gesellschaft antworteten, und nun entspann sich eine förmliche Conversation, die mit einer Einladung zum Ball endete,

welche gern angenommen wurde. Wir fuhren in Nachen den Tönen nach, und kamen bald in ein nahegelegenes Wirthshaus, dessen Gäste betrunken, oder doch ziemlich nahe daran waren, es zu werden. Die meisten saßen hinter ihren Bierkrügen an den Tischen, die in Gruppen Herumstehenden trugen aber deutlich das Gepräge ihres Zustandes, obgleich die fast gravitätische Art, womit sie ihn zu verbergen strebten, das Lächerliche der Scene erhöhte. Ich habe niemals so ernsthafte ehrwürdige berauschte Menschen gesehen, wie diese nicht aus ihrem Gleichgewicht kommenden schwedischen Bauern, die als Virtuosen im Trinken bekannt sind, deren unerschütterliche an Phlegma gränzende Ruhe aber jeden Exceß und jede schlimme Folge verhindert. Wir gingen nun an die Musterung der außen versammelten Damen, die wir zum Ball eingeladen, und nach einigen Protestationen gelang es unsern galanten jungen Cavalieren, sie in einen kleinen Saal zu führen, wohin in Eile Lichter und Musik gebracht wurden. Es befanden sich mehrere sehr hübsche junge Mädchen unter ihnen, die sich nach Ueberwindung der ersten Schüchternheit und mit einer mir ganz unerwarteten natürlichen Grazie und mit unendlicher Geschmeidigkeit den Freuden ihrer Nationaltänze überließen. Der Hallingentanz oder Polska ist eine Art Polonaise, und norwegischen Ursprungs. Es ist der lieblichste unter den Tänzen, die ich hier aufführen sah. Der Springedans aber ist ganz schwedisch, und wird mit italienischer Leidenschaft und Gelenkigkeit der Bewegungen ausgeführt. In einer Figur dieses animirten Tanzes hebt die Tänzerin den Mann zu

einer solchen Schwingung um die Taille empor, daß er mit der Fußsohle an die ziemlich hohe Decke schlagen kann, wovon man vielfältige Spuren findet. Ein wahrhaft erschrecklicher Tanz aber ist der Slagtaredans, eine Art Skalpulirpantomime, die nur durch Männer ausgeführt wird, und wo der Sieger dem Ueberwundenen die Haut abzieht, welches durch rothe Tücher schauerlich wahrscheinlich dargestellt wird. Auf dieses folgt ein Versöhnungstanz, wo der Mann ohne Haut, und der mit Haut ein freundschaftliches pas de deux tanzen.

Ich finde im Allgemeinen das schwedische Landvolk besser gekleidet, als bei uns, und man sieht beinahe niemals zerlumpte oder von verschiedenem Tuch zusammengeflickte Kleidungsstücke. In manchen Provinzen ist die Tracht der Weiber äußerst malerisch und mit Zierrathen und Stickereien vom reinsten Geschmack bedeckt; im ganzen Lande aber ist der Anzug der Frauen im höchsten Grade reinlich. Auffallend war mir der Anstand und die sichere Haltung, welche die schwedischen Mädchen auf unserm bal champêtre in ihren so aufregenden Tänzen beibehielten, und ich habe diesen seltenen Eigenschaften später noch oft hier begegnet. Indessen hat die Demoralisation doch auch ihren Weg in dieses Land der reinen Sitte gefunden, und die niederen weiblichen Classen sind eben nicht durch die Strenge ihrer Tugend berühmt. Allein die Ansichten des schwedischen Landvolkes sind nicht so nachsichtig in diesem Punkte, wie in andern Ländern, und das verführte Mädchen wird unerbittlich vom väterlichen Herde verstoßen. Viele dieser Unglücklichen, die ihren Neigungen

zu viel Gehör geschenkt, finden in der Hauptstadt ein Asyl gegen Schmach und Mangel; ein wahres Eldorado für die schönen unter ihnen ist aber Rußland, wo sie gewöhnlich ihre Reize auf wuchernde Zinsen legen, und man kann annehmen, daß fast alle unterhaltenen Mädchen in Petersburg schöne Schwedinnen sind. In den schwedischen Gasthöfen macht sich der ganze Dienst durch weibliches Personale, das den Anforderungen der Gäste eben so bereitwillig als uneigennützig entgegen kommt. Auf den Seen, Canälen und Flüssen sieht man beinahe nur Weiber das Amt der Gondoliere üben, und es ist mir mehrmals begegnet, daß junge hübsche Mädchen sich als Postillone in meinen Wagen setzten, und unerschrocken mit mir durch große düstere Wälder fortkutschirten. Auffallend ist die Reinheit der Originalgesichter, welche die Schweden charakterisirt. Es ist ein schöner, kräftiger Schlag Menschen, mit der weißen Haut und Haaren, und den blauen Augen, die ihren germanischen Ursprung verrathen, und wie sie uns Tacitus bereits vor zweitausend Jahren geschildert hat. Allein sie haben von ihren Vorfahren nicht das Wilde, Harte und Schreckliche geerbt, sondern zeichnen sich im Gegentheil durch die Sanftmuth ihrer Gesichtsbildung und ihres Gemüthes aus. Krüppelhafte Menschen habe ich in ganz Schweden nicht gesehen; es sind geradgliederige, starke Menschen, ganz gemacht, um jeder Entbehrung, jeder Gefahr mit bewunderswürdigem Muthe die Spitze zu bieten.

Auf unserm improvisirten Balle hatte ich viele Bekanntschaften gemacht, und die anmuthigen Schwedinnen

gaben sich alle Mühe, meine Kenntnisse in ihrer Sprache zu bereichern. Das erste Signal vom Schiffe entriß uns endlich dieser sonderbaren Gesellschaft, wir verabschiedeten uns von den fröhlichen Menschen, und traten unsern Rückweg an. Allein die schönen Tage der Canalfahrt waren vorüber. Grau und finster hatte die Natur ihren dichten Regenmantel über uns ausgebreitet, und als wir die Anker lichteten, fing es an, in Strömen herabzugießen. Wir verließen bald den Canal, um in das baltische Meer zu treten, in dem man sich meistens unter dem Schutze unzähliger Inseln und Felsenriffe, wovon die ganze schwedische Küste bekränzt ist, fortwindet. Die See war nicht stark bewegt, der Wind günstig, und dennoch war die Operation des Aufnehmens der hier so nöthigen Lootsen stets mit Gefahr verbunden. Man muß dieß gesehen haben, um sich eine Idee von dem Leben dieser Menschen zu machen. In leichter Barke rudern sie nach dem Schiffe, und bei nur etwas hohen Wellen ist es schon schwierig, sich zu nähern, ohne ans Schiff geschleudert zu werden. Von diesem wird ein Seil ausgeworfen, dessen Erfassen schon allein den Kahn umstürzen kann. An dieses wird der Lootse um den Leib fest gebunden, und auf die nächste hohe Welle geworfen, die ihn gegen das Schiff trägt. Sein Leben hängt nun von den Leuten ab, die das Seil oben halten, und er ist rettungslos zerschmettert, wenn sie nicht den rechten Augenblick erfassen, um ihn der Woge zu entreißen, wo er zu nahe ans Schiff kommen würde. Nachmittags fuhren wir in den schönen Canal von Söderteltje ein, der eine Fortsetzung des Götha-

canals ist. Die Ufer sind hier wieder sehr schön, und wir bedauerten, sie wegen des fortwährenden Gußregens nicht gehörig sehen zu können. Indessen brachten wir den ganzen Tag äußerst vergnügt in den verschiedenen Cabins zu und übernachteten bei dem Städtchen Södertelje, wo die Schleußenbrücken über zwei den Canal einfassenden Anhöhen sehr kühn angebracht sind. Die Sonne unserer ersten Reisetage brach zum letztenmale glänzend über der Regennacht hervor, und allgemeiner Jubel der Gesellschaft verkündete das nahe Ziel der Reise. Um 7 Uhr traten wir in den prächtigen Målarsee, mit seinem Archipelagus von Tausenden schöner Inseln, welche den Eingang zur Hauptstadt bewachen, und ihn in den bizarrsten Felsenformationen umlagern. Ein magischer Reiz war über diesen wunderbaren, stets wechselnden Bildern ausgegossen, und rechts und links häuften sich die lieblichen Ansichten in den bald enger, bald weiter sich schließenden Inselpässen. Die dunkelrothen Häuschen, die so keck auf dem kahlen Granitfelsen herumhängen, contrastirten so reizend mit den schwarzen Baumgruppen, die malerisch über die vom Thau und Regen versilberten grünen Fluren der Felsenufer hinaufzogen, und die klare, spiegelhelle Fluth, die wir durchschnitten, umfaßte diese herrlichen Bilder in feierlicher Stille und Majestät. Je mehr man sich nun der Hauptstadt nähert, desto schöner werden die Wohnungen, die öffentlichen Gebäude, die Gartenanlagen, die Vergnügungsorte, welche auf all diesen Inseln herumhängen. Dichtes Laubholz und gewaltige nackte Felsenmassen ziehen sich überall bis auf die höchsten Bergspitzen hinan, und

wir wanden uns eben um die letzte schmale Biegung eines Inselvorsprunges, als das begeisterte Wort „Stockholm" aus Aller Munde tönte, und der Königspalast und die schönen hohen Thürme auf einmal vor uns ausgebreitet lagen wie ein schönes Tableau in dem kostbaren Rahmen von ungeheuren Granitbergen eingefaßt. Drei Kanonenschüsse unseres Schiffes mischten sich in unsern Jubel, und alles drängte sich nun an mich, den überseligen Fremdling, und jeder hatte mir etwas zu zeigen, zu erklären, zu erzählen; allein ich hatte kein Ohr für die gut gemeinten Belehrungen, und in stummer Bewunderung stand ich vor dem unbeschreiblichen Anblicke, hingerissen von der Schönheit einer Gegend, die ich mit nichts in der Welt vergleichen kann. Wir liefen an den Hafenquai von Ridderholmen, wo alle Dampfschiffe wie eine kleine Flottille versammelt waren, und ein freundlicher Douanier kam an Bord, um uns nicht zu visitiren. Mit den herzlichsten Versicherungen trennte ich mich von einer Gesellschaft, mit welcher ich reiche sechs Tage, unvergeßlich meinem Gedächtnisse, verlebt hatte und etablirte mich mit den lieben Freunden in dem geschmackvollen Hotel garni des vortrefflichen Hrn. Behrens.

Stockholm.

Enthusiastische Reisende erschöpfen sich in Vergleichungen Stockholms mit den schönstgelegenen Städten Europa's, und man ging so weit, die Stadt an sich selbst als eine der schönstgebauten zu schildern. Ich habe weder irgend eine Aehnlichkeit, noch die letzte Bemerkung richtig finden können. Höchstens sind die Einfahrt durch die Passagen von Warholm oder noch besser die Engpässe von Söderteljе mit den Dardanellen zu vergleichen, aber alle andern Parallelen mit Constantinopel, Genua, Lissabon sind absurd, wenn nicht schon der Mangel an dem warmen Tone südlicher Zonen jeden Vergleich verböte. Nein, Stockholm braucht keine Aehnlichkeit mit andern Punkten der Erde nachzuweisen, um für sich einzunehmen. Von wo man diese wunderbare Stadt betrachtet, immer bietet sie ein reizendes Bild, immer gewinnt man neue Ansichten davon, so mannichfaltig sind die Verschlingungen und Bergbildungen, durch welche man sich in ihr durchwinden muß.

Stockholm liegt auf sieben Granitinseln, welche das Meer von dem meerähnlichen Mälarnsee scheiden. In dieser Situation paart sich die Kühnheit der Menschen mit aller Grazie und Wildheit der Natur, und die vor uns ausgebreitete Mischung von Felsen, Seen, Palästen, Schiffen, Kirchen, Wiesen, Brücken und Wäldern fesselt den entzückten Blick. Wir mögen uns Stockholm

nähern, von welcher Seite wir wollen, so tritt uns groß und majestätisch das prächtige Schloß entgegen, einer der schönsten Paläste der Welt, auf hoher, beherrschender Felseninsel gelegen, auf ihren Ostkais von Salzwasser, auf der Westseite von süßem Wasser bespült, die nie sich vermengen, wie wenn die Königsburg ihnen die Gränze vorzeichnete. Die Architektur dieses Schlosses ist im reinsten Style, mit flachem Dache, und besteht aus vier Seiten, die einen großen Hof einschließen. Das Schloß ruht auf einem Riesensockel von Granit, und dominirt den Hafen und die Stadt mit den erhabensten Fernsichten. Die Schiffe liegen so nahe der Königsinsel, daß der Monarch aus seinen Fenstern den Capitäns seiner Flotte Befehle ertheilen kann. Vor dem Flügel, der gegen das Meer zugeht, liegt eine reizende hohe Gartenterrasse, auf dem andern parallel laufenden ist das imposante Portal, vor welchem die große Wache der Garden mit vier Kanonen ihren Waffenplatz aufgeschlagen hat und wo die Paraden gehalten werden. Karl XI ließ das früher hier gestandene Schloß wieder aufbauen, und man mußte seinen bereits unter dem Katafalk aufgestellten Leichnam bei dem großen Brande zum Fenster hinaus retten. Ganz vollendet hat dieses Schloß erst der jetzige König, und das Innere ist geschmackvoll, ohne überreich zu seyn.

Granit unter, Granit ober sich, liegt Stockholm, hingegossen auf die anziehenden Linien der schroffen Berge und Hügel, denen Meer und Seen die malerischen

Buchten und Durchfahrten abgezwungen haben. Die Einfahrt vom Målarnsee und der Anblick der Stadt sind entzückend. Die eigentliche Stadt, Staden genannt, ist das alte Stockholm und der kleinste Theil des neuern. Sie war ursprünglich ein Fort, das den Målarnsee und die Ausmündungen desselben nach der alten Hauptstadt Upsala beschützte. Um diese Insel gruppiren sich die wunderschönen Inseln der Admiralität: Kungsholm, Ritterholm, St. Blasi, Helgeend und Castelholm. Allein zwei Quartiere, die bei weitem ausgedehnter sind, als die Stadt selbst, werden mit dem Namen der Nord- und Südvorstadt bezeichnet, und Schloß, Meer und See trennen diese beiden großen Stadttheile. Die nördliche Stadt ist etwas flacher, zieht sich sanft in die Höhe und endet mit dem großartigen Granithintergrunde, der die Staffage dieser Zauberinseln bildet. Die südliche aber, Södermalm, ist gleich dem alten Edinburg auf eine Reihe von steilen, hohen Felsen gebaut, die sich majestätisch und größtentheils unersteiglich über das Meer hinaufziehen, an denen sie buchstäblich hängt und von deren Höhen sie in präcipiceähnlichen Abhängen an die Ufer herabsteigt. Die Granitfelsen ragen beinahe überall weiter über die Gebäude hinaus, und wer die Mühe nicht scheut, diese wild übereinander hängenden Anhöhen zu erklimmen, der allein kann sagen, Stockholm ganz übersehen zu haben. Zwischen diesen beiden Stadthälften, deren einzelne Inseln eben so pittoresk durch lange Brücken auf Felsenpfeilern verbunden sind, gehen nun die einfahrenden Schiffe gerade auf das

Königsschloß oder das prächtige Ridderholm zu, und das Echo der salutirenden Kanonen widerhallt endlos in tausendfältigen Tonschwingungen an den rings umgürtenden Felsenwänden. Rechts von der Stadt liegen die Schleußen und links die Königsbrücke, welche das Meer vom Mälarnsee trennen. Von beiden durchdringt das Wasser die Stadt, aber nicht in Canälen von Menschenhand gegraben, sondern als alles umfassende Meer- und Seearme, die in den Granitbetten einem unwandelbar vorgezeichneten gefahrlosen Laufe folgen.

Stockholm hat keine Mauern, und die Barrieren an den Hauptausgängen dienen bloß für die Accisen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig, hat sehr lange Straßen und Wohnhäuser von Stein und in gefälligem Baustyl. Doch finde ich ihr Inneres weit eleganter und geschmackvoller als ihr Aeußeres, und der schwedische Comfort darf es mit jedem in Europa aufnehmen. Die ganze Thätigkeit des bedeutenden Verkehrs entwickelt sich auf dem Skepsbron, einem grandiosen Kai, der auf einem Rost ins Meer gebaut ist und die ganze alte Stadt vom Schlosse bis zu den Schleußen von Södermalm umfaßt. Hier landen die Seeschiffe, hier liegen die enormen Vorräthe von Eisen, Holz, Theer, hier sind die Märkte aller Bedürfnisse der Hauptstadt, und von hier überblickt man den ganzen herrlichen Hafen mit den weit ausgebreiteten Chantiers, Casernen und den Reservoirs der Kanonierschaluppen von Skepsholm, dieser herrlichen Admiralitätsinsel, über welche sich eine dichtbelaubte Allee hinzieht. Mit dieser ist die

Insel der Citadelle durch eine Brücke verbunden, und dieses herrliche Castelholm (Holm heißt Insel) besteht aus Einer enormen Granitmasse. Eine ihrer Seiten ist sehr steil und beherrscht den Eingang des Hafens. Das Felsenriff steigt in sanfter Abdachung gegen das Ufer der Insel nieder, welches mit Moos, Wasen, Bäumen und wieder Felsen überdeckt ist, durch die sich Alleen, wohlunterhaltene Fußwege und Boskets mit Ruhebänken unendlich anmuthig durchschlängeln. Von hier bildet Stadt und Hafen einen zauberischen Anblick, und die ringsum phantomengleich sich aufthürmenden Granitformationen, die großen aus- und einziehenden Segelschiffe, die nach allen Seiten hinfliegenden Dampfboote, das Donnern der Geschütze, das Gewühl der unzähligen Barken, die beide Ufer und die Inseln verbinden, bilden einen Contrast der unendlichsten Rührigkeit mit der tiefen, oben auf dem einsamen Felsen herrschenden Stille, der diesen Aufenthalt zu einem der anziehendsten Stockholms macht, und ihm eine Attractionskraft, einen Reiz verleiht, die den Betrachter stets wieder dahin zurückkehren macht. Solcher Fernaussichten enthalten aber die Höhen viele, und täglich fand ich Neues, täglich Schöneres. Ich meine, die Einwohner und selbst die Fremden sind zu träge, wenn sie die reizenden Punkte aufsuchen sollen, die ihnen die herrlichen Ansichten ihres Eldorado's in stets frischerer Pracht vor Augen bringen können, und wirklich kann man nicht ohne Beschwerde diese hohen Punkte erreichen. Wenn es sich von einem Panorama der Stadt handelt, so wird man nach Mosebake geführt, einem Gesellschafts-

garten, der über einem hohen Bergvorsprunge von Södermalm in die See hineinragt und allerdings ein prächtiges Tableau von der Stadt und all der Wasserfülle da unten gibt. Von hier aus genießt man ohne Zweifel die concentrirteste Ansicht Stockholms, und der Stoff ist für die Uebersicht beinahe zu reich. Die verschiedenartigsten Gegenstände und Gruppen drängen sich hier so überhäuft zusammen, daß man stundenlang braucht, um dieses einzig pittoreske Chaos nur einigermaßen auseinander zu bringen und in einzelnen Bildern zu ordnen. Allein die schönste Stelle mußte ich durch Zufall und nach wochenlangem Umherschweifen finden, und diese setze ich unbedingt über alle mir in der Welt bekannten Uebersichten der wunderbarsten Landschaft. Schon lange suchte ich auf den scharfen Kanten der hohen Södermalm (Südstadt) nach diesem entscheidenden Punkte, und so streifte ich denn auch eines Abends in meinen stets reich belohnten Entdeckungsspaziergängen durch die am Rande des Meeresufers hinliegenden Stadtgärten nach dem Castelholm und Backholm gegenüberliegenden hohen Lundin, suchte immer auf den Bergrücken fort, von denen keine Wege, nur steile, leiterähnliche hohe Treppengänge ans Ufer herabführen, durchirrte die ganze immense, durchweg auf Felsen hängende und von Meerarmen eingefaßte Södermalm, kam auf ihren schönen Friedhof mit seiner reizenden Promenade über den Grabsteinen und seiner natürlichen Graniteinfassung, und mühte mich lange ab, um auf der andern Seite auf die Höhen, die über Skinarviken am herrschendsten über den Mälarnsee empor=

ragen, einen Weg zu finden, als ich, einer tiefen, öden Felsschlucht folgend, auf eine hölzerne Hütte stieß, aus welcher drei große Hunde wüthend auf mich losstürzten. Vertheidigungslos, fiel mir glücklich ein Mittel ein, das ich früher in Polen einem ähnlichen Angriffe mit Erfolg entgegengestellt hatte, und ich setzte mich ruhig nieder. Dessen ungeachtet rissen und zerrten die Bestien an mir herum, und meine Lage wurde stets unbehaglicher, als nach Verlauf einer peinlichen halben Stunde die Eigenthümerin der Hütte auf einem Hügel erschien, und eben noch zur rechten Zeit ihre zierlichen Schoßhündchen zurückrief, um meine Garderobe vom gänzlichen Untergange zu retten. Die Angst ist freigebig, und so machte ich meiner Lebensretterin mittelst einiger Bankzettel begreiflich, daß ich unter ihrem energischen Schutze die Anhöhe zu besteigen wünschte. Nach langem, mühsamem Klettern kamen wir endlich auf eine von einem Titanenfelsen gebildete, runde Platform, auf der ein halbzerfallenes, kleines, hölzernes Sommerhäuschen stand, das gewiß einstens einem genauen Kenner von Naturschönheit sein Entstehen verdankte. Und hier sah ich mein Ziel erreicht, und eine Aussicht schloß sich mir auf, die mich mit Entzücken durchdrang. Tief unten die schöne Siebeninselstadt mit ihren hohen, weißen Häusern und rothen Dächern, dem imposanten Hafen, Kais, Brücken, Schleußen und diesem ewigen Gewühle unzähliger Boote, die von kräftigen Dalekarlierinnen gerudert, reich mit Menschen beladen von den zahllosen Landungsplätzen hinüber- und herüberfahren, und über

alles heraus ragt der stolze Königsbau mit seinem italienischen Dach und seinen erhabenen Seitenflügeln. Weit über dieser in der Tiefe liegenden Scene breiten sich die majestätischen Granitcoulissen aus, welche das unermeßliche Gemälde umringen, und die in ewig wechselnden Gestalten und mit sich immer höher hebendem Hintergrunde den Meereswogen entsteigen, um die wundervollste Landschaft der Welt einzuschließen. Rechts über den schönen Hafeninseln hinaus faßt der Thiergarten mit seinen reizenden Berglinien und dunkeln Wäldern den Horizont vom Meere an bis über die unendlichen Ladugårdsgärten ein, und die hohen Gränzlinien der Normalm bis Hagar und herüber nach Kungsholmen und Marienberg, und links hinaus über den Mälarnsee das schöne Långholmen und die zauberisch geschnittenen Felsenufer und Inseln weit hinaus über die stille Fluth bis zu dem lieblichen Drottningholm mit seinen Königsgärten und der kühnen Felsenbrücke füllen das Tableau. Die untergehende Sonne senkte ihre ganze Pracht über dieses himmlische Bild und tauchte diese unbeschreibliche Gegend in den Purpur ihrer an den Felsenspitzen sich brechenden Strahlen. Es ist eine unbeschreibliche Herrlichkeit, ein hoher Jubel in diesem Anblicke, und schon längst war das göttliche Gestirn hinabgegangen, längst lag die tiefe Stadt unter dem Schleier der Meeresnebel unkenntlich unter meinen Füßen, der Himmel hatte seinen Diamantenschmuck angelegt, und Mond und Sterne strahlten wetteifernd in sanftem Lichte durch die dunkeln Schatten des nordischen Firmaments, als ich aus meiner an Betäubung gränzenden Ueber-

raschung erwachte und den Rückweg durch die Schluchten nach Södermalm antrat. Wo ich in Zukunft in und um dieses fabelhafte Stockholm herumschweifte, trat auch die herrliche Höhe mir wieder befreundet vors Auge, und wie mich die göttliche Palme bei Rom in den Irrgängen seiner alten Ruinen überall begleitet, so wandte sich stets mein Blick nach dem bretternen Häuschen auf den schwindelnden Höhen, das mir ein Tempel däuchte, erbaut zum Gottesdienst der erhabensten Naturschönheit. Solche Stunden, solche selige Abende kann man sich um Stockholm unzählige verschaffen, und ein rüstiger Fußgänger hat monatelang zu klettern, bis er den Schlüssel zu diesen Wundern allen gefunden hat. Allein suchen muß man sie, finden muß man diese Ansichten, wovon die nächste immer reizender ist als die frühere, und nicht sich führen lassen, selbst nicht von Freunden, geschweige denn von einem entsetzlichen Lohnbedienten, die alle doch zu bequem sind, um auf Händen und Füßen diese oft unzugänglich scheinenden Granitberge mit zu ersteigen. Diese Södermalm ist unbeschreiblich. Alles vereinigt sich hier, was nur Hehres und Prächtiges von einer Landschaft zu ahnen ist, das Grandiose paart sich wunderbar mit dem Wohnlichen, und alles ist reinlich, nett und kühn. Dieser Abend war einer meiner schönsten in Stockholm und einer der reichsten meines Lebens. Ich schlenderte in der himmlischen Nacht über die Schleußen zu den von Menschen und Barken wimmelnden Landungsplätzen von Kornhamm und Riddareholmen, wo die Dampfschiffe vom Målarnsee hereinbrausten und die

feierlichen Kanonenschüsse durch den klaren, stillen Himmel in unendlich fortgepflanzten Echos an die Felsenwände der Bergufer schlugen. Handel und Wandel, Verkauf und Kauf, Schiffssignale und Matrosengeschrei, Plaudern unzähliger die Wäsche klopfender Mädchen. Singen, Lachen, Scherz und Freude bis in die tiefe Nacht hinein. Herrliches Land, glückliche Menschen!

Stockholm besitzt eine Promenade wie keine andere Stadt. Der auf einer Halbinsel gelegene Thiergarten verbindet alle Reize des schönsten englischen Parks mit der kühnsten Felsengruppirung, auf der er sich hinzieht, und sein Umfang übertrifft den Wiener Prater und den Berliner Thiergarten. Die malerischen Sinuositäten des Terrains und die Mannichfaltigkeit der üppigsten Vegetation erzeugen zauberische Effecte, der ungleiche Boden verschiebt bei jedem Schritte die Ansicht, und Alleen und Fußwege schlingen sich durch Berge und Felsen in reizenden Windungen. Alle Wunder, welche die Natur für Stockholm aufgehäuft hat, scheinen sich an den Pforten dieses Paradieses vereinigt zu haben, um den anziehendsten Spaziergang der Welt zu schaffen. Hunderte von reizenden Landhäusern sind über die Höhen dieses Parks ausgegossen, der sich von der Stadt an dem Golfe des baltischen Meeres hin bis zu der großen Einfahrt in den Mälarnsee herumzieht, und zu dessen Füßen unzählige Segelschiffe das belebteste Seestück bilden, während große Heerden Rehe und Damhirsche frei über die glänzenden Wiesen und durch die dichten Boskets hinstreifen. In diese verführerische Gegend und

in alle die reizenden Landhäuser der Umgegend ziehen die Einwohner Stockholms im Sommer, wenn sie nur einigermaßen die Mittel dazu besitzen, oder gehen doch über den Sonntag oder an schönen Abenden hinaus, wozu die auf allen Punkten jeden Augenblick abstoßenden Nachen oder auch die seit einem Jahre bestehende Anstalt leichter, eleganter Omnibus die bequemste und wohlfeilste Gelegenheit darbieten. In welcher Gegend wäre es aber auch einladender, auf dem Lande zu wohnen? Dieser ewige Wechsel von ländlichen Reizen mit den wildesten Formationen, diese überall von Bergen, Ebenen, bebautem Lande und sterilen Einöden, dichten Wäldern und blühenden Wiesen, glänzenden Landhäusern und niedlichen Bauernwohnungen, kahlen oder mit Moos bewachsenen Felsen und transparenten krystallenen Seen eingeschlossene Pracht, — alles dieses Herrliche ist über eine Landschaft hingezaubert, welche durch die bald ganz einsame, bald rauschend belebte Scene eine Unordnung und Verwirrung ausdrückt, in denen eben ihr höchster Reiz besteht. Das Vorbild aller dieser Landhäuser ist das ungemein niedliche Schlößchen Rosendal, an der Gränze des Thiergartens, eine Anlage, welche erst seit wenigen Jahren den Felsen abgezwungen wurde, und die ein königlicher Repräsentant der schwedischen Landbauart genannt werden kann. Herrliche Baumgruppen, schöne Boskets und reiche Bouquets von Rosen und Lilien umgeben dieses kleine Sanssouci, das keine Einzäunung, keine Schildwache schützt, wo jeder sich frei und ungenirt ergehen kann, und wo man kein Beispiel weiß, daß auch

nur eine Blume geknickt worden wäre. Der König liebt diese deliciöse Villa und ist beinahe täglich selbst im Winter dort zu sehen. Das Innere der Gemächer ist äußerst elegant. Alle Seidenstoffe, Bronzen, Goldarbeiten sind in Schweden gefertigt. Die Treppen sind besonders geschmackvoll, nnd über der kleinen Wendeltreppe hängt das Bild Klebers, des Königs Jugendfreundes. Oberst Blan vom Genie, dem Stockholm so viele Verschönerungen verdankt, hat Rosendal gebaut. — Hinter dem Schlößchen steht die berühmte Vase von Rosaporphyr, die eilf Fuß im Durchmesser hat, aus einem einzigen Stücke besteht und in den Minen von Elfdal in Dalekarlien gebrochen wurde. Sie ist die größte, die ich außer der auf dem Monte Cavallo mich entsinne gesehen zu haben, stört aber offenbar durch den zu grandiosen Contrast die einfache Ländlichkeit der kleinen, netten Königswohnung. Die Umgebungen von Rosendal sind ganze Felsen, und ihre Belegung mit Erde, in welcher jetzt die schönsten Blumenbeete blühen, muß sehr kostspielig gewesen seyn. Hinter Rosendal zieht sich eine sanfte Anhöhe hinab in ein reizendes offenes Thal, und auf dem entgegengesetzten grünen Hügel steht das niedliche Drottningberg mit geschmackvollen Anlagen, von dessen Galerie man das ganze in der jenseitigen wellenförmigen Ebene hinter den Ladugårdsgårten aufgeschlagene Lager übersehen kann. Diese königlichen Gärten stehen dem Publicum offen und wetteifern mit den vollendetsten englischen Parks an Reichthum der Scenerie, an herrlichen Bäumen und Wasser. Das auf dem weit-

herrschenden Hügel gelegene Drottninghuus dient während der Lagerzeit den Damen zum Aufenthalte, und von hier aus durchkreuzen unzählige parketähnliche Wege die grandiosen Anlagen, welche sich über Berg und Thal und Seen hinausziehen bis zum Roslagtull und um die prächtigen Seen von Brunswicken herum längs der ganzen immensen Ladugårdsgården, welche die Normalm (Nordstadt) in weiten zierlichen Bögen umspannen.

An einem freundlichen, klaren Morgen ging ich die lange Drottningstraße (Königinstraße), diesen Centralpunkt der schönen Welt, dem fernen Nordthore zu, und bestieg das Observatorium, das eine überraschende Aussicht auf eine Menge Felsenterrassen bietet, die sich hier trotzig am nördlichen Ausgange der Stadt, als Schutz gegen die umringenden Seen und Meerarme, auf allen Punkten erheben und die wunderbarsten Gestalten annehmen. Hier beginnt der Königsgarten, der im modernsten Styl angelegt und von Brunswicken in seiner ganzen Ausdehnung bespült wird. Die Zufälligkeiten des Terrains waren hier so günstig, daß man leicht die reizendsten Anlagen darüber ausbreiten konnte. Zwischen den Ufern des lieblichen Sees und einer Kette felsiger Anhöhen ziehen sich malerisch gewundene Alleen durch, und hier führen elegante Brücken über tiefe Hohlwege, dort führt ein zierliches Rosenspalier auf einsamem Pfade zu einem überraschenden Monumente, oder man gelangt durch wilde Dornenbüsche zu einer fernen ländlichen Hütte. Die üppigste Vegetation und die hier nie versiegende Wasserpracht umgeben das einfache, bescheidene

Hagar, das über dem See steht. Ich verirrte mich in dem großen Parke, und nachdem ich abermals einen Strauß mit einigen bösen Hunden bestanden, gab mir ein alter Soldat, der mich von ihnen losmachte und mich zu sich in sein nicht fernes Häuschen nahm, seinen kleinen Jungen mit, der mich durch Dick und Dünn, quer über Felder und Felsen in die Alleen führte, durch die man zum Schlosse Karlsberg an den Ufern einer Ausströmung des Mälarnsees gelangt. Hier war der Lieblingsaufenthalt der geistreichen Christine, und in dieser schönen Einsamkeit lebte sie mit Lagardie und den französischen Gelehrten, die ihr undankbares Vaterland verstoßen, den Wissenschaften und der Kunst. Seit einem halben Jahrhundert empfangen hier die Eleven der Militär-Akademie ihre Erziehung, die Anlagen aber sind veraltert und das Schloß verfällt. Ueberhaupt wendet der König wenig auf den Unterhalt seiner vielen Landschlösser, und der Palast in Stockholm und das kleine Rosendal erfreuen sich ausschließlich seiner Gunst. Im Schlosse Ulrichsdal residiren die Invaliden, und zeigen mit Begeisterung den Hut und Degen, den ihr vergötterter wilder Karl getragen, als das Blei des Meuchelmords ihn vor Friedrichshall erreichte.

Die Revenuen Schwedens reichen nicht aus, um alle diese Domänen für den Luxus zu erhalten, und wenn man auch bedauern muß, daß das so unendlich reizend gelegene Strömsholm, dann der so berühmte Aufenthalt Louisens Ulrica's, Svartsjö mit seinen prächtigen Gärten, und Gripsholm, der Zeuge so vielen

königlichen Unglücks, der Wohnort gefangener Könige, und endlich Rosersberg, eines der schönsten Schlösser in Schweden, das den Weg nach Upsala schmückt, nicht bewohnt und unterhalten werden, so darf man dem König doch nicht verargen, daß er alle Sorgfalt auf die Perle Stockholms, seinen prächtigen Palast, verwendet.

Der Boden, auf welchem Stockholm und seine Vorstädte liegen, ist bergig, uneben und sehr oft abschüssig, und man findet in ihrer Mitte Felsen, Weiher und Anhöhen, alles in bunter Mischung, daher auch ihr bedeutender Umfang, der für 100,000 Menschen fünf Stunden beträgt. Das schönste Quartier der Stadt ist Slottsbacken, ein Platz, der, auf einer Seite vom Schlosse und auf der andern von einer Reihe schöner Häuser eingefaßt, amphitheatralisch und stets sich erweiternd nach dem Hafendamm hinabsteigt, und auf dem die Reiterstatue Gustavs III am Meerufer steht. Dieses Tableau ist von theatralischem Effect, und die Nordbrücke, welche von Granit gebaut und mit breiten Trottoirs versehen vom Gustav Adolphsplatze hinüberführt nach der Königsburg, auf welche terrassenförmige breite Zugänge hinanführen, vollendet diesen imposanten Anblick. So schön aber Stockholm durch seine Lage und sein Schloß ist, so wenig hat es sonst ausgezeichnete Gebäude, und die Großen des Landes wohnen meistentheils in kleinen, aber niedlichen Wohnungen. Paläste oder auch nur größere Hôtels sucht man hier vergebens. Das Schauspielhaus wird von der fashionablen Gesellschaft nur Einmal die Woche besucht, da sich der vielen

Bayerische Staatsbibliothek München

Reunionen halber nicht mehr Tage finden, und an diesem Abende, den man das Abonnement nennt, sieht man die jungen Schönheiten des Adels in den Logen. Das Haus selbst ist hübsch, weiß mit Gold, hat vier Reihen hängende Galerien als Logen, aber anstatt der Prosceniumslogen nur ovale Löcher, welche verunstalten, zu denen jedoch geputzte Menschen heraussehen, Parterre und Amphitheater steigen steil nach oben und schließen mit einer großen, weiten Loge, die sich unter den königlichen in der ganzen Breite des Hauses ausdehnt und den ganzen weiblichen und männlichen Hofdienst enthält. Der König kommt seit vielen Jahren nicht mehr ins Theater und steht für ihn eine ganz mit goldenem Gitterwerk bedeckte Loge bereit. Desto häufiger sieht man aber die Königin, und es ist ein schöner Anblick, wenn ihre Wagen vom hohen Schloß herab über die breite Brücke auf den Platz hereinfahren und zahlreiche Vorreiter mit Flambeaux ihre Ankunft verkünden. Das Schauspiel hat einige Talente, namentlich ragt eine Demoiselle Häggquist durch Spiel, Mimik, Schönheit und Grazie hervor. Die Oper ist gut, nur haben die Sängerinnen schwache, die Sänger gar keine Stimme. Orchester und Chöre sind stark, aber ohne Feuer. Als ich das erstemal ins Theater kam, wurde das Ballet Gustav oder der Maskenball von Auber gegeben. Ich finde es doch etwas stark, den unglücklichen König in demselben Hause, das er erbaute, um darin ermordet zu werden, hier tanzend einzuführen, wo seine Bronzestatue 20 Schritt entfernt auf dem Platze steht, den er als

Sieger nach glänzenden Seekämpfen zum erstenmal wieder betrat. Die Worte des verhängnißvollen Domino's: „Gute Nacht, Maske,“ worauf Ankerströms Schuß fiel, wollten mir nicht aus dem Sinne. Gustav war Komödiant wie Ludwig XIV, allein er hatte auch seinen hohen Geist und seine Kühnheit. Daß die Aristokratie ihn ermordete, darf niemand sonderlich wundern, nachdem er sie so lange und so hartnäckig bekämpft und ihre Macht gebrochen; daß aber eine Heerde Tänzerinnen, die bereits unter seiner Regierung angestellt gewesen zu seyn schienen, hier an dieser blutigen Stätte ihre gichtbrüchigen Pirouetten um seine Leiche schlugen, das trieb mich fort aus dem doppelt entweihten Hause des Königsmordes.

Das Museum im Schlosse besteht aus einer chaotischen, unbedeutenden Bildergalerie und einer Sammlung von Marmorarbeiten, worunter die ziemlich conservirten castalischen Jungfrauen allein antike Bedeutung haben. Amor und Psyche und der Faun von Sergell gehören zu den besten Arbeiten neuerer Zeit. Seine Modelle in Thon sind allein schon Beweis, daß Sergell zu den ersten Talenten der Bildhauerei zu rechnen ist, und ein junger Schwede, Fogelbergen in Rom, der Schöpfer Odins, scheint in seine Fußstapfen getreten zu seyn. Byström bleibt aber vor der Hand noch Schwedens erster Skulptor, und sein Karl Johann in antikem Costume, den ich in Skokloster, dem Schlosse des Grafen Brahe, sah, und die herrliche Gruppe seines Oxenstjerna in der Residenz, sind des Meißels eines Thorwaldsen würdig.

Die Gesellschaft ist in Stockholm scharf geschieden, und man findet keine Vermengung in den Vereinigungen des Adels und der Bürger, obschon in den täglichen Berührungen dieser beiden Classen eine ausnehmende Herzlichkeit vorherrscht. Gleich Wien hat aber Stockholm eine Unterabtheilung seines Adels, in dessen Cirkeln man denn alle höhern Notabilitäten des Bürgerstandes sich mit vollständiger Gleichstellung bewegen sieht. Man hat übrigens mehrere Beispiele von Ehebündnissen zwischen Bürgerlichen und Personen der höchsten adeligen Extraction, die sehr glücklich genannt werden.

Die schwedischen Frauen sind mit Recht berühmt wegen des Liebreizenden ihres Umgangs und der hohen Grazie ihres Wesens. Die natürliche Eleganz ihrer Tournüre, der Glanz ihres Teints, ihre schönen Haare, und der sanfte Ausdruck ihrer geistreichen, lebhaften Züge machen ihre Erscheinung überaus angenehm. Die Schwedinnen sind, im Gegensatze zu ihren nordischen Schwestern, Modelle einer bewundernswürdigen Harmonie anmuthiger und leichter Formen, ihr Gang ist voll ungezwungenen Anstandes und ihre Taille bezaubernd; in ihrer ganzen Haltung drückt sich eine edle, mit Würde gepaarte Hingebung aus — dieser höchste Reiz des fühlenden Weibes. Und diese seltenen Eigenschaften, welche die Natur so freigebig den Schwedinnen geschenkt, sind nicht ausschließlich den höhern Ständen zuerkannt. Man kann nichts Lieblicheres sehen, als ein Stockholmer Dienstmädchen mit ihrem knappen Kleide

von englischem Stoffe, der gewöhnlich reizende Formen so schön ausdrückt, ihrem Taschentuche von Damast, mit schimmernden Farben durchwebt, nachlässig um das feine Köpfchen geworfen und unter dem reizenden Kinn mit leichtem Knopfe befestigt. Alle diese Mädchen sind hübsch chaussirt, tragen immer reine Wäsche, und nie sieht man deren ohne Handschuhe auf der Straße.

Bei uns sind schöne Frauen so selten wie Diamanten, und man darf kaum den zehnten Theil hübsch nennen. In Schweden ist gerade das umgekehrte Verhältniß, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß alle Schwedinnen schön sind, so habe ich doch wenigstens nicht die decomponirten, beleidigenden Gesichter gefunden, die uns selbst im Ballkleide oft so drohend entgegentreten. Jedenfalls sind die Schwedinnen alle mit mehr oder minder reizender Annehmlichkeit der äußern Erscheinung ausgestattet. Die Frauen der höhern Classen und des Mittelstandes sind mit den Tugenden geschmückt, welche die wahre Zierde ihres Geschlechts ausmachen. Ohne die Prüderie der Berlinerin, ohne die Apathie der Holländerin und ohne die Koketterie der Französin sind sie vor allem sehr zurückhaltend, ohne daß diese auf eine rührende Bescheidenheit gegründete Reserve störend auf den Umgang mit ihnen einwirkte. Sanft und arbeitsam, gute Mütter, treue Gattinnen, lebhaft ohne zu laut zu werden, liebenswürdig, ohne es zu wissen oder seyn zu wollen, bringen sie den Zauber wahrer Weiblichkeit in die sie umgebenden Kreise, und das immer seltener werdende häusliche Glück finden wir in Schweden als ein

allgemeines Gut. Sey es, daß die Leidenschaften in diesen kältern Zonen keine solche Macht über die Herzen üben, oder ist es Folge der durchaus herrschenden Sittlichkeit, so viel ist sicher, daß die Familien hier weniger als in irgend einem andern Lande durch galante Intriguen beunruhigt werden. Die Frauen leben zurückgezogen in ihrer Wirthschaft, beschäftigen sich alle mit ihrem innern Haushalte, und sind schon deßhalb seltener den Verführungen ausgesetzt, die so oft und grausam unsere Illusionen vom häuslichen Frieden zerstören. Ich habe in Stockholm nirgends diese Geläufigkeit böser Zungen gefunden, die bei uns in den größten wie in den kleinsten Städten den Samen des Mißtrauens ausstreuen, alles Zusammenleben verbittern und an dem Lebenskeim unbescholtener, verleumdeter Mädchen nagen. Und, hört es, ihr ewig schwankenden Hagestolzen, die nie zu einem Entschlusse kommen, die ewig auf der Goldwage die Eigenschaften der Glücklichen abwägen, denen sie das Sacktuch zuwerfen wollen, bis die ewig rührige Klatscherei die schlimme Wage immer wieder von neuem hinabdrückt, — nach Schweden müßt ihr pilgern, um tadellose Frauen zu finden, und euch zu bekehren von dem Irrwahn, daß es keine braven Weiber mehr gebe, ein Glaube, den man bei uns gewöhnlich erst mit vor Alter schlotternden Beinen und am Krankenbette ablegt, wenn man hülfsbedürftig einer treuen Wärterin bedarf. Die Schweden bedienen sich des einzigen, aber auch des einfachsten Mittels, ihre Frauen makellos zu erhalten, indem sie ihnen volles Vertrauen schenken. Ich habe die

Pfeile der Chronique scandaleuse nie unmächtiger abprallen sehen, als an der ungefälschten Tugend der Damen in Stockholm, und niemals, selbst in den frivolsten Vereinigungen aufgeregter Männer, habe ich eine verleumdende Stimme über irgend ein junges Frauenzimmer der bessern Classen laut werden hören. Was mich aber, als Fremden, beinahe noch mehr entzückte, war die Erfahrung, die ich hier machte, daß das horrible Spiel, diese Geißel unserer großen Welt, dieses Geist und Zeit tödtende Ungeheuer, über Schweden seine mächtigen Fittige noch nicht ausgebreitet, und daß hier die Menschen noch zusammenkommen, um sich selbst, und nicht den gräßlichen Mißgeburten der Cœurkönige und Treflebuben ins Auge zu schauen. Ich habe in Stockholm nicht Eine junge Dame von Stande kennen gelernt, die irgend ein Spiel spielen konnte oder wollte, und selbst ältere Personen geben sich selten dieser insipiden Zeittodtschlagung hin. Diese Erscheinung allein wäre schon hinlänglich, um Stockholm zum Aufenthalte zu wählen, diese so einzige Stadt, wo die Weiber treu sind, nicht Tabak schnupfen und nicht Karten spielen.

Einen auffallenden Contrast mit dieser hohen Sittenreinheit der bessern Stände der Gesellschaft bilden die Weiber der niedern Volksclassen, die man wegen ähnlicher Strenge der Moral eben nicht rühmen darf. Die bedienenden Mädchen in den Gasthöfen sind durchgehends reizende Geschöpfe, äußerst leutselig und zutraulich. Sie ziehen keinen Lohn, und sind daher ganz auf die Großmuth der Gäste angewiesen. Man findet sie immer reinlich

und niedlich gekleidet, und die gutmüthige graziöse Koketterie dieser vollen, blühenden, jugendlichen Gestalten hat unendlich mehr Anziehendes, als die prätentiöse, gezierte Aufforderung einer verschmitzten Dame du Comptoir in einem Pariser Kaffeehause. Nahe dem Hôtel garni, das ich bewohnte, dem einzigen in Stockholm, befindet sich eine der besten Restaurationen, wo man nach der Karte speis't. Hier gab ich den Freunden gewöhnlich Rendezvous, und unser kleiner fröhlicher Tisch wurde von dem reizendsten der dortigen Mädchen bedient, die uns allen durch ihr stilles, bescheidenes, beinahe melancholisches Wesen längst interessant geworden war. Eines Tages sprach ich den Wunsch aus, zu Hause zu soupiren, und bedauerte, daß man in meinem Hôtel gar nichts als Thee bekommen könne. Sogleich wendeten sich die anwesenden Schweden an die Aufwärterin, die den Befehl, mir ein Soupé zu besorgen, mit leichtem Erröthen hinnahm. Ich hatte ganz darauf vergessen, und kam nach einer meiner so belohnenden Excursionen müde und spät nach Hause. Als ich aber Thee forderte und mich niederlegen wollte, bedeutete man mir, daß das Abendessen in mein Zimmer gebracht worden sey, und ich war nicht wenig überrascht, das melancholische Mädchen vom Hôtel du Nord mit einem funkelnden Rechaud an meinem Tische zu finden. Ich lud das gute Kind ein, mit mir zu essen, wobei sich ihre traurige Haltung bald verlor, und sie sich ganz diesem lebhaften Plaudern überließ, welches im Schwedischen so reizend klingt. Leider verstand ich beinahe eben so wenig, was sie mir in ihrer lieblichen Hast

vorschwätzte, als ich es verstehen wollte, was sie unter dieser Bestellung nach allgemeiner Sitte eigentlich voraussetzen zu müssen glaubte, und entließ sie mit einem kleinen Geschenk und nicht wenig erstaunt, eine solche Abweichung von der Regel kennen gelernt zu haben. So regelmäßig nun aber diese Gattung von Erwerb bei den Dienstmädchen angenommen ist, so ist doch ihr Benehmen im Gasthause selbst vollkommen decent und zurückhaltend.

In den Badehäusern wird der Dienst ebenfalls durch Mädchen versehen, welche beinahe durchgehends hübsch sind. Man erhält beim Eintritt in das Haus eine Karte mit der Nummer des Zimmers. Im Hinterhause oder im Hofe steht der ganze weibliche Dienst en bataille aufmarschirt, und man tritt nun sogleich unter die Aegide der Commandantin der in der Nummer bezeichneten Gemächer, da immer für jede Abtheilung auch ein eigener Dienst besteht. Die Localität selbst ist sehr räumlich und elegant. Das erste Zimmer ist der Ankleidesalon mit allen Utensilien, seidenem Canapee, und dem stets leicht gewärmten hohen schwedischen Ofen, in welchem eine große Zahl Tücher vorräthig aufgelegt sind. Im nächsten Zimmer steht die kupferne Badewanne, alles sehr niedlich und besonders reinlich. Das mich escortirende Mädchen übernahm nun sogleich den vollständigen Bedientendienst, allein alle Verrichtungen trugen so deutlich den Stempel des Herkommens und der Gewohnheit, daß ich mir eben so wenig dabei dachte, als sie selbst, und mich ruhig ihrem Eifer hingab.

Nachdem ich mich endlich ihren zu weit fortschreitenden Bemühungen entzogen, und mich in das anstoßende Bad begeben hatte, folgte sie zwar meiner Aufforderung, mich zu verlassen, kam aber nach kurzer Pause zurück, und trat mit Bürsten verschiedener Form und Caliber zu mir ans Bad. Und nun mochte ich protestiren, wie ich immer wollte, die kräftige nordische Jungfrau ergriff mich in ihrem unerbittlichen Pflichtgefühle mit mächtigen Armen, und übte das Amt der tüchtigen Kindsmagd am zarten Kinde, und hanthierte und fegte und scheuerte an meinem langen Leichnam herum, daß ich kaum wußte, ob ich böse werden oder dazu lachen sollte. Es war leicht zu sehen, daß das entschleierte Mysterium und die Amtsmiene, welche sie mit ihrem Frictionsprocesse verband, hier bloß eine ganz vulgäre Verrichtung bedingten, und somit ließ ich denn gottergeben diese wüthenden Angriffe der muthigen schwedischen Wlasta über mich ergehen. Abgesehen übrigens von der Procedur oder der Art ihrer Ausübung selbst, möchte ich doch jedem Reisenden dieses heftige Frottiren mit starken Bürsten und Seife über alle Theile des Körpers sehr anempfehlen, da nichts mehr zur Oeffnung und Reinigung der Poren geeignet ist. Als ich das Bad verlassen wollte, eilte die unermüdlich Beflissene aus dem andern Zimmer herbei, um mich mit warmen Tüchern abzutrocknen, und warf mir vor allem einen gewärmten Pudermantel über den Kopf, den sie mit ihrer gewöhnlichen gravitätischen Ruhe zu reiben begann. Es bedurfte nun allen Aufwandes meiner Sprachkenntniß, um sie zu überzeugen, daß ich diese Functionen selbst an mir zu

üben pflege, um sie endlich zum Rückzuge zu nöthigen. Ich gestehe, daß die schwedischen Sitten anfingen, mir sehr originell zu erscheinen, und die hier angestellten Odalisken müssen schon tiefe Blicke in die menschliche Anatomie gethan haben.

In Stockholm habe ich keine Table d'hôte gefunden, allein die gewöhnliche Speisestunde in den Restaurationen ist 2 Uhr. In der großen Welt ißt man wie in Paris. Bevor man sich zu Tische setzt, nimmt man am Bränwinsbrod, dem schwedischen Büffet, ein vorläufiges kleines Mahl ein, welches aus dem schwedischen Schnaps, Rum oder Cognac besteht, die in Krystallcaraffen aufgesetzt sind. Die im Büffet befindlichen Präliminarspeisen bestehen aus verschiedenen hors d'œuvres, Butter, Schinken, Häringen, Käse, Rettigen, Caviar. Ich habe diese Gewohnheit des Sup, welches buchstäblich ein Glas Branntwein bezeichnet, selbst in den ersten Häusern gefunden. Bevor man nämlich die Damen zu Tische führt, begeben sich die Männer in ein Seitenzimmer, und bedienen sich mit den obenerwähnten Artikeln, und ich glaube fast, daß die Damen sich dieses Intermezzo zu Nutzen machen und ebenfalls ein ähnliches Vorbrod nehmen. Der so angenehme Liqueur am Schlusse der Tafel wurde mir dagegen nur in einigen der größern Häuser gereicht. Das Diner selbst beginnt dann mit Fisch und Fleischspeisen, und die Suppe kommt erst als späteres Gericht. Diese Sitte mag ihre Gründe haben, allein ich finde sie, wie überhaupt den zu häufigen Genuß des Branntweins nicht vortheilhaft für das Geistige im Menschen, wie

man denn überhaupt in Schweden in den niedern Classen Menschen findet, die sich um den Verstand getrunken haben. Allein auch auf das Physische scheint dieses Bedürfniß zu wirken, da die Mortalität hier auffallend groß gegen andere Städte erscheint.

Bei den schwedischen Diners werden beinahe alle Speisen mit Zucker bestreut, und die elegante silberne Zuckerbüchse bildet den Hauptschmuck der Tafel. Man wirft Zucker auf Salat, Gemüse, gepfefferte Saucen und selbst ins Bier, und in die Suppen, welche übrigens keine Aehnlichkeit mit unsern Consommés haben. Man nennt sie Bulliongs, und sie sind nichts Anderes, als warmes Wasser, in welchem das Fleisch höchstens eine Stunde gelegen hat, um dann gebraten zu werden. Diese Suppen werden um die Mitte des Mahles servirt, und ihre einzige Würze besteht in herumschwimmenden Fenchelblättern und Traubenbeeren. Im Ganzen kann ich die schwedische Küche nicht sehr loben, und auch hier finden sich besondere Eigenthümlichkeiten. So bereitet man die Fische auf ganz eigene Art. Man schneidet die Salmen und Forellen auf, wie man sie aus dem Wasser zieht, bestreut sie mit Pfeffer und Salz und begießt sie mit Essig. So läßt man sie nun einige Tage mariniren, und genießt sie als eine große Delicatesse. Ich empfehle dem weltberühmten Augsburger Kochbuche dieses Recept in seiner fünfzigsten Auflage.

Die Tagesordnung eines braven Stockholmer Bürgers schließt alles in sich, was zur ausgiebigsten Leibesnahrung gerechnet werden kann. Die sorgsamen Töchter bringen

beim Erwachen des cher Papa eine Platte an sein Bett, die mit allen erdenklichen Requisiten des Kaffeetrinkens reichlich belegt ist. Die Tassen sind sehr klein, aber Brod, Milch, Butter gewöhnlich von unübertrefflicher Güte. Gegen 11 Uhr versammelt man sich im Hausgärtchen zum copiösen Gabelfrühstücke, mit Schinken, Salz- oder Räucherfischen, Butterbemmen und Schnaps. Um 2 Uhr kommt endlich das Mittagessen, dessen Hauptingrediens ein kolossales Stück Kalbfleisch bildet, das Sonntags gebraten wird, und woran die Familie bis zum Sonnabend abnagt. Hierzu Fische, Kartoffel, Bier, Schnaps und zuweilen ein Glas Porto, und das Diner ist fertig. Um 4 Uhr trinkt man Kaffee, um 6 aber kommt eine neue Mahlzeit, die man Aftonvard nennt, eine Collation, die aus Käse, Butter und Brod besteht. Um 9 Uhr ißt man endlich zu Nacht, meistens Habergrütze und Milch, zuweilen auch eine der schwedischen Gourmandisen, eine aus Syrup, Milch und Bier componirte Suppe.

Bei großen Tafeln beginnen die Toasts vor dem Dessert. Man muß jedem, der einem zutrinkt, mit Austrinken des Glases antworten, wenn man nicht für einen sehr übelerzogenen Menschen angesehen werden will. Es ist nicht zu läugnen, daß die bekannte Höflichkeit des Schweden gegen Fremde bei dem unausgesetzten Trinken diesen bei großen Repas sehr bedenklich werden muß. Vor dem Kaffee werden enorme Punschbowlen aufgesetzt, deren jede 20 bis 30 Bouteillen fassen kann, und jeder Fremde darf sich

glücklich schätzen, wenn er nach solchem Mahle noch den Weg nach Hause findet.

Der Adel lebt ohne Luxus und beinahe wie der höhere Bürgerstand. Abends vereinigt man sich zum Thee und soupirt um 10 Uhr, und an den gewöhnlichen Tafeln herrscht die äußerste Einfachheit. Dieß soll nun zur Zeit des Winters ganz verschieden seyn, und jede nur einigermaßen vermögliche Familie große Diners geben, die von allen Seiten erwiedert werden müssen. Kein Adel Europa's kann sich eines glänzendern Ursprunges rühmen, als der schwedische, und mehrere große Familien sind mit der alten Dynastie des Landes verwandt. Dieser Geburtsstolz, seine Reichthümer, die repräsentative Form des Gouvernements, dieser Senat der Adeligen, zu allen Zeiten so gefährlich für die königliche Autorität, flößten stets dem schwedischen Adel eine hohe Idee seiner Macht ein, und nur zu häufig nahm er Theil an Unruhen und Revolten, welche durch so viele Jahrhunderte sein Vaterland erschütterten. Allein eben so häufig findet man ihn an der Spitze seiner Vertheidiger, und mit ungebrochenem Muth hat diese erhabene Oligarchie in allen Wechselfällen des Glückes gegen Tyrannei und Eingriffe fremder Fürsten das edelste Blut ihrer Kinder vergossen. Der sonst stets der Regierung feindlich entgegenstehende Adel hat nun eine ganz andere versöhnende Stellung eingenommen, und während Rußland seine Großen fern vom Hofe hält, und eine Militäraristokratie an ihre Stelle setzte, hat

der weise und klar sehende Karl Johann die Edlen des Landes alle in den Zauberkreis seiner Menschenfreundlichkeit zu bannen und an seinen Hof zu fesseln gewußt. Der schwedische Adel theilt alle Tugenden seines Volkes, vor allem die Gastfreundschaft im höchsten Maße. Es ist nicht möglich liebenswürdiger und freundlicher aufgenommen zu werden, als von diesen großen Familien, und wenn Gastfreundschaft überhaupt ein hervorstechender Zug nordischer Völker ist, so erscheint sie bei dem Schweden mit einer solchen Beimischung von Herzlichkeit, Wohlwollen und Grazie, daß mir auf meinen Reisen durch Europa nicht entfernt ähnliche Beispiele vorgekommen sind, wie man sie hier täglich findet. Beschämt muß sich der Fremde gestehn, wie weit er in seiner Heimath in dieser schönsten Tugend der menschlichen Gesellschaft zurückgeblieben ist. Wie wäre es aber auch möglich, in unsern vielbesuchten Gegenden solche ausgedehnte Gastlichkeit zu üben, wo in mancher gewöhnlichen Stadt in einer Woche mehr Fremde ankommen, als Stockholm ein ganzes Jahr hindurch bei sich sieht, und nun vollends im Innern dieses Landes, wo ein Fremder wie eine Rarität betrachtet und verehrt wird. Man findet in Stockholm keinen Luxus in Equipagen und Pferden, ja selbst die Livréen sind oft ärmlich und dürftig genug. Allein das Leben im Innern ist unendlich reizend und anziehend; die Männer sind geistreich und gebildet, die Frauen schön, munter, wißbegierig und lebhaft, und die Gesellschaft bewegt sich in einer freien Ungebunden-

heit, die ihr mit Recht Ansprüche auf Gleichstellung mit der französischen großen Welt einräumt. —

Die Norweger bilden in Stockholm eine eigene Colonie, und ich lernte durch meinen Reisegefährten mehrere seiner interessanten Landsleute kennen. Bekanntlich ist in Norwegen der Adel abgeschafft, und nur wenige der dortigen Großen haben ihre Prärogative und Adelstitel für Lebensdauer beibehalten dürfen. Hieraus entsteht nun, wie aus so vielen in den beiden verbundenen Reichen ganz verschiedenen Verhältnissen, eine eigene Stellung der ehemaligen norwegischen Adelsdignitarien, gegenüber den so stolzen und alten edlen Familien Schwedens. In Feinheit des Benehmens und Liebenswürdigkeit des Umgangs kann ich die Norweger nur mit den Liv- und Kurländern vergleichen. Mein Aufenthalt in Stockholm fiel gerade in die Epoche, wo der norwegische Staatsminister Löwenskiold von dem Storthing seines Landes zu einer Geldbuße verurtheilt worden war. Schon mehrere Tage vor dieser Nachricht war man allgemein gespannt auf die Entscheidung, welche endlich der älteste Sohn des edlen Greises, der Adjutant des Königs ist und auf seinen Gütern in Norwegen mit seiner vom ganzen Lande verehrten jungen schönen Gattin lebt, selbst von Christiania als Courier herüberbrachte. Er trat früh 3 Uhr ans Bett seines Vaters, der ihn ruhig fragte, ob die Stände ihn abgesetzt hätten. Auf des Sohnes Verneinung, fragte er nun weiter, ob sie ihn freigesprochen haben, und als der Oberst dieß wieder verneinte, rief der Minister halb ärgerlich: „Nun, was

haben sie denn gethan?“ und legte sich auf die Nachricht, daß er tausend Thaler Strafe zahlen müsse, auf die Seite, um fortzuschlafen. Die Sache ist längst in öffentlichen Blättern verhandelt, und die Welt hat ihr Urtheil gesprochen. So viel ist gewiß, daß der König sich in dieser Angelegenheit, dem Storthing gegenüber, allein ganz würdevoll benommen hat, und daß er nur später noch vielleicht bereuen dürfte, zu nachsichtig mit den so ungemessenen Forderungen der norwegischen Stände gewesen zu seyn, die offenbar nur durch ein halbes Hundert unruhiger Köpfe gegen ihre Ueberzeugung in Gährung erhalten werden. Ich war an demselben Tage bei Hrn. v. Löwenskiold zu Tische, an welchem Morgens dieser sonderbare Urtheilsspruch gekommen war, und habe diesen Herrn früher nie heiterer und unbefangener gesehen. Es war nicht entfernt die Rede von dieser Angelegenheit, und nach Tische führte mich der büßende Minister mit einem Postzuge edler Dänen nach Rosendal und zu seinem Ministersecretär Hrn. Due, einem der geistreichsten Männer, die ich in Stockholm kennen gelernt und dessen Gattin einen der ersten Plätze unter den anmuthigen Frauen der Hauptstadt einnimmt. Herr v. Löwenskiold ging in seiner Aufmerksamkeit gegen mich so weit, daß bei späteren Einladungen stets solche Mitgäste gewählt wurden, die der englischen oder französischen Sprache mächtig waren, um die Conversation bei meiner mangelhaften Kenntniß der Landessprache nie lästig für mich werden zu lassen. Kann man wohl sinniger und artiger gegen den Fremdling seyn, und wie wohlthuend

ist solche Delicatesse im fremden Lande! Ich muß hier stets wieder mit hohem Dankgefühl auf die so allgemeine freundliche Begegnung zurückkommen, die ich in Stockholm fand; und wenn es dort schon eine Art Empfehlungsbrief ist, fremd zu seyn, so wird es um so leichter, sich überall einzuführen, wenn man empfohlen ist oder Bekannte findet. Ich war in Neapel mehrere Monate durch mit Graf Gyldenstolpe, den Herren Bohnstädt, Rose und andern gebildeten Schweden zusammengetroffen, und hatte große Freude, sie hier wieder im Club zu finden, einer Privatgesellschaft auf englischem Fuße, mit einem reichen Lesecabinet und großen Restaurations- und Kaffeesälen. Hier fanden wir uns nun meistens zusammen, und ich kann es nicht genug rühmen, wie herzlich mich alle die biedern Männer, sogar viele mir noch ganz unbekannte Menschen, aufsuchten und meinen Aufenthalt verschönerten. Nach Tische geht man gewöhnlich in die reizende Anlage unter der Normalmbrücke zunächst dem Schlosse, wo die ausgewählteste Gesellschaft sich bei Kaffee und köstlichem Liqueur vereinigt, um von da weitere Excursionen zu bereden. Man ist in Stockholm gleich so bekannt, daß man sich wie unter alten geprüften Freunden betrachten darf, und die Behaglichkeit, welche man oft so lange in fremden Umgebungen vergebens sucht, meistens aber gar nicht findet, bemächtigt sich des Fremden in Stockholm schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts.

Karl Johann zählt jetzt 73 Jahre, und beschämt zu Pferde in Haltung und Kraft noch die jüngsten Cavaliere. Das Alter hat seinen kräftigen Körper beinahe

nicht verändert, und glänzende schwarze Haare bedecken noch die hohe Stirne, in die weder die alles zerstörende Zeit, noch die Sorgen der Gewalt, Falten zu schlagen vermochten. Er reitet noch oft und scharf, und es ist nichts Seltenes, ihn an Manöuvretagen zwölf Stunden zu Pferde zu sehen, wo seine imposante Haltung ihn aus seinem großen Gefolge heraushebt. Es gibt wenige Menschen, die sich so gut ausdrücken, wie Karl Johann: jedes seiner Worte ist gut gesetzt und scharf bezeichnend, ohne gesucht zu erscheinen. Hierin liegt wohl der Grund, daß er sich nie entschließen konnte, der französischen Sprache zu entsagen, obschon er der schwedischen ganz mächtig seyn soll. Man findet in Europa vielleicht jetzt keinen Souverän, der zugänglicher und für jeden Menschen leichter zu sprechen wäre, als Karl Johann. Die Wachen und alle Personen des innern Schloßdienstes scheinen bloß für die Repräsentationsform und nicht für Sicherheit und Bewachung da zu seyn, und es hat etwas äußerst Rührendes, zwischen einem Prinzen von fremder Herkunft und der Nation, die ihn freiwillig wählte, ein solches Band rückhaltlosen Vertrauens geschlungen zu sehen. Diese Leichtigkeit des Zutritts bei ihrem König ist auch ein Lieblingsthema des guten Schweden, wie andrerseits diese Vertrautheit zwischen dem Throne und dem letzten Unterthan als Beweis dient, daß der Fürst seine Stellung ganz erkannt und durchschaut hat. Der König besitzt die Kunst sich beliebt zu machen im höchsten Grade, und mitten unter den Stürmen, welche Europa zu bedrohen scheinen, dürfte sein Thron einer der festesten bleiben.

8 *

Die Lebensart des Hofes ist ganz eigen: der König steht in der Regel erst um 3 oder 4 Uhr Nachmittags auf, und legt sich um dieselben Stunden Morgens wieder nieder. Er speist für sich allein, sieht übrigens täglich Herren der Verwaltung oder des Hofes bei sich, worunter der respectable Graf Brahe als wahrer Freund sich besonderer Gunst erfreut. Die Königin, eine geborne Clary aus Marseille, lebt wieder auf ganz verschiedene Weise, die nicht immer sehr bequem für ihre Gäste und Umgebungen seyn mag, da ihre Diners erst Abends 10 oder 11 Uhr beginnen, ja schon Einladungen zu Frühstücken auf Abends 6 Uhr ausgegeben wurden. Doch sieht sie meistens nur Männer bei sich.

Baron Mörner, Mitglied der schwedischen Adelskammer, war im Jahre 1809 nach Paris gegangen, um in französischen Diensten den Krieg gegen Oesterreich mitzumachen, als der präsumtive Thronfolger Schwedens, Prinz Oldenburg, starb. Mörner geht zurück, tritt in den Reichstag, und wollte eben mit dem Vorschlag, Bernadotte zum Kronprinzen zu wählen, öffentlich vortreten, als seine Absicht verrathen und er in Haft genommen wurde. Indessen war die Initiative gegeben, Bernadotte war durch seine humane Behandlung der gefangenen Schweden sehr beliebt geworden; die Nothwendigkeit trat immer dringender hervor, einen Beschluß zu fassen, und Bernadotte wurde gewählt. Mörner war der so schön begonnenen Rolle nicht würdig. Unruhiger Kopf, Verschwender, übles Subject, mißbrauchte er unaufhörlich des Königs Gnade und Schatulle, und sitzt

jetzt als Mauthbeamter, ich glaube auf Warholm, ohne Achtung und Credit. Den Grafen Mörner aber, den berühmten Zeichner, sah ich im Schuldgefängniß in London. — Bernadotte war lange von Europa verkannt, und die Franzosen gefielen sich besonders darin, ihn den neuen Coriolan zu schelten. Man vergaß, daß der Kronprinz von Schweden nicht den Gesinnungen des französischen Marschalls folgen durfte, und inmitten drohender Mächte und gezwungen durch eine Reihe gewaltthätiger und provocirender Maßregeln des Kaisers, mußte er seinem französischen Herzen entsagen, um für die Ehre und den Ruhm seines neuen Vaterlandes zu leben. Bei dem großen Kreuzzuge der Völker und Könige gegen den Einen des Jahrhunderts ward er vom Strome mit fortgerissen und mußte die Banner seiner Tapfern mit den Freiheitskämpfern mengen. Die Geschichte wird ihm bezeugen, mit welcher Rückhaltung er dieser gebieterischen Nothwendigkeit nachgab, und wie er nur zu den Waffen griff, um die Gränzen seines neuen Reiches ungeschmälert gesichert zu erhalten.

Drottningholm (Königininsel) ist einer der schönsten Landsitze der Königsfamilie und ein Lieblingsaufenthalt der Stockholmer. Die Insel ist drei Stunden von Stockholm entfernt und spaltet den mit 1100 Inseln bedeckten Mälarnsee in zwei Theile. Unendlich lange Brücken, welche auf Rostpfeiler von Felsenmassen im Seegrunde aufgethürmt wurden, erhalten die Verbindung mit der Hauptstadt zu Lande, allein obschon dieser Weg sehr reizend ist, so möchte ich doch den zu Wasser

weit vorziehen, da der Anblick Stockholms von dieser Seite, zwischen den majestätischen Echappés der Södermalm und Kungsholm durch, unstreitig sein schönster Auffassungsmoment ist. Jede Stunde sind Dampfschiffe zwischen Drottningholm und Stockholm unterwegs, und der große halb englische, halb französische Park, welcher die Insel bedeckt, wimmelt bei schönem Wetter von den Spaziergängern der Residenz. Die Schiffe landen unter den Fenstern des schönen Schlosses, das, von Gasthäusern und Villas umgeben, sehr reizend auf der Höhe des Strandes liegt und die ganze göttlich schöne Perspective der aus dem Insel= und Felsenmeere sich prachtvoll erhebenden Metropolis genießt. Hier wohnen jetzt der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, ein hohes Beispiel des rührendsten Familienglückes und ein erhabenes Vorbild für das ganze Land. Der Kronprinz ist ein junger, schöner Mann, voll Anstand, Geist und Leben. Er zeichnet sich eben so sehr durch seine geistigen Eigenschaften, als durch glänzendes Aeußere aus. Ganz Schwede, spricht er diese wie die norwegische Sprache geläufig und hat Sitten und Gebräuche seines Landes angenommen. An seiner Tafel erscheinen nur schwedische Gerichte, und man hört dort nur die Landessprache. Hat aber der König die allgemeine Liebe sich erworben, so darf man wohl sagen, daß Prinz Oscar und seine Gemahlin vom ganzen Lande, von beiden Königreichen, angebetet sind. Die Schweden nennen ihn ihren Sohn, den sie groß gezogen, um sich von ihm beherrschen zu lassen. Man ist stolz auf dieses

herrliche Paar, und die Verehrung für dasselbe gränzt an Abgötterei. Man kann sich aber auch einer großen Bestimmung nicht würdiger entgegenstellen, als Prinz Oscar. Er spricht beinahe alle Sprachen und kennt die Literatur fast aller Nationen. Er ist ausgezeichneter Mathematiker, Chemist, guter Maler und leidenschaftlicher Musikfreund. Geschichte und Staatswissenschaften sind ihm ganz familiär, und sein Umgang besteht beinahe nur aus interessanten wissenschaftlichen Männern. Er nimmt Theil an den Regierungsgeschäften, und man bewundert jetzt schon im Ministerrathe die Schärfe seines Urtheils. An der Spitze aller Heerestheile, entwickelt er eine unbeschreibliche Thätigkeit in Organisation und Verwaltung der schwedischen Armee; ich sah ihn ein Lehrbataillon, das aus der ganzen Armee zusammen berufen war, um alle bekannt gewordenen Verbesserungen darin einzuüben, mit einer Sicherheit bewegen, die dem brillantesten Stabsofficier Ehre gemacht hätte. Ruhig mag Schweden seiner Zukunft entgegen sehen: dieser junge Adler wird seine Legionen eben so gewiß zum Siege, als das Volk zur Wohlfahrt führen und den Namen Vater des Vaterlandes in seiner ganzen Bedeutung zu erhalten und zu wahren wissen.

Der Name Löwenhjelm ist in der schwedischen Geschichte mit glorreichen Erinnerungen verknüpft, und die Edlen dieses Namens dienten auch in unsern Tagen ihrem Vaterlande mit Rühm in den schwierigsten diplomatischen Missionen, wie auf der Bahn der Ehre. Der Bruder des bekannten schwedischen Gesandten in Paris,

der das Verdienst hat, die Reiterei seines Landes auf ihren jetzigen Standpunkt gebracht zu haben, ist Graf Karl Löwenhjelm. In Campagnen als glänzender Anführer bekannt, besonders durch besonnene Vertheidigung seines Landes gegen die mit Uebermacht über den gefrornen bothnischen Meerbusen andringenden Russen berühmt, befand er sich von 1812 bis 1814 im Hauptquartier Napoleons und negociirte den Vertrag, mit dem später die Coalition begann. Dieser würdige und achtungswerthe Staatsmann lebt jetzt in einer stets noch thätigen Zurückgezogenheit als Gouverneur von Drottningholm in dem freundlichsten Umgange mit dem Hofe, und macht mit seiner Gattin ein überaus anziehendes Haus auf dieser Zauberinsel. Gräfin Löwenhjelm ist eben so ausgezeichnet durch den Reiz ihrer classischen Schönheit, als durch einen Geist, eine Anmuth und eine Liebenswürdigkeit des Umgangs, die ihr wohl unbedingt den ersten Platz in der Stockholmer großen Welt anweisen. Ich befand mich eines Tages in diesem Hause zu Tische, und die Stunden flogen in den heiteren, lieblichen Gesprächen der geistreichsten Menschen nur zu schnell dahin, als der gerne neckende Graf mich auf einen der Kanonenschüsse aufmerksam machte, die von Zeit zu Zeit als Signale für Ankunft und Abgang der Dampfboote ertönten, und mir nun lachend beifügte, daß ich sein Gefangener sey, da das letzte Schiff abgefahren, mit dem ich zurückkehren konnte. Ich ergab mich bereits diesem schönen Loose, als ein Adjutant des Kronprinzen, Graf Mallenbourg, sich melden ließ, mit dem ich auch auf früheren

Reisen bekannt geworden war. Er verkündete mir die unerwartet freudige Botschaft, daß die Prinzessin mich empfangen werde, und ich begab mich sogleich mit ihm nach dem Schlosse.

Die Prinzessin ist ganz ihrer Mutter würdig, eine Erbin der Grazie, die jene Fürstin umschwebt. Unvergeßlich wird mir der Empfang bleiben, den ich hier fand. Mir pochte das Herz vor Erwartung, als ich durch die weiten schönen Hallen des Schlosses und durch alle die matt erleuchteten Säle eilte, und endlich auf der Schwelle eines Empfangssalons stand, gegen dessen Mitte sich eben eine hohe herrliche Frau, umgeben von Kindern, bewegte. Der mich führende Kammerherr blieb im Vorzimmer zurück, und die Damen im Gefolge der Prinzessin standen in ehrfurchtvoller Entfernung an der jenseitigen Eingangsthüre. Die magische Erleuchtung, die so seltene Erscheinung einer Familienrepräsentation, dieß liebliche Bild mütterlicher Königswürde machte auf mich einen so unerwarteten Eindruck, daß ich im ersten Augenblicke keine Worte zu finden wußte, um meine Freude und meinen Dank über Wiedersehen und Empfang passend auszudrücken. Die Prinzessin stand mitten unter ihren blühenden Kindern, vier Knaben und ein Mädchen, die gerechte Hoffnung und der Stolz Schwedens, alle ächt schwedische Physiognomien, offen, gesund, voll und gescheidt. Mit bezaubernder Anmuth und Herablassung sagte mir nun die eben so einfache als edle Fürstin, daß sie meinen Wunsch vernommen, ihre Kinder zu sehen, und daß sie mich daher nicht nach Hause wolle zurückkehren

lassen, ohne mich ihnen vorzustellen. Als sie im Verlaufe des Gespräches bemerkte, daß ich diese Engelsköpfe nicht genau unterscheiden konnte, weil sie vor der Beleuchtung standen, wendete sie die Kinder lächelnd nach dem Lichte, wobei ich denn auch ihr eigenes Gesicht besser betrachten konnte. Sie ist reizender, größer und vollkommener geworden, seitdem sie München verlassen hat, und ihre seltene Schönheit, dunkelglänzendes üppiges Haar mit dem seelenvollen blauen Auge vereint, steht nun auf dem Punkte höchster weiblicher Reife. Die Kinder sind ganz offen und natürlich, und der neunjährige Herzog von Schonen, ihr ältester Sohn, machte einige Aeußerungen, die einen weit über sein Alter reichenden Verstand ausdrückten. Als ich mir erlaubte, die Prinzessin zu fragen, ob sie unser schönes Deutschland ganz vergessen habe, fiel sie rasch und mit bewegter Stimme ein: „Nein, ich habe es nicht vergessen, und sagen Sie nur dort Allen, die sich meiner erinnern, daß ich es niemals vergessen werde.“ Wahrlich, wenn ich mir dieses Bild mütterlichen Glückes, diese Einfachheit der Sitte und Lebensweise, die beneidenswerthe Existenz aller Umgebungen dieser Fürstenfamilie vor Augen rufe, dann preise ich Schweden doppelt glücklich, das seinen gegenwärtigen Herrscher lieben kann und darf, das den zerrissenen Zuständen so vieler andern Länder bisher entronnen ist, und dessen ehrwürdiger Monarch den Wahlspruch führt und ihm nach Sinne lebt: „Folkets karlek min Belöning.“ (Des Volkes Liebe ist mein Lohn.)

Wenige Schritte von der herrlichen Wohnung der

schwedischen Könige ist auch ihr weites schönes Grab. In der Riddarholmskirche liegen sie alle beisammen, die Schweden groß und ihren Namen unsterblich gemacht haben. Tausende erbeuteter Fahnen und Siegestrophäen zeugen von der Tapferkeit dieses kräftigen Volkes und seiner Edlen. Hier liegen die Braven, die für Schwedens und seiner Könige Ruhm gefochten und geblutet, Stenbock, der unzertrennliche Waffenbruder des tollkühnen Karl, Torstenson, Löwenhaupt, Banner, Gyllenstjerna, die Helden aus Gustav Adolphs Schule, ruhen hier neben dem großen Oxenstjerna, dem Retter des protestantischen Deutschlands. Sie verlassen auch im Tode nicht ihren hohen Führer, und wenn je ein König dieses Landes sich entfernen wollte von der Bahn des Rechtes und der angestammten Heldentugend, dann mögen seine muthigen Räthe ihn hinführen zu dem einfachen, aber sprechenden Marmorgrabe des frommen Gustav Adolph und zu den nie entweihten Waffen des eisenfesten zwölften Karl, und sie werden ihm die ehernen Statuen zeigen, die das dankbare Land ihren großen Regenten errichtet, und die Liebe, womit die biedern Schweden die Bilder ihrer ruhmreichen Fürsten in Hütten und Herzen bewahren, muß ihm schöner dünken, als Mißbrauch der Gewalt und Vergeudung des Herzblutes des edelsten Volkes.

Dalecarlien.

In der schönen alten Kirche zu Upsala, welche man mit Notre Dame zu Paris vergleichen will, während mich nur ihr Inneres an das Münster in York erinnerte, liegt der große Gustav Wasa zwischen seinen beiden Frauen begraben, und fünf herrliche Fresken zeigen die entscheidendsten Momente seiner kühnen Laufbahn. Professor Samberg ist der Schöpfer dieser in Zeichnung, Conception und Ausdruck ausgezeichneten Wandgemälde, deren Farben übrigens etwas bleich und matt scheinen. Die zwei großen Bilder stellen den Einzug Gustavs in Stockholm und seinen Abschied von den Ständen vor seinem Ende dar, die drei kleineren seinen Aufenthalt bei den treuen Dalecarliern, als Knecht verkleidet, wie eine Frau ihn vor dem Vogte, wie eine andere ihn vor den verfolgenden dänischen Reitern rettet, und wie er endlich in Gegenwart des Gesandten des Tyrannen Christiern von den Lübecker Rathsherren Hülfe fordert. Wo könnten diese Erinnerungstafeln eines treuen, tapfern Volkes würdiger aufgeschlagen werden, als in der Kathedrale der alten Hauptstadt des Landes?

Der Tyrann Christiern — denn unter diesem Namen citirt ihn die Geschichte — hatte zur Feier seiner Krönung in Stockholm, 1520, neunzig Senatoren und sechshundert Edlen der ersten Familien die Köpfe abschlagen lassen, und eine große Summe wurde demjenigen versprochen, der den

jungen Gustav todt oder lebend einliefere. Gustavs Vater und Schwager waren unter Henkersbeil gefallen, und er selbst flüchtete sich in dalecarlischer Kleidung, dem runden Kremphute, dem kurzen weißen Leibrocke und mit rund abgeschnittenen, bis zum Halse reichenden Haaren in dieses Land der Gastfreundschaft. Er vertraute sich hier seinem alten Universitätsfreunde Arendt, welchen jedoch die Belohnung des Tyrannen mehr lockte, als die Tugend seines Volkes, und der sich mit seinen Verwandten beredete, den königlichen Flüchtling auszuliefern. Arendts Haus in Ornås wird noch jetzt in derselben Verfassung gezeigt, wie Gustav dort seine Rettung gefunden, und es genießt eine Art religiöser Verehrung unter dem Volke. Seine Lage ist bewundernswürdig, und die obere Etage, welche weit hervorragt, zeigt uns die damalige Bauart, welche jedem Hausbesitzer die Pflicht auflegte, sein Gut persönlich gegen die häufigen Angriffe der Nachbarn zu vertheidigen. Eine Treppe führt zu dem Corridor, der rings um das Haus läuft, und an dessen Ende das bekannte Fatburn liegt, das Prunk- und Fremdenzimmer, das man noch jetzt in allen ländlichen Wohnungen Schwedens findet, und wo Silberschränke und Linnenkästen den Wohlstand des Hauses zeigen. Hier schlief Gustav ruhig und ohne Ahnung der drohenden Gefahr, als Arendts Frau ihn weckte und zur schleunigen Flucht antrieb. Mit Hülfe eines der unendlich langen Handtücher, die noch jetzt der Stolz der schwedischen Hausfrau sind, ließ sich der junge Gustav ins Freie hinab, wo ihn der rettende Schlitten erwartete.

Noch jetzt zeigt man den Fremden das Bett, in dem Gustav geschlafen, und unter den vielen Reliquien seiner Erinnerung ist wohl das Bild seiner muthvollen Befreierin die werthvollste.

Verfolgt von Christierns Satelliten, fand er in Mora ein Asyl im Keller eines Bauers, dessen Haus man noch unter dem Namen Tromt-Garten zeigt. Als die Dänen sich dem Hause näherten, hatte Tromts Frau die Geistesgegenwart, rasch ein großes Waschfaß vor die Kellerthüre zu rollen, und damit den Eingang unsichtbar zu machen, wodurch ihre Nachforschungen vereitelt wurden. Endlich dieser unterirdischen Haft entstiegen, wußte Gustav die hochherzigen Dalecarlier durch die Schilderung seines Unglücks der Art zu entflammen, daß sie schwuren, ihn zu retten. „Der Muth meiner Ahnen, mein Schwert und mein Blut, sind die einzigen Güter, die der Tyrann mir gelassen, und sie gehören meinem Lande, denn seine Sache ist die meinige!" rief er ihnen mit der schönen, kräftigen Stimme zu, welche die Geschichte so oft rühmt, und die begeisterten Bauern liefen nach den Sturmglocken, als die dänischen Reiter sich mit Macht näherten, und das Land trat zu den Waffen und jagte die Söldner von seinem Boden. In der schönen Ebene bei Mora empfing Gustav den Eid der Treue der braven Dalecarlier, und er wählte dreihundert eisenfeste Männer unter ihnen aus, mit denen er gegen den furchtbaren Christiern, den Herrn von drei Königreichen, marschirte, der mit den mächtigsten Potentaten Europa's verbündet war. Diese kleine Schaar ungeübter Bauern zog gegen die

zahlreichen und wohlexercirten Heere des Tyrannen aus, die auf Flotten und Castelle gestützt waren, und bald sollte die staunende Welt ein neues Beispiel sehen, was ein für Vaterlandsliebe und Freiheit glühendes Volk vermag, das sich erhebt, um das Tyrannenjoch abzuschütteln und seine gekränkten Rechte wieder zu erringen.

In dem herrlichen Flachlande von Mora, dessen Horizont von den Spitzen dunkelblaugefärbter Gebirge und von den bezaubernden Ufern des krystallhellen Siljansees eingefaßt wird, und in den reizenden Ebenen von Elfdal und Orsa ist der Sitz der wahren dalecarlischen Originalität, und das Charakteristische der Tugend und Redlichkeit uralter Zeiten ist ihren Einwohneen aufgeprägt. Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist hier ganz frei, und dennoch findet man nicht, daß die Sitten durch diese Vertraulichkeit Abbruch leiden. Die sogenannten Ehrennächte sind hier noch im Gebrauch, aber keine Ausschweifung ist ihre Folge. Mehrmals die Woche versammeln sich Jünglinge und Mädchen, ohne daß die Eltern diesen Soireen beiwohnten. Diese Vereinigungen dauern meistens bis tief in die Nacht, und der ländliche Salon, der aus einer Scheune improvisirt wird, erhält seine Beleuchtung durch brennende Tannenspäne. Die Mädchen stricken oder sticken Bänder für ihre Liebhaber, während diese sie dagegen durch ihre Plaudereien und ihre Munterkeit zu ergötzen trachten. Die Wache der Heerden ist jungen Mädchen anvertraut, welche durch die öden steilen Gebirge schweifen, und auf ihren

aus Ochsenhörnern geschnitzten Schalmeyen einfache melancholische Melodien blasen, welche die Dalecarlier von den alten nordischen Gesängen beibehalten haben. Obschon die schwedische Sprache ziemlich bekannt ist, so ist doch die Runenschrift hier noch allgemein, und diese Runensprache war früher allen skandinavischen Völkerstämmen eigen.

Es gibt wenige Länder, die eine genaue Erforschung mehr verdienten, als Dalecarlien. Seine Bewohner vereinigen Offenheit, Biedersinn und Verstand mit der ernsten Würde, welche den unabhängigen Menschen charakterisirt. Sie sind von kräftigem Körperbau, und ihr offener sicherer Blick, ihre hohe schöne Stirne, ihr fester Gang bezeichnen starke Seelen. Der Boden, den sie bauen, gehört ihnen, und sie verkaufen oder verlassen ihn nur dann auf kurze Zeit, wenn Mißernte sie zwingt, in fernen Provinzen ihren Unterhalt zu suchen, worauf sie stets wieder zurückkehren. Gleich dem Tyroler duzt der Dalecarlier Jedermann, und dennoch ist die Obrigkeit in keinem Lande mehr geachtet und respectirt. An den Kampf mit einem rauhen Klima und einem undankbaren Boden gewöhnt, weiß der Dalecarlier frühe schon seiner Thätigkeit eine praktische Richtung zu geben, und er verfertigt selbst alle Geräthschaften seines Haushalts und des Feldbaues, nicht nur zum eigenen Gebrauche, sondern auch um vom Verkaufe Nutzen zu ziehen. Die Mädchen machen selbst Pendel- und Sonnenuhren mit zierlichen Zifferblättern und niedlich bemalt, und die Webspulen aus Elfdal sind eben so gesucht, als die dor-

tigen Bauern für die Bearbeitung der Porphyrbrüche. So kann man annehmen, daß in einem dalecarlischen Dorfe alle Bauern zugleich Schuhmacher, Zimmerleute, Grobschmiede, Maurer, Schreiner, Schneider sind, und dieses kluge Volk hat die Nachtheile seiner Lage und seines Bodens durch Thätigkeit und Industrie ziemlich aufzuheben gewußt. Allein bei der Uebervölkerung eines nur zu oft unfruchtbaren Bodens sehen sich die armen Dalecarlier dennoch oft in das furchtbarste Elend versetzt, und man sieht sie monatelang ihr Leben mit Brod fristen, das aus Baumrinden bereitet ist. In solchen Jahren des entsetzlichsten Mangels wandern sie gewöhnlich im Frühling in großen Massen in die südlichen Theile des Landes, um dort Arbeit zu suchen, kehren aber immer im Herbste wieder zurück.

In Dalecarlien hat sich die ganze alte nordische Gastfreundschaft erhalten, und die Einwohner theilen ihr Weniges von Herzen mit dem Fremden; allein man muß sich sehr in Acht nehmen sie nicht vor der Mahlzeit nach ihrem Namen zu fragen, weil man dieß für einen Verstoß gegen die Höflichkeit ansieht. Dieser Gebrauch stammt noch von der Zeit her, wo jedes Haus, in das ein Mensch getreten war, für sein Asyl galt, und wo man in der Besorgniß, ein Mitglied eines feindlichen Stammes beschützen zu müssen, lieber gar nicht nach seinem Namen fragte. In einigen dalecarlischen Bezirken ging die Gastfreundschaft so weit, daß die Einwohner, wenn sie den Sommer über ihre Häuser verließen, um die Waldhütten zu bewohnen, an der Thüre auf eine Tafel schrieben, wo sie den Schlüssel zur Speisekammer verborgen

halten, damit der Reisende sich Erfrischung verschaffen konnte. Da übrigens der Dalecarlier sehr frugal ist und Haberbrod und Grütze seine Hauptnahrung ausmachen, so war dabei eben nicht viel zu opfern. Branntwein und Butter findet man nur in den Häusern der Reichen.

So frugal nun die Küche des Dalecarliers bestellt ist, so kostspielig ist ihre Garderobe, denn jede Gemeinde hat ihr eigenes Costume, und jede Feier erheischt eine andere Tracht. Die Stoffe werden alle von den Dalecarlierinnen selbst gefertigt, und die Grundfarben sind weiß und schwarz. In einigen Gegenden sind die Frauentrachten ungemein reizend und elegant, theils durch ihren schönen Schnitt, theils durch reiche Verzierungen. Die Frauen tragen als Zeichen der Trauer eine gelbe Schärpe vor, wie die Chinesinnen. Ihr Kopfputz besteht in einem flachen weißen Häubchen, welches bloß den obern Theil des Kopfes bedeckt, und etwas Aehnlichkeit mit den holländischen hat. Junge Mädchen tragen die Häubchen hinten offen, und die schönen, langen, dichten Flechten ihrer blonden Haare hängen tief herab. Diese Tracht verschwindet, sobald sie heirathen, wo sodann die Haare aufgewickelt werden müssen. Der schönste Schlag der Dalecarlierinnen ist in Råttvick, und man sieht dort fast nur reizende edle Physiognomien. Sie tragen Hauben von schwarzem, mit rothen Bändern garnirtem Zeug. Die Männer haben die langen Strümpfe beibehalten, die etwas über die Schuhe zurückfallen, und in welcher Tracht sich ein hohes Alterthum ausspricht, da wir dieselbe Kleidung an den alten Gothen auf der trajanischen

Säule finden. Ihre gewöhnliche Tracht ist schwarz, mit ledernem Gürtel. Die allgemeine Tracht der Dalecarlierinnen aber, die man in Stockholm so häufig sieht, ist die pittoreskeste von allen. Sie tragen Schuhe mit Steigeisen, rothe Strümpfe, ganz schwarze kurze Röckchen und Tunicas von weißem Zeug, vorne offen, knapp um die Hüften und wenig über sie hinabreichend. Die Tücher wissen sie etwas kokett um die feinen Gesichtchen zu binden, und überhaupt unterscheidet man die Dalecarlierin sogleich von andern schwedischen Mädchen durch ihre Lebhaftigkeit, ihr geistvolles Mienenspiel und ihre kluge Haltung.

In den Gebirgen von Elfdal hat man seit etwa fünfzig Jahren begonnen, die Porphyrminen auszubeuten, welche gegenwärtig den Schmuck für die europäischen Paläste liefern. Auch hier sprach sich der Scharfsinn und die Geschicklichkeit der gewandten Dalecarlier aus, und nicht genug, daß alle zur Ausbeutung nöthigen Maschinen und Handwerkszeuge an Ort und Stelle verfertigt werden konnten, so erfanden die bei der Sprengung und Minirung verwendeten Bauern selbst neue Maschinen, welche das Unternehmen sehr förderten. Die Gegenstände, die aus diesen herrlichen Porphyren gemacht werden, sind leider noch, selbst in Schweden, sehr theuer, allein die Arbeit an den mannichfaltigen, meistens Pompejischen Mustern nachgebildeter Vasen, Tassen, Servicegeschirren, Candelabern und Zierrathen aller Art, ist bewundernswürdig.

Um das Sonderbare und Abweichende der dalecar-

lischen Sitten kennen zu lernen, will ich hier den Verlauf einer Hochzeit dieses Landes beifügen. Die Gäste erscheinen am Vorabend, und belaufen sich nicht selten auf zweihundert Personen. Sie werden im Hause der Braut empfangen, wo sie die zum Feste mitgebrachten Vorräthe von Rennthier- und Schweinschinken, Wildpret, Butter, Käse, Bier und Branntwein abliefern. Nach eingenommenen Erfrischungen werden sie in die benachbarten Häuser einquartirt. Abends fährt die Braut mit ihrem Vater und einigen Verwandten nach dem Hause des Pfarrers, wo sie die Nacht zubringt, um des andern Morgens zeitig bereit zu seyn. Der Bräutigam begibt sich nun in großem Cortége seiner Familie und aller Gäste am frühen Morgen zum Pfarrer, wo die Anordnung des Ganzen stattfindet.

Der Küster eröffnet nun den Marsch mit einer Geißel in der Hand, um das liebe Vieh auseinanderzujagen, und ihm folgen drei Musikanten, welche die darlecarlische Violin spielen, ein grobes, unförmliches Instrument, das die Bauern selbst verfertigen, und das nur drei Saiten und einen Griff hat, worauf die auf die Saiten schlagenden Tasten angebracht sind. Hierauf kommt der Bräutigam in großem Costume, vom Vater und dem Soldaten des Hauses geführt. Zehn Hochzeitscavaliere, welche noch von den barbarischen Zeiten datiren, wo Raub und Diebstahl für ruhmvoll galten, gehen vor einer gleichen Anzahl Ehrenfräulein her, die in grüne Röckchen und lange schwarze Tunicas gekleidet sind. Glänzende Reihen Glasperlen schmücken ihren

Hals, und ihre Finger strotzen von Ringen mit Berloken. Ihre langen Haarflechten sind über dem Kopf aufgebunden, von dessen Scheitel eine Unzahl hellfarbiger Bänder herabhängt, deren Endspitzen sehr zierlich mit Gold- oder Silberstickerei eingefaßt sind. Nun erscheint die Braut, an der Seite einer Tante, in schwarzseidenem Kleide mit einer Krone von Silberschmelz und vielen Zierrathen, in Handschuhen, die mit viel Geschmack gestickt sind, und von einem Busentuch bedeckt, dessen Arbeit alles in sich faßt, was die bizarrste und capriciöseste Laune erdenken und ausführen konnte.

In der Kirche angekommen, gibt der Pfarrer ohne Verzug seine Benediction an die beiden jungen Eheleute, und nach vollbrachtem Gottesdienste begibt sich der ganze Zug in das Haus des Vaters der Verlobten, wo die Hochzeit gewöhnlich gefeiert wird. Mutter und Köchin empfangen die Gäste an der Schwelle des Hauses, und die erste führt die Ankommenden in die für ihren Empfang bestimmten Zimmer, während die Köchin sich der jungen Frau bemächtigt, und sie in der Küche alle Gerüchte verkosten läßt, die sie bereitet hatte. Dieser Gebrauch soll sich auf Ueberlieferungen alten Aberglaubens gründen.

Bei Tische wird die junge Frau zwischen ihren Gatten und den Geistlichen gesetzt, der Soldat aber sitzt dem Vater gegenüber. Die Tafel ist gewöhnlich mit einem blendend weißen und überraschend feinen Tuche belegt, Teller und Geschirre sind von schöner Faïence, und die Bestecke von glänzend polirtem Eisen. Die herrlichsten

Blumensträuße bedecken den Tisch, der Boden ist mit grünen Fichtenreisern und Feldblumen überstreut. Das Mahl ist reich ohne Luxus, Appetit und Munterkeit machen seine Würze. Wenn man die Tafel beenden will, erheben sich die Braut und der Soldat. Die Musikanten, die über Tisch immer gespielt hatten, setzen sich an ihre Spitze, und das kleine Cortége macht die Runde der Tafel. Die junge Frau hält eine silberne Schale, welche ein Diener mit Branntwein füllt, und reicht sie einem Gaste nach dem andern hin, der sie austrinkt. Hierauf präsentirt der Soldat einen Teller, in den jeder eine Gabe legt, oder verspricht, was er in die Haushaltung schenken will. Alle diese Geschenke werden laut durch den Soldaten ausgerufen und mit Fanfaren verherrlicht. Während dieser ganzen Ceremonie spielt die Musik das sogenannte Skönkläten oder Schanklied. Bei jedem Geschenke beantwortet die junge Frau den ihr gebrachten Toast mit einem zierlichen: „Gott erhalte Sie, es ist meine Gesundheit und die meines Gatten!"

Während des Diners spielt ein Musikant die Rolle des Bouffons, und sucht die Gesellschaft durch alle Gattungen von Ausgelassenheit zu ergötzen, wobei improvisirte Verkleidungen besonders wirksam sind. Endlich beginnt der Ball, den der Pfarrer mit den Neuvermählten eröffnet. Man fängt mit einer Art langsamen und ernsten Walzers an, wo jedes Paar sich auf seinem Platz dreht, und in welchem ein bedachtsamer Pas mit zwei Sprüngen wechselt. Dieser Introduction folgt die liebliche norwegische Polonaise, der Halingdansen, welchen

die Dalecarlierinnen mit so viel Gewandtheit und Grazie ausführen. Nach Mitternacht aber, wenn die Tänze sehr leidenschaftlich zu werden beginnen, bemächtigen sich acht oder zehn Mädchen der Braut und entführen sie zu ihrem Manne.

Die schwedische Armee.

Die Skandinavier nahmen zu allen Zeiten den ersten Rang unter den Braven ein, und die Geschichte kennt keine That, keine Epoche, die den Ruhm ihrer Waffen befleckt hätte. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entwickelte die Erscheinung des römischen Adlers an den Ufern des baltischen Meeres das Genie der Schifffahrt in dieser kriegerischen Nation. Nachdem sie diese Angriffe zurückgewiesen, bereiteten sie sich durch unaufhörliche Einfälle in Preußen und Esthland zu den großen Unternehmungen vor, welche den Glanz ihrer Waffen in die entferntesten Zonen trugen und lange Zeit Europa zittern machten. Im achten Jahrhundert überschwemmten sie England und Ireland, im neunten belagerten sie Paris und eroberten Frankreich, und von den Küsten Spaniens wurden sie nur durch die Anstrengungen der Saracenen zurückgehalten. Die furchtbaren, fast unbekannten Normänner triumphirten über ganz Europa, sie schufen Reiche aus den besiegten Provinzen, und setzten ihre Macht und ihre Gesetze dort fest. Sie gaben England und der Normandie Könige, beherrschten Ireland ein halbes Jahrhundert, und errichteten ihren Thron in dem schönen Sicilien, das noch so viele Baudenkmale aus dieser großen Zeit bewahrt. Sie entdeckten Island und Grönland, bevölkerten die Shetlands- und Orkneyinseln, und fanden Amerika's Küsten ein halbes Jahr-

tausend, bevor Columbus über die atlantische See schiffte. Unter allen den blutigen Revolutionen, welche die Gestalt der Welt umgestürzt, finden wir kein Beispiel von so kühnen Unternehmungen, die um so mehr Staunen erregen, als die damalige Zeit aller geographischen Kenntnisse und selbst des Compasses entbehrte.

Das Christenthum milderte die Sitten dieser wilden Eroberer. Erich vertilgte den Götzendienst, und hiemit beginnen die Jahrbücher des jetzigen Schwedens. Im dreizehnten Jahrhundert entstand Stockholm und im vierzehnten die kalmarische Union, welche die drei skandinavischen Kronen auf Einem Haupte vereinigte, unter Gustav Wasa wieder aufgelöst wurde, und deren Wiederherstellung vielleicht unsern Tagen vorbehalten ist.

Die Großthaten, die wir von schwedischen Heeren auch in neuern Zeiten vollführen sahen, beweisen, daß der Geist der tapfern Normänner nicht von ihren Enkeln gewichen und die Siege Gustav Adolphs und des tollkühnen Karl, welche sie mit so kleinen Armeen im Herzen weit entfernter Staaten erfochten, werden die Schweden immer unter die Zahl der tapfersten Soldaten der Welt stellen. Ueber tausend von Karls Braven starben an einem Tage Hungers in den Sümpfen Rußlands an der Seite ihres jungen Heldenkönigs, und kein Murren der Unzufriedenheit wurde laut in einer Armee, die den gewissen Tod vor Augen hatte. In diesem denkwürdigen Feldzuge strahlten die erhabenen Eigenschaften des schwedischen Soldaten in ihrem vollen Glanze, und wo wäre noch die Armee zu finden, die, tausend Stunden vom

Vaterland entfernt, in unzugänglichen Morästen und Wäldern, ohne Lebensmittel und ohne Hoffnung auf Verstärkung, achtzehn Monate lang einer dreifachen Uebermacht die Spitze bieten würde, bis eine Katastrophe gleich der bei Pultawa die vorzusehende Vernichtung herbeiführte? Nur ein großer Genius kann solche Wunder wirken, und nur eine so vortreffliche Organisation einer Armee kann den großen Feldherrn das Unmögliche versuchen lassen. Wie wir aber die schwedische Armee noch jetzt sehen, so wurde sie bereits durch Karl XI gebildet, und der kühne Karl XII schlug bereits seine Schlachten mit den aus dieser Schule hervorgegangenen Kriegern. In den mittelalterlichen Feudalzeiten konnten die Fürsten alle ihre Grundbesitzer zu den Waffen rufen und eine auserwählte Zahl Streiter zum Kampfe führen. In diesen Zeiten, wo die blanke Waffe allein das Schicksal der Schlachten entschied, war es eine Auszeichnung, in der Reiterei zu dienen, und aus dieser entsprang das Ritterthum. Die Ritter erhielten Privilegien und wurden geadelt. In Schweden entstanden hieraus zwei Stände, die Edeln und die Landeigenthümer, und beide hatten ihren Sitz im Landtage schon in den früheſten Zeiten. Die Edeln folgten frei jeder Aufforderung ihres Souveräns, und die Bauern wurden durch eine Art Conscription znm Dienst ausgehoben. In diesem Zustande fand Karl XI die Verhältnisse, obgleich bereits in den Kriegen Gustav Adolphs besoldete Regimenter den Fahnen folgten. Das große, administrative Genie Karls XI erkannte bald, daß die Hülfsquellen Schwedens für die

Unterhaltung eines stehenden Heeres, das solche ausgedehnte Ländermassen bewachen mußte, nicht ausreichten, und er schuf die berühmte Reduction von 1680, welcher die schwedische Armee ihre jetzige, von allem Bestehenden abweichende Form verdankt, und die so einzig in Europa dasteht, daß sie wohl verdient genau gekannt zu werden.

Das schwedische Heer ist aus drei Theilen zusammengesetzt. Die Armee indelta besteht aus Regimentern, deren Soldaten von den Grundeigenthümern erhalten werden, und deren Officiere von den ihnen angewiesenen Domänen leben. Die Vaerfvade schließt die stehenden und besoldeten Truppen in sich, welche durch freiwillige Werbung sich ergänzen. Die Bevaring ist die Landwehr, die durch eine Conscription entsteht, welche mit der unsrigen nichts gemein hat.

Die Armee indelta enthält 34,000 Mann, worunter sechs Cavallerie-Regimenter. Die Vaerfvade, welche die Garden, Artillerie und Genie in sich faßt, ist über 8000 Mann stark; beide vereint bilden den effectiven Stand des schwedischen Heeres. Die Bevaring aber bietet auf den ersten Befehl zum Aufbruch 130,000 bewaffnete, exercirte und gekleidete Soldaten. Rechnet man hierzu noch 14,000 norwegische Soldaten, nebst 10,000 Mann norwegischer Landwehr, die sehr leicht auf das Dreifache gebracht werden können, so kann man sich einen Begriff von den militärischen Ressourcen und der Schlagfertigkeit beider Reiche machen. Die Erhaltung der großen schwedischen Armee von 170,000 Mann, mit Inbegriff des Unterhalts aller Festungen kostet aber

den Staat nicht mehr als sechs Millionen Gulden. Es gibt in Europa kein Beispiel von einem ähnlichen, mit so geringen Mitteln erzeugten Resultate, und da dieses nur der so ganz abweichenden Organisation zugeschrieben werden muß, so ist es nöthig, hier einige Details über das innere Wesen derselben auseinander zu setzen.

Die Armee indelta wird ganz durch Domänen, welche dem Staat in frühern Zeiten heimgefallen, und durch die Grundbesitzer erhalten. Es bedurfte eines Zusammenflusses so außerordentlicher Ereignisse, welche der Nation plötzlich eine Masse von Domänen zur Verfügung stellten, besonders aber eines so hellsehenden, administrativen Geistes, wie Karl XI war, um eine solche merkwürdige Einrichtung ins Leben zu rufen, durch welche Schweden unausgesetzt eine Armee von 36,000 Mann disponibel hat, die ihm beinahe nichts kostet. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man diese Truppen nicht für hinlänglich geübt hielte, um jeden Augenblick gegen den Feind zu marschiren. Wer diese Regimenter gesehen hat, wird sie mit den schönsten Truppen Europa's vergleichen müssen, und ihre abwechselnd landbauende und kriegerische Lebensweise scheint weder ihrer Haltung, noch der Sicherheit der Evolutionen im mindesten zu schaden. Der Schwede ist geborner Soldat, und die Gelehrigkeit im Unterricht und in der Elementar-Dressur, die er besitzt, finden wir kaum bei einem andern Volk. Ich kenne keine Armee, welche mit größerer Genauigkeit manövrirte, und die Geschichte aller Kriege zeigt uns, daß ihre glänzende Tapferkeit nur mit der in ihr vor-

herrschenden Disciplin verglichen werden kann, eine Eigenschaft, ohne welche Tapferkeit nur zum Verderben führt.

Bostell heißt Wohnort und ist die Benennung der mehr oder minder beträchtlichen Domäne, welche den Cadres der Armee indelta, vom Unterofficier aufwärts bis zum General, zu ihrem Aufenthalt und Unterhalt angewiesen ist, und deren Nutznießung, von dem bescheidenen Maierhofe des Wachtmeisters bis zu dem schönen Schlosse des Obersten, ihnen als Sold dient. Die Erträgnisse dieser Bostells sind geschätzt und garantirt, und man rechnet das jährliche Einkommen eines Generals auf 5000, eines Obersten auf 3000, eines Majors auf 1500 Gulden. Alles dieß hat Bezug auf die Befehlshaberstellen, und diese kosten durch die oben bezeichnete Verwendung der Domänen weder dem Staate noch dem Lande. Für die Stellung der Soldaten der Indelta besteht aber eine andere Einrichtung: alle Provinzen des Reiches sind in kleinere oder größere Parcellen abgetheilt, die man Rote nennt und welche einen Theil des Bodens zu Bildung eines mäßigen, für den Unterhalt eines gemeinen Soldaten mit seiner Familie hinreichenden Gütchens bestimmen müssen. Diese Landestheile heißen Torp und dürfen durchaus nicht mit den Bostells verwechselt werden, obschon sie dieselbe Bestimmung haben. Der Torp besteht aus einem Häuschen, Garten, Holz, etwas Feld und den nöthigen Geräthen zu seiner Bebauung. Der Rote muß dem Soldaten die alle zwei Jahre zu erneuernde kleine Uni-

form liefern, das Gouvernement sorgt für Waffen und größere Kleidung. Der Rote muß seinem Soldaten in Bestellung seines Feldes helfen und ihn bei Mißernten unterstützen. Zur Erleichterung der militärischen Con= trole findet man durch ganz Schweden auf Garten= und Häusermauern die Inschrift des Regiments und der Compagnie, zu welcher der hier wohnende Soldat ge= hört. Der Indeltasoldat dient, so lange er kann, und man begünstigt seine Verheirathung auf alle Weise, so zwar, daß wohlhabende Bauernsöhne, die aber doch die Bedingungen zur Eingehung der Ehe nicht erfüllen kön= nen, in die Indelta treten, wo ihnen dann keine Schwie= rigkeit mehr im Wege steht, da für den Fall, daß ein Indel= tasoldat ersetzt wird oder stirbt, der Rote für seine Familie Sorge zu tragen hat, obschon der Torp dann auf seinen Nachfolger übergeht. Der Grundeigenthümer wählt sei= nen Soldaten selbst mit einem kleinen Handgeld von 1 bis 3 Louisd'ors, und da es sein eigener Vortheil ist, einen ganz verlässigen Menschen auf seinem Gute zu haben, so finden sich selten Beispiele, daß diese Solda= ten wieder gewechselt wurden.

Der Rote kann seinen Soldaten nicht zu eigener Arbeit verwenden, das Gouvernement aber hat das Recht, ihn für besondere Bezahlung bei Arbeiten für Staatszwecke zu brauchen. Im Kriege wird der Indelta= soldat gleich den stehenden Truppen besoldet, und wäh= rend seiner Abwesenheit läßt der Rote sein Feld besor= gen und unterhält seine Familie. Im Lager aber, wäh=

rend der jährlich stattfindenden großen Uebungen, muß der Rote seinen Soldaten erhalten.

Der Commandeur des Indelta-Regiments befindet sich im Mittelpunkt aller dieser über eine Provinz ausgebreiteten Bostells und Torps, wie die Hauptleute und Officiere im Bereich ihrer Compagnien ihre Wohnorte haben. Die Regimenter führen ihre Namen von den Provinzen, in denen sie liegen, und die unverändert dieselben bleiben müssen.

Die Indelta-Reiterei ist nach denselben Grundsätzen, nur mit wenigen Abänderungen organisirt, und vereinigen sich mehrere Rotes unter der Benennung Rustholl zur Stellung und Equipirung eines Cavalleristen. Dieser Rustholl besorgt die vollständige Ausrüstung, Bewaffnung, das Pferd und den Reiter selbst, und wenn dieser dienstuntauglich oder todt ist, so muß der Rustholl einen Ersatzmann stellen, oder selbst zu Pferde steigen. Dasselbe ist der Fall mit dem Pferde, und auch die Reiter müssen dienen, so lange sie können. Die Rustholls bringen die Remonten dem Rittmeister, der sie strenge prüft, allein nur der Generalinspection der Cavallerie steht es zu, Pferde zu verwerfen oder anzunehmen. Man hat, wie mir alle Reiterofficiere versicherten, sehr wenige Beispiele, daß Remonten hätten verworfen werden müssen, obschon die schwedische Armee sich jetzt ganz mit Pferden aus ihrem eigenen Lande beritten macht. Dem jetzigen König verdankt Schweden eine Verbesserung seiner Gestüte, welche die Möglichkeit der Remontirung im Lande gibt, während

früher die Pferde in Dänemark und Holstein angekauft werden mußten. —

Dieß ist in allgemeinen Umrissen die Grundlage der Indelta-Armee, die mit dem innersten Leben des Landmannes verwebt ist. Denn da es seine Pflicht ist, einen andern Soldaten zu stellen, sobald der erste wegen üblen Leumunds ausgestoßen wird, so liegt hierin die beste Bürgschaft für die Moralität. Der neugestellte Indeltasoldat tritt bei seinem Regiment ein, das heißt, er wird an den für die Recruteneinübung bestimmten Platz geschickt, und gleich nach vollendeter Abrichtung rückt er mit in das jeden Sommer stattfindende Lager. Der Cavallerist erscheint schon als Recrut mit dem Pferde, das hier durch die Commission streng geprüft und bei Auffindung des unscheinbarsten Makels unerbittlich verworfen wird. Mann und Pferd sind bereits vorschriftsmäßig ausgerüstet, und es scheint unglaublich, daß weder an Kleidung noch Sattelequipage je das Mindeste auszusetzen ist. Die Cavallerie sendet ihre hierzu bestimmten Officiere und die sogenannten Bereiter, welches geübte Reiter der Schwadronen sind, nach dem Dressurplatze des Regiments, wo Remonte und Recruten binnen neunzig Tagen complet aberercirt seyn müssen, um dann sogleich das erste Lager in Reihe und Glied mitzumachen. Nach dem Lager geht jeder Indeltasoldat wieder auf sein Gütchen und bestellt sein Feld. Im nächsten Jahr ist er dann schon gedienter Soldat, und hat von nun an keine andere Dienstpflicht, als jährlich im Lager mit seinem Regimente zu manövriren. Auffallend ist der frohe Muth, die Manns-

zucht und Exercirfertigkeit der Indeltasoldaten, neben den sie in nichts übertreffenden stets beisammen gehaltenen Gardisten, und schon diese Erscheinung beweis't die Vortrefflichkeit eines Systems, das, für ein armes Land erfunden, wohl für jedes passen dürfte, das sparen will, und die nöthigen Mittel zur Dotirung auffinden kann. Die auf den Stationen lebenden Officiere und Unterofficiere besuchen häufig die Wohnungen dieser zufriedenen Soldats laboureurs, um sich von dem Zustande ihrer Waffen, Kleidung und Pferde zu überzeugen. Beinahe die ganze schwedische Armee ist verheirathet, ohne daß der Staat Pensionen an Wittwen und Waisen zu bezahlen hätte. Der Indeltasoldat muß sich gegen eine kleine dem Rustholl zu reichende Entschädigung auf dessen Kosten auf den Allarm- oder Lagerplatz verfügen, und nur während der Dauer der Uebungen verpflegt ihn der Staat. Welche heilsame Rückwirkung diese Selbstständigkeit des einzelnen Soldaten auf den sittlichen Charakter der ganzen Truppe ausübt, erhellt aus der freiwilligen Disciplin der schwedischen Armee, wo Strafen beinahe ohne Beispiel sind, und wo die Humanität der Officiere den Soldaten ihren Dienst eben so sehr erleichtert, als die tadellose Aufführung derselben und ihre freudige Hingebung den Vorgesetzten jede Gelegenheit zur Unzufriedenheit benimmt. Wo diese Institution so enge mit Sitten und Bedürfnissen einer Nation verflochten ist, da hört sie auf eine Last zu seyn, und wird ein integrirender Theil. Diese Indelta-Armee ist ein wahres Nationalheer, indem sie die Staats-Oekonomie fördert und dem Lande Nutzen bringt. Die

Arme, welche auf den ersten Ruf zur Vertheidigung des eigenen Herdes bereit sind, ziehen im Frieden die Furchen, welche ihnen und den Ihrigen Brod geben, und diese Soldaten werden niemals durch den Müßiggang und die Laster des Garnisonslebens entnervt.

Allein nicht genug, daß diese Indelta=Armee die ökonomischste von allen ihren europäischen Schwestern ist, so hat man auch noch Mittel gefunden, ihre Soldaten zu höhern Staatszwecken in Friedenszeit nützlich zu verwenden, und wir sehen in der schwedischen Armee das Problem wieder ins Leben gerufen, durch dessen Lösung die römischen Legionen solche Wunder verrichteten. Die Festung Carlsburg, der Göthacanal und fast alle andern Canäle Schwedens wurden von den Indelta=Soldaten gebaut, und die Infanterie dieser Truppen wird seit zwanzig Jahren auf diese Art verwendet. Ein Corps von 3—4000 Mann wird jährlich aus dieser Armee gezogen, und marschirt in Arbeitsmontur unter Befehl ihrer Officiere an die bestimmten Plätze, wo sie zwar zur Verfügung der Ingenieure gestellt werden, jedoch stets unter militärischer Ordnung bleiben. Ihre Bezahlung übersteigt die des Taglohnes, und was sie noch darüber arbeiten, wird ihnen besonders vergütet, so daß der Fleißige sich bis auf zwanzig Schillinge täglich stehen kann. Die Soldaten, welche sich auf diese Weise Einiges ersparen können, drängen sich zu diesen Arbeiten, die auf die Verbesserung ihrer Existenz eben so wohlthätig einwirken, als auf ihre Moralität und Liebe zur Beschäftigung.

Dieß ist die Armee indelta, was so viel bedeutet, als eine Armee, die auf dem Boden vertheilt ist, und welche in ihrer Organisation nichts Aehnliches in Europa findet. Sie kostet dem Staate nichts, da die Bostells für den Unterhalt der Officiere sorgen müssen. Ihre Uniform ist blau, und ihre Aufschläge ändern sich nach den verschiedenen Provinzen. Mehrere ihrer Regimenter wetteifern selbst mit den Garden an wahrer militärischer Haltung.

Die Vaerfvade, welche sich durch Werbung recrutirt, enthält die Regimenter der Garde und der Artillerie. Sie ist die einzige stehende und besoldete Truppe Schwedens und für den Garnisonsdienst der Städte und Festungen bestimmt. Sie ist 8000 Mann stark, und ihre Officiere rangiren und avanciren wechselsweise mit denen der Indelta. Die Gehalte der höhern Officiere sind sehr beträchtlich, allein auch die Subalternofficiere können in einem so wohlfeilen Lande, wie Schweden, recht gut auskommen, obschon die Gage eines Lieutenants nur 220, die eines Capitäns nur 800 Gulden beträgt. Die Unterofficiere sind gleich Officieren gehalten, und beziehen ihren Sold monatlich. Alle diese besoldeten Truppen wurden mit Handgeld auf sechs Jahre geworben, wornach sie aber meistens fortdienen. Es ist eine schöne martialische Soldateska, diese Garderegimenter, mit ihren besondern Grenadiermützen und schräg darüberlaufenden Roßhaarkrempen, den dunkelblauen Mänteln, die übergehängt, ohne im Aermel zu stecken, sehr an die alte Kaisergarde erinnern, welche Täuschung durch die großen

herrlichen Gestalten und die prächtigen schwedischen Soldatengesichter erhöht wird. So lange diese Grenadiere nicht im Dienste stehen, können sie sich Geld durch Arbeit verdienen, was den Husaren der Garde und der norwegischen Eliteschwadron verboten ist. Das Gardehusarenregiment' ist hellblau mit Silber, und eine der schönsten Reitertruppen, die ich kenne. Allein die norwegische Chasseurs-Schwadron darf man als Muster einer vollkommen schönen und untadelhaft berittenen Cavallerie citiren, besonders sind ihre Pferde alle von edlem Blute.

Die drei Artillerie-Regimenter sind in Stockholm, Karlskrona und Gothenburg vertheilt und 3000 Mann stark. Es ist ein ausgezeichneter Schlag Menschen, und das Material auf der höchsten Stufe. Die Instruction ist in dieser Waffe vortrefflich, und die Artillerieschule unter dem geistreichen Baron Wrede in Marienberg vielleicht eine der besten jetzt zu findenden. Der Kronprinz steht an der Spitze der Artillerie, und der Geist und die Thätigkeit dieses kenntnißreichen Soldatenfreundes spricht sich in allen Anordnungen aus. Jedes Artillerie-Regiment enthält sechs Batterien zu acht Geschützen. Zwei Batterien sind stets bespannt, für die übrigen liefern die Bauern jährlich die Pferde auf zwei Monate Exercir- und Lagerzeit, und da dieß in die Zeit fällt, wo kein Feld bestellt wird, so fehlt es nie an Pferden, die frei verpflegt werden, und womit der Dienst sich leicht macht, da die Bauern in der Regel dieselben Pferde wieder beibringen. Außer diesen achtzehn reitenden Batterien,

welche durch Werbung bestehen, gibt es noch Reserve-batterien zu Fuß, die durch die Conscription recrutirt werden, mit den Feldbatterien aber bei allen Gelegenheiten wetteifernd in die Schranken treten. Die hintern und vordern Räder sind bei den Geschützen gleich hoch und durch starke eiserne Reibnägel und zwei Ketten verbunden. Eben so auch die Munitionscaissons, die in zwei Wagen abgetheilt sind. Die Artillerie trägt Helme von Leder mit Roßhaaren überlegt, wie sonst die englischen waren. Die Einrichtung der Ambulancen ist ganz nach englischem Muster, und sie können auf dem Schlachtfelde bequem eine große Zahl Verwundeter aufnehmen. Das schonische Regiment hat blau mit gelben Aufschlägen und gelbem Lederwerk, diese den Schweden so theure Nationalfarbe, die man in ihrem Lande unter so vielen Gestalten wiederholt findet, die in Flaggen auf den Landhäusern hinwehen, und welche die schönen Frauen so sinnig in ihren Putz zu verflechten wissen.

Die Bevearing, früher Landwehr, ist die eigentliche Conscription Schwedens und ganz unabhängig von der Vaerfvade, wie von der Indelta. Es ist die eigentliche permanente Nationalbewaffnung, und kann jeden Augenblick zu den Waffen gerufen werden. Im übrigen Europa dient die Conscription zur Ergänzung der Heere durch die jährlich vom Loos bestimmte Mannschaft, in Schweden besteht aber die Bevearing aus allen Männern vom 20sten bis 25sten Lebensjahre. Diese stets marschfähige Landwehr wird auf Kosten des Staates gekleidet und bewaffnet, doch nur im Kriege, oder

sobald sie unter die Fahnen gerufen wird, besoldet. Sie wird jedes Jahr vierzehn Tage zu militärischen Uebungen in Lager zusammengezogen, und Officiere aus allen Infanterie-Regimentern dienen zu ihrem Unterrichte. Die Bevearing versammelt sich nur wenige Tage vor der übrigen Armee, und die jungen Soldaten kommen in ihrer gewöhnlichen Tracht zum Rendezvous, wo sie sogleich ausgerüstet und gekleidet werden. Wie die Manöuvres beendet sind, liefern sie die Equipirung wieder ein und gehen nach Hause. Diese Landwehr ist 130,000 Mann Infanterie stark, und es bedarf der ganzen Empfänglichkeit des Schweden für militärische Dressur, um in so kurzen Zeitfristen so bedeutende Menschenmassen für die zum Manöuvriren unerläßlichen Kenntnisse auszubilden.

Wenn aber schon der ganze Organismus der schwedischen Armee einzig in seiner Art genannt werden muß, so verdient besonders die rasche Art ihrer Vereinigung unsere höchste Bewunderung. Die Concentrirungspunkte sind jeder Compagnie, jedem Regiment unveränderlich bezeichnet, und den Hauptcorps dienen Stockholm, Wenersborg und Christianstadt als Centralpunkte. In fünfunddreißig forcirten Märschen kann die ganze Armee in der Nähe der Hauptstadt versammelt seyn, und die Hälfte dieser Zeit genügt für die Hälfte der Armee.

Auf eine Stärke von 170,000 Mann zählt die schwedische Armee nur 5000 Mann Cavallerie und 3000 Mann Artillerie, und dieß ist selbst in einem größtentheils coupirten Lande außer allem Verhältniß zu der gegebenen

Art Krieg zu führen. Man scheint sich gegenwärtig damit zu beschäftigen, diesem Uebelstand abzuhelfen, und die Errichtung eines vierten Artillerie-Regiments dürfte besonders zur Besetzung der festen Plätze dringend geboten seyn.

Die schwedischen Soldaten sind berühmt durch ihre strenge Disciplin und durch ihre Subordination. Man rechnet in einem Jahre kaum 200 Individuen der ganzen Armee, die vor die Militärgerichte gezogen werden, und die Strafen sind daher eben so selten, als die Vergehen. Jedes Regiment hat ein Tribunal, um die in seinem Innern vorkommenden Verbrechen zu richten. Die Beisitzer dieses Gerichts werden vom Obrist beordert, und der Auditor ist ein Beamter des Civils mit dem Grade eines Lieutenants, der über die Regelmäßigkeit der Verhandlung und die Anwendung des Gesetzes zu wachen hat. Es ist gewöhnlich ein junger Mann, der nach Vollendung seiner Rechtsstudien sich der Gerichtscarrière widmet, und als Vice-Auditor, mit Aussicht auf die erste Vacatur, in ein Regiment tritt. Diese Auditore üben großen Einfluß auf die Beschlüsse der Officierstribunale, und dienen als Rechtserfahrne häufig in streitigen Punkten als Schiedsrichter, oder werden gleich Advocaten im Regimente berathen. Sie haben übrigens keinen Anspruch auf Avancement in der Armee, und treten öfter in die Magistratur oder Civiladministration über, wenn sie ihr Corps verlassen wollen.

In der schwedischen Armee ist Morgens und Abends Gottesdienst, sowohl im Feld als in der Caserne, und

jedes Regiment hat seinen eigenen Pastor, nebst dem Prädicanten, einem jungen Geistlichen, der dem Prediger in seinen Functionen beisteht, oder ihn auch ersetzt. Auch hat jedes Regiment einen Schulmeister für den Unterricht der Soldatenkinder.

Eine der eigenthümlichsten Institutionen der schwedischen Armee ist aber die Bildung ihres Pensionsfonds, der für viele andere Staaten eine so peinliche Finanzlast geworden ist. Das Officiercorps hatte durch freiwillige Abzüge, welche ursprünglich von der Armee und Marine deponirt wurden, und später Bindungskraft erhielten, eine Pensionscasse errichtet, aus welcher jeder Officier seinem Vorgänger bei jedem Avancement bis zum Grade des Obersten, eine durch den Tarif festgestellte Abgabe entrichten muß. Die Pension eines Obersten erhebt sich jetzt bis auf 1000 Gulden. In der englischen Armee besteht dieselbe Einrichtung, nur mit dem Unterschiede, daß dort das Avancement der Abgabe folgt, während es in Schweden ihr vorausgeht. Diese Abgabe entstand durch die Nothwendigkeit, den unzulänglichen Retraitegehalten nachzuhelfen, und ist begreiflich stets eine Last für die activen Officiere.

Der König, welcher alle Zweige der Verwaltung im Auge hält, vereinigt in jedesmal bestimmten Epochen eine Art Repräsentation der Armee um seine Person, um über alle dem Dienste direct fremden Gegenstände Rath zu halten. Hierzu wird bald der Oberst, bald ein Hauptmann vom Regimente, zuweilen beide, berufen, und dieser Militärrath heißt Kriegsbefael. In

den letzten Jahren beschloß nun diese Versammlung, die obenerwähnte Pensionsabgabe nach und nach aufzuheben, wozu man etwa dreißig Jahre annahm. Die Kriegscasse fand sich in so blühendem Zustande, daß man die Pensionsgehalte schon jetzt höher stellen konnte, wodurch ohnehin die Officiersteuer wegfällt. Das Resultat dieses Beschlusses ist nun ein sehr ermäßigtes Interesse, das der Officier von dem Steuerquotum seiner Charge zu bezahlen hat, und die factische Auflösung der nur fast der Form nach bestehenden originellen Pensionssteuer.

Die schwedische Marine ist durch Karl Johann auf einen Achtung gebietenden, durch die Lage des Landes bedungenen Fuß gesetzt worden. Schweden besitzt 11 Linienschiffe ersten Ranges, 8 Fregatten, eine verhältnißmäßige Anzahl kleinerer Kriegsfahrzeuge, und 25,000 Mann vom Admiral abwärts. Norwegen hat keine Schiffe von hohem Bord. Die Schweden vereinigen alle Eigenschaften guter Seesoldaten, und die schwedische Marine hat sich zu allen Zeiten mit Ruhm bedeckt. Die Construction der Schiffe ist in Schweden so vollendet, daß schon öfter englische Officiere herüberkamen, um sie zu studiren. Die Flottenstationen sind Stockholm, Gothenburg und Karlskrona, doch nur in letzterm Hafen befinden sich Schiffe von hohem Bord. Viele Schiffe sind bereits in Chantiers unter Dach, welche in Granit gesprengt sind. Diese erstaunlichen Docks, mit denen nichts in der Welt zu vergleichen ist, werden in Karlskrona fortgesetzt, um die ganze Flotte darin zu logiren.

Schweden besitzt eine Flottille, die ihm ebenfalls ganz eigenthümlich ist. Diese besteht aus Kanonierschaluppen, deren Bau sehr sinnreich erscheint. Sie gehen nicht tief im Wasser, und sind dadurch geschickt für die Vertheidigung der von Inseln, Felsen, Buchten und Pässen umgebenen Küsten, wohin größere Schiffe, ohne große Gefahr zu laufen, sich nicht wagen dürften. Durch einen Befehl des Großadmirals der Flotte, Prinz Oscar, hatte ich Gelegenheit erhalten, diese sogenannte Schärenflottille zu besichtigen, welche ihren Namen von den zackigen Einschnitten und unzähligen Felsenriffen (Schären) hat, in denen sie ihren Dienst machen muß. Die Kanonenboote, aus denen sie besteht, dienen ausschließlich zur Vertheidigung und Bewachung der Küsten, und zerfallen in kleinere und größere. Erstere, die Kanonjöllen, sind flache Fahrzeuge mit Rudern ohne Kiel, die bloß einen Zoll über Wasser gehen und einen 24Pfünder auf der Spitze tragen. Sie haben Vorrath auf sechs Wochen, sind unbedeckt, und sehen sich ganz bedenklich an, da sie kaum über dem Meeresspiegel heraussehen. Die größern, Kanonslupps genannt, sind Boote größerer Art mit Segel und Rudern und 54 Mann besetzt, wovon 32 rudern, die andern die Geschütze bedienen. Sie tragen vorn eine Kanone, hinten eine Haubize, haben, wenn sie auslaufen, Provision auf zwei Monate, und die Hälfte der Mannschaft ist immer auf Verdeck, das man mit Zelten überspannen kann, und wo sich auch ein kleines Cabin für den Officier befindet. Die neueste Construction des Capitäns Sydow ist eben

so schön als zweckmäßig, besonders ist der Kiel gut gearbeitet. Alle diese Küstenfahrzeuge, deren Schweden in seinen Häfen gegen 400 besitzt, sind begreiflich nur auf die Defensive berechnet, und daher ohne alle Bedeutung, so lange Schweden nicht zur See angegriffen wird, was bei der Beschaffenheit seiner Küsten und der Unmöglichkeit, die Wasserpässe nach Stockholm zu nehmen, die leichter zu vertheidigen sind als die Dardanellen, kaum je der Fall seyn dürfte. Ein solcher Zufall aber, daß der bothnische Meerbusen zufriert, wie im Jahre 1809, wo die russische Armee auf dem Eise über die Alandinseln herzog, und die Kosaken nur noch wenige Stunden von Stockholm entfernt waren, dürfte selten vorkommen und ist nicht voraus zu berechnen. Wo wären aber Schutzwehren zu finden, wie das Fort der Insel Warholm, dessen 150 Feuerschlünde jede Flotte vernichten müßten, die es wagen wollte, durch Engpässe der schmal ihre Mauern umgebenden beiden Meerströmungen nach der nahen Hauptstadt zu dringen, und jeden Angriff zur See auf Stockholm ins Reich der Chimäre setzen, und welche Flotte möchte es unternehmen, sich dem stolzen Castell Kungsholm zu nähern, das mit seinen 200 Kanonen vor dem prächtigen Karlskrona Wache hält, ein Hafen, der durch seine hohen Strandbatterien selbst vom Meere aus unangreifbar und uneinnehmbar ist? Die von allen andern abweichende Militär-Organisation Schwedens möchte indessen doch, so vortrefflich sie sich sonst überall bewährt, in der Marine nicht ganz praktisch seyn, da die Matrosen nur ein Jahr im Dienste

bleiben, und dieß offenbar für Erlernung des Seedienstes zu kurz ist. Allein unangreifbar von der See, droht nur Gefahr für dieses Land durch Angriffe Rußlands zu Lande; und wie könnte diese Macht auf ihren immensen Steppen unbemerkt und rasch genug ein großes Heer zu einem Einfalle vorbereiten, bevor die schwedische Armee Zeit hätte, sich zu vereinigen, und an die Gränzen zu marschiren? So viel scheint sicher, daß wenn Finnland nicht verloren wäre, es bei der jetzigen Verfassung und Stellung des schwedischen Heeres kaum mehr verloren gehen könnte.

Reise von Stockholm nach Berlin.

General Suchtelen war mit einem schönen Dampfschiffe und einer Fregatte von Petersburg herübergekommen, um die Hinterlassenschaft seines Vaters in Stockholm abzuholen, des gefeierten allbeliebten Greises, der vier Decennien die Gesandtenfunction seines Herrn in dieser Stadt geübt hatte. So mächtig und überwiegend in Schweden der Einfluß Rußlands ist, und so wenig die Schweden verkennen, daß diese Macht keine andere Absicht haben kann, als früh oder spät sich durch Eroberung Nordschwedens eine feste Marinestellung in der Nordsee zu geben, eben so edel war es von dieser großen Nation, daß sie den Abgesandten der gefürchteten Macht, ganz abgesehen von seiner diplomatischen Stellung, als hohen Menschen, seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen hochachtete und bis an sein Ende mit Zeichen des Wohlwollens überhäufte. Sein Nachfolger, Graf Potozki, wird ungeachtet seiner liebenswürdigen Formen Mühe haben, sich dieselbe Gunst, die nur freier Wille und Ueberzeugung bieten, in gleichem Maße zu erwerben.

Ich kannte den General Suchtelen bereits aus dem letzten Feldzuge in Frankreich, wo ich die Stadt Troyes, die ich mit einer Truppenabtheilung zuerst besetzt hielt, an die unter seinen Befehlen nachfolgende russische Vorhut übergeben mußte. Schon damals brachte ich schöne Tage mit diesem tapfern Chef und seiner angenehmen Umgebung

zu, und hätte sehr gerne diese freundliche Erinnerung des Krieges in die friedlichen Schiffssoiréen auf der Heimfahrt nach Petersburg übertragen. Die Gelegenheit, welche sich mir hier darbot, konnte nicht erwünschter kommen, und da mit uns im selben Hôtel garni Marquis v. Londonderry mit seiner Familie wohnte, der diese Gelegenheit ebenfalls benützen wollte, und bereits seit mehrern Tagen kochen, sieden, braten und backen ließ, um die Officiere und Besatzung beider Schiffe während der Ueberfahrt mit der von Sr. Herrlichkeit in ganz Europa bekannten Munificenz zu bewirthen, so bedurfte es wirklich aller Ueberredung meiner herrlichen Freunde in Stockholm, und eines nicht geringen Kampfes mit mir selbst, um mich zur Resignation dieser verführerischen Perspective zu vermögen. Ich befand mich selbst erst einige Tage in Stockholm, hatte den Norden Schwedens noch nicht gesehen, und hätte dieses Land nur halb befriedigt verlassen können. Später als ich von meinen Ausflügen nach der Hauptstadt zurückkam, hatte der Herbst bereits seine kalten Nebel über die nördliche Zone herabgesenkt, und es handelte sich darum, auf welche Art ich meinen Rückzug bewerkstelligen sollte. Hr. Clary, Neffe der Königin, mit dem ich zusammenwohnte, hatte sich zu der Ueberfahrt auf der See bestimmt, und ich entschloß mich, ihm Gesellschaft zu leisten.

Eine Gesellschaft schwedischer Actionnäre hatte im vergangenen Jahre unter tausend englischen Dampffahrzeugen dasjenige herausgesucht, welches ihnen am wenigsten nützen konnte. Bekanntermaßen hat das baltische

Meer bei weitem weniger Tragkraft, als die Nordsee, und der Abstand vom Ocean ist daher noch fühlbarer. Nun war aber die Cornubia für diese beiden Meere gebaut, und mußte diesem Bau nach in der Ostsee doppelt so tief gehen, wodurch die Raschheit des Laufes am meisten gehemmt wird. Die russischen Schiffe sind für diese Gewässer weit zweckmäßiger construirt, obschon ich glaube, daß alle Dampfschiffe Europa's, mit Ausnahme der schottischen, immer noch zu viel im Wasser gehen.

Pomphafte Ankündigungen, Alles auf englischem Fuße, Küche, Passagiergeld, Trinkgelder, waren eben nicht geeignet, den ökonomischen Schweden große Lust zu diesem brittischen Bastard einzuflößen, und die Cornubia machte ihre Fahrten stets und mit seltenen Ausnahmen mit sehr wenigen Passagieren. Hierzu trug die üble Reputation, in welcher der englische Capitän wegen seiner herrischen Anmaßung stand, das Meiste bei, und in der besten Zeit des Jahres hatten sich sogar Gerüchte von entschiedener Unsicherheit des Dampfschiffes verbreitet.

Man rieth mir von allen Seiten, von der Cornubia abzustehen, und nicht nur meine Freunde, sondern ganz fremde Personen kamen zu mir, um mich zu warnen. Die Einen wollten wissen, daß die Flügel schadhaft und der eine ganz zerbrochen sey, Andere versicherten, daß die Dampfkessel im übelsten Zustande und nur nothdürftig geflickt seyen, und man ging so weit, mir zu vertrauen, daß der Steamer auf den Grund solle

gefahren werden, da bei seinem Zustande kein erklecklicher Verkauf oder Gebrauch mehr zu erwarten stehe, und man so wenigstens die Assecuranzgelder rette. Ich fand alle diese Phantasmagorien der guten Schweden sehr amüsant, und wurde nur einen Augenblick schwankend, als Hr. Clary seinen Entschluß kund that, von dieser Ueberfahrt abzustehen, und über Copenhagen zurückzukehren. Allein meine Abneigung, auf Reisen die schon gemachte Tour zu wiederholen, gestattete mir nicht, diesem vielleicht weisen Vorschlage zu folgen, und ich begab mich auf das Bureau der Gesellschaft, um mich einschreiben zu lassen. Hier gab man mir die beruhigendsten Versicherungen, und am andern Morgen sollte es abgehen.

Indessen war die Cornubia noch nicht von Travemünde zurückgekommen, und der Tag, die Nacht verflossen, ohne daß sie einlief. Es trat furchtbares Wetter ein, und der schaurige Regen goß in Strömen herab. Der nächste Tag verfloß ebenfalls mit der ihm folgenden Nacht, ohne eine Spur der Cornubia. Das Unwetter wurde stets ärger, die Bestürmungen meiner Bekannten wurden immer lebhafter, meine Reiseroute zu ändern, und die Besorgnisse wegen des Schicksals der Cornubia wurden stets gegründeter, als sie endlich am dritten Tage einlief, nachdem alle ihre Passagiere sie in der Nacht verlassen hatten, um von Warholm zu Lande nach Stockholm zu eilen. Es blieb keine Zeit mehr, Nachforschungen über den Grund dieses Verlassens anzustellen und ich begab mich mit Tagesanbruch an ihren Bord. Der herbstliche Regen hatte sich in das hier schnell ein=

tretende Eis des Winters verwandelt, und die blühende Landschaft nur zu rasch dieses nördliche Gewand angelegt. Es fanden noch an Bord lebhafte Discussionen zwischen dem Capitän, den Mitgliedern der Gesellschaft und den Polizeibeamten statt, und da beinahe keine Waaren geladen wurden und nur sehr wenige Passagiere sich einfanden, so suchte man die Abfahrt des Schiffes aufs möglichste zu beschleunigen.

Mein erstes Geschäft, sobald ich an Bord kam, war die Besichtigung der Räder und der Dampfkessel, und da ich auf sehr vielen Dampfschiffen gefahren, so fiel es mir nicht schwer mich zu überzeugen, daß Beides sich in gutem Zustande befand, und somit kein Grund zu Besorgniß vorhanden war. Von dieser Seite beruhigt, überließ ich mich ganz dem seligen Gefühle, die mir so theuer gewordene Stadt noch scheidend in ihrer ganzen Schönheit zu genießen, und all den herrlichen Punkten, die mich so oft entzückt, mein letztes Lebewohl zuzurufen. Es war ein schöner klarer Morgen, aber sehr kalt, und ob ich gleich der freundlichen Warnung Trotz geboten und kein Pelzwerk gekauft hatte, so trennte ich mich doch den ganzen Tag nicht vom Verdeck, obschon dieß gegen Mittag sich mit Schnee bedeckte. Bei Warholm hielten wir an. Es ist von Natur und Kunst gleich stark befestigt, und sperrt jede Passage, nachdem die auf der andern Seite, wo man die interessante Ruine von Frederiksborg sieht, weislich verschüttet wurde, um nur einen Paß, der nach Stockholm führt, vertheidigen zu dürfen. Mittags 3 Uhr waren wir bei Dalarö, wo wir neue Lootsen einnahmen,

und Abends 7 Uhr traten wir bei Landsort aus den Schären heraus ins baltische Meer — einen Uebergang, den wir auch bald an der, dieser See eigenen und von ihrem Klippengrunde herrührenden, starkmarkirten, kurz stoßenden Bewegung spürten.

Ich habe schon viele Menschen seekrank gesehen, allein einen solchen furchtbaren Eindruck, wie das bewegte Meer sogleich bei seinem Betreten auf einen jungen Deutschen machte, der sich an Bord befand, finde ich nicht in meiner Erinnerung. Nachdem er die ganze Nacht über unter entsetzlichen Convulsionen gebrochen, blieb er drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung und ohne alles Lebenszeichen für todt auf dem Bauche liegen, und konnte erst wieder zu Sprache und Besinnung gebracht werden, als wir ihn in Ystadt aussetzten, da sein Zustand gefährlich zu werden begann. Die übrige Gesellschaft bestand aus zwei Finnländern, die keine Sprache kannten, wenigstens keine redeten, nicht einmal unter sich selbst, und nach Deutschland ihren ersten Ausflug machten. Sie aßen anfangs enorm, und kamen später nicht mehr zum Vorschein, vermuthlich lagen sie irgendwo krank. Solche Art zu reisen ist sehr nachahmungswürdig. Und so blieb ich denn reducirt auf den einzigen noch übrigen Fremden, der mir aber auch reichen Ersatz für eine größere Gesellschaft bot, die nicht immer zu Erhöhung der Annehmlichkeit auf Seefahrten dient. Hr. H. aus Hamburg ist ein Mann von den feinsten Sitten und dem besten Umgangstone, der die Welt und ihre Freuden kennt und die Mittel besitzt, sie sich tributär zu erhalten. Er befand sich im Seebad

zu Travemünde, als die Gelegenheit des zum erstenmale direct nach Stockholm gehenden Dampfschiffes ihn lockte, dieser Stadt einen Besuch zu machen, und er nahm als etwas kostspielige Gesellschaft seinen Reisewagen und einen eben so überflüssigen Bedienten mit, dem wohl die Calesche des Herrn allein Nutzen brachte, da auf der Cornubia unter andern üblen Einrichtungen auch der wirklich grausame Mangel einer zweiten Cajüte oben ansteht, so daß die weniger zahlenden Passagiere des zweiten Verdecks sich ohne Dach befinden, und dem furchtbarsten Wetter ohne Obdach preisgegeben sind. Hr. H., obgleich leidend unter den Einflüssen der aufgeregten Elemente, ließ niemals eine Klage sich entschlüpfen, und sein heiterer, geistreicher Umgang war allein im Stande, mir diese in allen Beziehungen so höchst widrige Ueberfahrt zu erleichtern.

Gleich am ersten Abend bekam ich eine Differenz mit dem Capitän, der mir schon anfangs durch sein despotisches Wesen und die Präponderanz, welche er sich über die Passagiere anmaßte, mißfallen hatte. Ich ließ mir nämlich Thee geben, bevor die hiefür bestimmte Stunde herangekommen war, und trank diesen ganz ruhig in der Cajüte, als der Capitän hereinstürmte und dem aufwartenden Mädchen grob verwies, vor der gegebenen Zeit das Abendbrod zu serviren. Da dieß nun indirect mich selbst anging, so ergriff ich die Gelegenheit, dem massiven John Bull meine Meinung zu sagen. Ich versicherte ihn, daß ich unter seinen zahlreichen Amtsbrüdern, mit denen ich gefahren, noch keinen so ungeschlachten eingebildeten Socius kennen gelernt wie ihn, daß ich nur

zu gut wisse, daß da, wo die Tratterie getrennt besteht, er kein Recht besitze, den Gästen vorzuschreiben, wann und was sie essen wollen, und daß von nun an wir bestimmen werden, wann servirt werden solle. Hierüber wurde er nun ganz wüthend, und drohte die ganze Küche eher über Bord zu werfen, als sich in seinen Rechten beschränken zu lassen. Als ich ihm aber fest erklärte, daß ich sein ganzes unfeines Benehmen, so wie den Zustand seines Schiffes in den englischen Journalen bekannt machen werde, lenkte er ein, und suchte mich später durch Servilität wieder zu gewinnen, die mir eben so wenig gefiel, als seine frühere Ungeschliffenheit. Den Champagner, womit er mich regalirte, gab ich ihm beim nächsten Diner zurück, ohne von dem einen noch dem andern zu trinken, und ich konnte mich mit einem Menschen nicht mehr gut stellen, dessen ganzes späteres Benehmen mir die Richtigkeit meiner ersten Beurtheilung nur zu deutlich bewies.

Es ist in ganz England kein Dampfschiff zu finden, wo auch nur entfernt eine solche Unreinlichkeit anzutreffen wäre, wie auf dieser Cornubia, und ich habe selbst keinen unbedeutenden Kauffahrer irgend einer Nation mit solchem Schmutze zu Gesicht bekommen. Dabei machte sich der Dienst mit einer Nachlässigkeit, die strafwürdig war, und die uns nur zu bald in eine Gefahr bringen sollte, welche zu den mißlichsten auf Seefahrten gehört. Nach dem heftigen Pourparler mit dem Capitän, dessen Niederlage von Passagieren und Dienerschaft mit stiller Acclamation aufgenommen wurde, begab ich mich aufs Verdeck, um meine Digestionscigarre

zu schmauchen, als ein heftiger und immer stärker tobender Wind mich davon vertrieb. Alles war krank, und obschon ich es nicht selbst wurde, so empfand ich doch eine Unbehaglichkeit, die oft nahe daran gränzt. Ich legte mich in die große Cajüte auf ein Sopha, einen Platz, den ich stets den gepreßten, Commodschubladen ähnlichen Betten auf Schiffen vorziehe. Gegen 3 Uhr Morgens, als ich eben in tiefsten Schlaf versunken war, erwachte ich durch ein wahrhaft fürchterliches Geschrei, das nicht nur vom innern Schiffsraum, sondern mehr noch von außen zu ertönen schien. Ich rannte aufs Verdeck, wo die größte Verwirrung herrschte, und sah ein großes fremdes Schiff gerade über uns liegen. Beide Schiffe tanzten gefährlich auf den schäumenden Wogen an einander auf und ab, und es war oft kaum ein Fußbreit Zwischenraum, der sie trennte. Mit großen Anstrengungen gelang es endlich, sie auseinander zu bringen, allein das entsetzliche Geschrei, das sich mit dem Heulen des Windes mengte, werde ich nicht vergessen. Die Gefahr war groß, aber die Nachlässigkeit, wodurch sie herbeigeführt worden, muß noch größer gewesen seyn. Das begegnete Schiff, das uns beinahe die Ruhe des Schlafes mit dem noch ruhigern Meeresgrabe vertauscht hätte, war eine russische Brigg, und hatte, wie unsere Matrosen behaupteten, kein Licht aufgesteckt. Der Mond war untergegangen, und die schwarzen Wolken hatten den Horizont tief verfinstert. Mir war es wahrscheinlicher, daß der Fehler unsererseits war, und die Indisciplin ging so weit, daß ich später selbst einige-

mal das Steuer ohne Lenker sah, was vermuthlich auch dieses Zusammentreffen verursacht hatte. Der russische Capitän rief uns französisch zu, daß er vergebens durchs Sprachrohr seine Direction angezeigt habe, dessen ungeachtet aber unser Dampfschiff wie geflissentlich gerade auf ihn zugegangen sey.

Gegen Mittag des zweiten Tages kamen wir an Oeland vorbei, allein der Wind war und blieb immer entgegen, und die Machtlosigkeit unserer Maschine wurde hierbei immer augenscheinlicher. Wir steuerten an der Ostseite Oelands fort und bekamen Gothland nicht zu Gesicht. Es stürmte stets aus Südwest, und obschon die Cornubia Räder mit eisernen Schaufeln und Jalousien hatte, welche sonst die Bewegung sehr leicht machten, so kämpften wir doch mühsam gegen dieses Hinderniß. In einer abermaligen langen Unterredung, die ich mit dem Capitän über den Vorfall mit dem Russen hatte, bemerkte ich auch, daß wir sehr langsam marschirten und daß seine Maschine nicht gut sey. Er aber schwur hoch und theuer, daß in England kein besseres Schiff zu finden sey, und daß er mit demselben in sein Vaterland zurückkehren und seine früheren Touren auf der Südküste Englands und Irelands wieder beginnen werde. Die üblen Präsumtionen, die sich gegen dieses ominöse Schiff erhoben, rechtfertigten sich aber nur zu bald, und einige Wochen nach meiner Zurückkunft las ich die Ankündigung des Verkaufs der Cornubia in den öffentlichen Blättern.

Das Wetter wurde immer abscheulicher. Wind,

Regen, Schnee, Sturm, wechselten Tag und Nacht, und man kann sich keinen üblern Zustand auf einem Schiffe denken. Dabei die Unordnung auf dem Schiffe, die Insubordination und der schlechte Dienst, die bei ungünstiger Fahrt so beängstigend sind. Am dritten Tage wurde es so arg, daß man gar nicht mehr aufs Verdeck kommen konnte, und in dieser Nacht stieg die Indisposition der Schiffsmannschaft auf den höchsten Grad. Es waren meistens Schweden, und ich bemerkte jetzt erst, daß sie sehr schwierig gegen den fremden gehaßten Capitän waren. Sie thaten Vieles geflissentlich, um ihn zu ärgern, und es fehlte nicht viel, daß sie ihm geradezu nicht mehr gehorcht hätten.

Endlich gewahrten wir durch Schneegestöber das ersehnte Ystadt, und wie wenn der Himmel selbst Theil an unserer Freude nähme, trat die lange entbehrte Sonne hervor, und geleitete uns auf der Einfahrt in den Hafen. Diese ganze Küste ist übelberüchtigt, und wir fuhren wenige Meilen von der Bucht an den noch knapp über den Meeresspiegel herausragenden Mastenspitzen eines russischen Schiffes vorüber, das am Tage zuvor gesunken war. Die Einfahrt in den schlechten Hafen war sehr schwierig, und wir mußten bis in seinen Schlamm hineinfahren, um an das Kohlendepot zu kommen, wie denn ganz Ystadt eine Kothlacke ist.

Vergebens hatte ich gehofft, in Ystadt eine andere Gelegenheit zu finden, ich war an diese unselige Cornubia gefesselt, und mußte wieder mit ihr fort. Wie uns der letzte freundliche Sonnenblick in den Hafen

geleitet, so erschien beim Ausgang die volle Mondscheibe in ungetrübter Klarheit und escortirte uns auf das Meer hinaus. Allein diese auf Seereisen so beglückenden Erscheinungen mußten nur zu bald wieder den frühern Mißgeschicken weichen. Der Südwest wurde immer heftiger, und jagte verhängnißvolle, stets tiefer sich senkende schwarzgraue Schneewolken zwischen Mond und Schiff hin. Diese Nacht wurde ärger als irgend eine frühere, das Schiff lag meistens zur Seite und die Wogen schlugen unaufhörlich über uns hin. Die ewig eindringende allgemeine Nässe kam sogar in die tiefern Räume, und unsere Calamität vermehrte sich mit dem anbrechenden Tage, der uns kein Land und keinen Hoffnungsstrahl zeigte. Das Meer ging sehr hoch, und ich habe weder auf dem mittelländischen, noch atlantischen Meere, noch auf der Nordsee solches unbehagliches Gefühl empfunden, wie auf dieser fatalen Ostsee, die sich in ihrer Bewegung zum großen Ocean verhält, wie ein deutscher Bauerkarren zu einem englischen Landau. Ich war dieses Jahr 23mal zur See gewesen, und hatte es nun herzlich satt. Ohne selbst krank zu seyn, bleibt es immer ein schmerzliches Gefühl, seine Umgebungen krank, erbrechend und der Auflösung nahe zu sehen, und unter allen Räthseln bleibt mir das unauflöslichste, wie es immer noch Leute gibt, die der Seekrankheit entschieden unterworfen sind und dennoch sich stets von neuem entschließen können, Vergnügungsreisen auf dem Meere zu machen.

Unser Zustand wurde wahrhaft unerträglich. Ich

habe lange andauernde Windstille auf Segelschiffen ausgestanden, die gewiß zu den unangenehmsten Erfahrungen gehören, aber nie hatte mich solche Ungeduld überfallen, als auf dieser traurigen Cornubia, die nicht weiter kam, und deren Flügel eben so träge waren, wie die moralische Kraft ihrer Besatzung. Am Steuer herrschte die sichtlichste Confusion, und die stets sich wiederholenden Zänkereien zeigten mir nur zu deutlich, daß wir außer unserm Wege uns befanden und nicht wußten, wo wir waren. So brachten wir die Nacht und den folgenden immer stürmischen Tag in einer um so peinlichern Ungewißheit zu, als die Küsten, denen wir uns näherten, sehr vorsichtig befahren werden müssen. Die Nacht brach nochmals über uns ein, allein mit ihr kam der Vollmond, und gegen Mitternacht zeigte uns der verminderte Wind, daß wir hinter den Ufern von Holstein herabkamen. Unser englischer Bramarbas hatte schon lange seinen hohen Ton sehr herabgestimmt, und war besonders unruhig diese entscheidende Nacht auf dem Verdeck auf und abgestiegen. Auch mag er nicht weniger als wir erfreut gewesen seyn, als wir gegen Morgen die mecklenburgische Küste gewahrten und nun bald durch Lootsen in den schmalen Eingang von Travemünde geführt wurden. Hier lag ein von Petersburg kommendes Dampfschiff, daß ebenfalls über sechs Tage unterwegs war, und vom Sturme genöthigt wurde, einen Tag in Bornholm anzulegen.

Wie wohl ließen wir es uns in dem freundlichen Travemünde schmecken, wo die schönen Küsten von Holstein und Mecklenburg zusammenlaufen, und wo eine

niedliche Badeanlage, mit reizenden Gärten und den längs der Sandufer aufgestellten Badewagen so einladend entgegenwinken! Es war wieder ein herrlicher warmer Morgen, wie er so oft im Gefolge des deutschen Herbstes erscheint, und nachdem ich die lieblichen Anlagen von Städtchen und Badehaus besehen, nahm ich noch ein reichliches Frühstück mit meinem liebenswürdigen Reisegefährten ein, worauf wir uns trennten.

Lübeck hat den Ruhm, eine schöne Straße durch sein kleines Gebiet bis an seinen Seehafen Travemünde anzulegen, und beschämt dadurch die fürstlichen Nachbarn. Sein Hafen ist jetzt der Stapelplatz des größten Theiles der vornehmen europäischen Welt geworden; allein ich möchte die Verwünschungen nicht theilen, die allen diesen großen und kleinen Seigneurs entschlüpfen, wenn sie von der alten ehrwürdigen Hansestadt aus nach allen nur ersinnlichen Richtungen durch eine Art steinigen Arabiens reisen, und Wagen, Pferde und eigenes Leben bei der Weiterreise aufs Spiel setzen müssen. Doctor Francia hätte sein schönes Paraguay, oder der Kaiser von China das himmlische Reich viel einfacher abschließen können, wenn sie sich zuerst in Holstein und Mecklenburg umgesehen hätten, wie man Länder durch Entblößung von allen Straßen unzugänglich machen kann. Dieses System des Straßenmangels ist der Prototyp europäischer Civilisation, und die Verbindungsmittel verhalten sich in diesen Ländern zu den herrlichen Kunststraßen von Oesterreich und England, ungefähr wie der Cretin aus dem Walliserlande zu

dem großen Denker Newton. Die neuvermählte Herzogin von Orleans mag sich im Himmel dünken, wenn sie aus den Marterwegen ihres Vaterlandes auf die doch noch hinlänglich schlechten Pflasterstraßen der Champagne pouilleuse kommt, und ich meine, wenn der so fahrlustige Beherrscher von Dänemark nur Einmal den Weg von Kiel nach Travemünde, oder von Lübeck nach Vellehe, oder selbst den nach Hamburg in seinem höchsteigenen Lande gemacht, so müßte diesen Reisequalen längst abgeholfen seyn.

Lübeck ist eine höchst interessante Stadt, und erinnert durch seine vielen spitzen Kirchthürme, die bizarren Häuserfronten, und den neuen gefälligen Anstrich der ehrwürdigen mittelalterlichen Architektur sogleich an das hierin alle ihre Schwestern überragende modernantike Nürnberg. Die berühmte Marienkirche enthält außer Holbeins Todtentanz mit der wunderbaren Varietät, die der große Meister in die Art legte, worin jeder Stand, jedes Alter vom Tode unerbittlich erfaßt wird, die astronomische Platte mit dem hunderjährigen Kalender, ein Meisterstück aus dem 15ten Jahrhundert, den schönen Marmoraltar, vortreffliche Basreliefs, so schön wie in Florenz, sehr gute Statuen, vielen Reichthum an Marmoren, und endlich die über ihren Werth berühmte Spielerei der großen Uhr, wo Christus mit den eher Chorknaben gleichsehenden Aposteln dargestellt ist, die eben Schlag 12 Uhr, als ich die Kirche besuchte, zu einer Thür herauskamen, um nach einem etwas lächerlichen Knix durch die andere Thür wieder zu verschwinden.

Was aber allein für den Kunstfreund eine Reise nach Lübeck lohnt, ist das dreifache Altarbild, angeblich von Perugino, offenbar aber aus deutscher Schule, vielleicht von Albrecht Dürer, dann die vollendeten ciselirten Arbeiten, des Meißels eines Benvenuto Cellini würdig, und endlich das große Bild in der Domkirche, dessen Meister ich nicht zu nennen weiß, das aber den höchsten Kunstwerth enthält.

Während meines trefflichen Diners im Hôtel du Nord, einem der besten deutschen Gasthöfe, erschien vor mir ein wohlbeleibter Postdirector in Uniform, der mir die Dienste seiner gloriosen Anstalt anbot. Seine majestätische dickleibige Person, sein imponirendes Wesen, die sichere Haltung, zeigten mir nur zu bald, daß ich ganz in den Willen des Gewaltigen gegeben war, und aus Lübecks Mauern der Weg nur durch seine Gnade und Machtvollkommenheit zu finden sey. Ich forderte Pferde nach Schwerin, worauf sich sogleich die Stirne des Posttyrannen in Falten zog. „Man kann jetzt nicht nach Schwerin reisen, der Herr muß über Hamburg fahren,“ war die lakonische Entschließung. Ich bestand, jedoch darauf, über Schwerin nach Berlin zu gehen, erhielt aber von allen Seiten die Versicherung, daß dieß ohne großes Risico und selbst Zeitverlust nicht ausführbar sey, da ich die erste Station Rhena nicht unter zehn Stunden, also um Mitternacht, erreichen könne, und überdieß gewärtigen müsse, mindestens sechsmal umgeworfen zu werden. Ich mußte daher auf den Plan resigniren, das unzugängliche schöne Mecklenburg

ganz zu sehen, und capitulirte nun, eine Mittelstraße zu finden, die mich auf dem nächsten Wege nach der großen Chaussee von Hamburg nach Berlin brächte. Hierauf ging man denn endlich nach vielen Demonstrationen und nach der Versicherung ein, daß ich es bereuen werde, und ich erhielt eine Postchaise mit zwei Pferden die mich Nachmittags 2 Uhr im raschen Trabe aus Lübeck entführten. Allein kurz war die Freude, lange der Schmerz. Gleich eine halbe Stunde vor der Stadt versanken Roß und Wagen in tiefen kothigen Hohlgassen, die sich gleich antediluvianischen Fahrgeleisen zwischen den blühenden Feldern fortwanden, und dadurch den Contrast der Barbarei noch schreiender machten, und nun begann die grausame Marter durch Sand, Lehm, Wasser und Felsen, diese Ingredienzien, aus denen die holstein-mecklenburgischen Straßen gefällig und wechselreich zusammengefügt sind. Kein friesischer Harttraber kann solche Digestionsbeförderungen hervorzaubern, wie die Stöße, die man auf diesen Steinpfaden unaufhörlich empfängt, und der Hypochondrist, welcher seinen Unterleib nicht auf der Straße von Lübeck nach Vellehe in Thätigkeit bringt, kann sogleich sein Testament machen. Convulsivisch hielt ich mich an den eisernen Stangen fest, die am Chaisendache herumliefen, um nicht bei dem ewigen Hinaufschnellen das Gehirn zu zerschmettern, und diese Prohibitivmaßregel wurde nur zuweilen durch einen Griff nach dem Postillon unterbrochen, um ihn vor dem Herabstürzen zu bewahren. So kam ich Abends 7 Uhr auf der Höhe über

Ratzeburg an, und entschlüpfte rasch dem grausamen Fuhrwerk, um eine Aussicht zu genießen, die kaum reizender gedacht werden kann, und die mich sogleich mit aller ausgestandenen Pein versöhnte.

Ratzeburg liegt tief in einem schönen reichen Thale, mitten in einem krystallhellen See, auf einer unendlich malerischen Insel. Wie gerne würde man in diese bezaubernde Gegend pilgern, wenn dieß anders ohne Gefahr, Rippen und Beine zu brechen, mit Ehren geschehen könnte. Ich stieg den steilen Weg hinab, der beinahe künstlich mit Felsenblöcken bestreut scheint, um selbst den Eingang in dieses kleine Paradies nicht zu sehr zu erleichtern. Auf dem freundlichen, mit Bäumen geschmückten Marktplatze hielt meine verhängnißvolle Equipage, die ich nicht ohne Bewunderung betrachten konnte, daß sie solch' unerhörten Erschütterungen widerstanden hatte, und über der kleinen steinernen Treppe, welche zur Thür des überaus einladenden Gasthofes führt, standen die aus langen Pfeifen behaglich schmauchenden Dignitarier dieses friedlichen Städtchens. Man erwiederte meine Begrüßung sehr freundlich, und hörte meine Klagen über diese schauderhafte Passage mit der Ruhe an, welche nur langes Vertrautseyn mit bekannten Gefahren und Ergebung in das Unabänderliche einflößen kann. Es wurden sogleich frische Pferde bestellt, um mich durch den zweiten Theil meiner Passionsgeschichte, nämlich die zweite und letzte dieser Riesenpoststationen durchzuführen, allein ich wartete eine, ich wartete zwei Stunden, und noch war kein Wagen, wohl aber die dunkle bittere Nacht gekommen, welche höchst wahrscheinlich

nicht dazu dienen konnte, meine Reisefreuden zu vermehren. Endlich nach 9 Uhr rasselte ein alter holsteinischer Phaëton herbei, und ein bequemer viereckiger Postillon ließ sich noch einen Labetrunk und Stärkungsmittel für die bevorstehenden Drangsale reichen; ich schwang mich mit meinen Effecten in den Bauch der unglückschwangern venerablen Kutsche, und fort ging es über den See, und die lange hölzerne Brücke, in die schwarze Nacht hinein, und wieder über Stock und Stein, Dick und Dünn, Sümpfe, Löcher, Felsen und Bäche, aber nie über ebenen Boden. Es ist wirklich das Abenteuerlichste, was der Mensch von einer Straße erfinden kann, und wenn Schmerz und Unmuth mir zuweilen ein lautes Lachen abnöthigten, so versicherte ich dem guten Leidenscompagnon auf dem Bocke jederzeit entschuldigend, daß dieß bloß von einem Ausbruch verzweifelnder Ironie herrühre. An Schlaf war begreiflich auf dieser furchtbaren Straße nicht zu denken, und ich war herzlich froh, als der Postillon um 11 Uhr in einem freundlichen Dorfe anhielt und mir erklärte, daß hier die Hälfte der Station sey und er seine Pferde füttern müsse. Wem konnte dieß lieber seyn als mir. Die Barbarei räderte die Verbrecher von oben und von unten, mich Schuldlosen hatte aber die holsteinische Regierung von hinten gerädert.

Ich weiß über Zerntin nichts weiter zu berichten, als daß die dort noch versammelten Männer mich so freundlich willkommen hießen, wie die respectablen Honoratioren in Ratzeburg. So eine Versammlung mecklenburgischer Pächter oder Bauern zeigt uns ein schönes Bild schlichter

einfacher Behaglichkeit und patriarchalischen Wesens. Man sieht unter diesen norddeutschen Männern beinahe nur feine, geistreiche Gesichter, welche durch eine stark-prononcirte Beimischung von Gutherzigkeit und Phlegma ungemein wohlthuend ansprechen. Ein mecklenburgischer Pächter, der mit seiner langen Pfeife so unbeschreiblich gemüthlich hinter dem Tische sitzt, ist an sich selbst schon für jeden Eintretenden eine stillschweigende Einladung, sich zu ihm zu setzen, und aber gleich auf recht lange bei ihm sitzen zu bleiben. Noch immer habe ich gefunden, daß die Menschen, deren Land mangelhafte und schwerfällige Verbindungsmittel hat, die herzlichsten und theilnehmendsten sind. Sie können nicht unbekannt an einander vorüberfliegen, sondern sind genöthigt sich zu nähern und somit kennen zu lernen, und dieß erzeugt Wohlwollen in des Menschen Brust. Die Engländer und besonders die Amerikaner sind gewiß nur durch ihre raschen Reiseverbindungen diesem alles Gefühl vernichtenden, verknöchernden Egoismus verfallen, der jede schönere Empfindung im Menschen in der Geburt erstickt, und die bürgerliche Gesellschaft in einen Stockjobber-Club zu verwandeln droht. Wer aber wahre Biederkeit, wer ungeheucheltes Wohlwollen verlangt, der gehe nach Norddeutschland. Hier findet er den Typus der Stabilität, und die Regierungen, welche Fortschritte nicht wünschen, thun vielleicht Unrecht, wenn sie anstatt Eisenbahnen nicht mecklenburgische Straßen bauen, auf denen die Ideen so langsam fortkommen, wie die Menschen.

Nun hatte ich noch fünf Meilen, und es war mir,

als müßte ich beim Anrennen auf eine Schanze in einen spanischen Reiter springen, als ich meinen Marterkarren wieder bestieg. Man kann sich vorstellen, wie mir zu Muth war, als ich diese Nacht überstanden, als die Sonne über dem Leichenfeld meiner zerschmetterten Knochen heraufstieg, als mein seufzender Triumphwagen sich durch die letzte Sumpfgasse eines armseligen Dorfes wand, und ich aus seiner bodenlosen Tiefe der herrlich von oben herabglänzenden Chaussee entgegenjauchzte, wie die Verdammten in Michelangelo's Inferno nach den Regionen des Himmelreiches emporstreben. Schönes liebliches Posthaus in Vellehe, gebenedeit sey dein Anblick, der unendlich reizender vor mir schwebt, als die größten Hôtels Europa's! Einsam, einfach und niedlich von Gärtchen und Nebengebäuden umschlossen, liegt es da, dieses herrliche Vellehe, mein rettender Genius und Schutzpatron, an einer Chaussee, deren ebene Fläche allein schon hinreichend war, alle hinter mir liegenden Leiden vergessen und vergeben zu machen. Ein kräftiges Frühstück brachte mich bald wieder auf die Beine, und keine Stunde war verflossen, als der ersehnte Eilwagen von Hamburg herbeirollte, dem mehrere andere folgten, in deren letzten ich zu einem ehrsamen Pastor und seiner tugendhaften Tochter säuberlich eingeschachtelt und nach Berlin versendet wurde.

Der Morgen war prächtig, und mir wurde es zu enge im Wagen. Ich manövrirte daher auf gewöhnliche Weise mit dem gefälligen preußischen Conducteur und erhielt einen Platz im Coupé des Hauptwagens,

den ich nun auch behielt. Mein Gefährte war ein sardinischer Officier, der von Petersburg kam, und mir eben so viel von seiner schlechten Seefahrt, als von der noch schlechtern Straße von Hamburg nach Lauenburg zu erzählen wußte, welche den Wagen letzte Nacht vielmals an den Rand des Umwerfens gebracht hatte. Wie ruhmvoll steht doch die erleuchtete preußische Regierung neben ihren finistern vandalischen Nachbarn da!

Mecklenburg ist ein gesegnetes, reiches, blühendes Land, und es gewährte mir großes Vergnügen, seine üppigen Wiesen, sein reinliches schönes Vieh, seine vortrefflichen Pferde, rings um uns vom hohen Sitze herab beschauen zu können. Glänzende Triften, volle Laubholzwälder und niedliche Edelsitze bieten stets wechselnde Bilder, und Allem ist hier der Stempel des Wohlbehagens und des Wohlstandes aufgedrückt. Um Mittag fuhren wir in die langgliedrige behagliche Sommerresidenz Ludwigslust ein, wo wir ein vortreffliches Diner einnahmen, und nun fühlten wir bald, daß wir uns auf preußischem Boden befanden. Exacte Bedienung der Posten, rasche und höfliche Visitation zu Warnow, und eine Pünktlichkeit und Artigkeit in der Expedirung und Behandlung der Passagiere, welche allein schon die preußische Postanstalt zu der ersten des Continents macht. Die kurzen Trompeten der Postillone geben für alle möglichen Fälle bestimmte und von jedem Bauer im Lande gekannte und respectirte Signale, und selbst die Equipagen des Hofes weichen ihnen aus, während bei uns die Post aller Willkür und Rohheit

des Straßenfuhrwerkes ausgesetzt ist, und nur zu häufig betrunkenen Bauern ausweichen muß. Das Umspannen geschieht sehr rasch, überall herrscht Ordnung vor, und die Minuten sind für jede Mahlzeit, wie die Preise derselben, gedruckt festgestellt. Die Chausseen sind beinahe so gut wie in England, nur breiter, und es ist eine wahre Freude, in Preußen mit Extrapost oder auch in seinen vorzüglich guten Eilkutschen zu reisen.

In Perleberg kamen wir mit der Nacht an, und hier erst wurden die Pässe nachgesehen, vermuthlich weil es die erste Stadt auf dieser Route ist. Es entstand lange Zögerung, bis sie zurückgegeben wurden, die Reisenden wurden ungeduldig, die Postillone bliesen, und niemand konnte sich den langen Aufenthalt der sonst so pünktlichen Beamten erklären, als der Conducteur mich abrief, um im Bureau persönlich Aufschlüsse zu geben. Alle Köpfe des Amphiktyonengerichtes erhoben sich bei meinem Eintritt, und ich sah diesem ehrwürdigen Collegium an, daß es in ernsten Deliberationen begriffen war. Man wies mir meinen Paß und frug mich, ob ich wisse, daß derselbe bereits 2 Tage abgelaufen sey. Ich wußte dieß wirklich nicht, erklärte jedoch dieses Verhältniß ganz einfach, indem die Pässe von den Ministerien gewöhnlich viel früher ausgefertigt und unterzeichnet werden, als die Reise selbst angetreten wird, und daher vom Tage der Abreise, und nicht von dem der Ausstellung gerechnet werden müsse. Nach einiger Berathung wurde dieser gewiß plausible Grund nicht adoptirt, sondern beschlossen,

sich an den Buchstaben oder vielmehr die Zahl des Datums zu halten. Ich versicherte nun, daß ich aus Schweden komme und in Berlin einen neuen Paß erwarte, den man mir um so weniger in so entfernte Gegenden nachschicken konnte, als es auch auf größeren Reisen kaum möglich ist, seinen Aufenthalt stets bestimmt anzugeben. Ich berief mich hierbei auf meinen Gesandten in Berlin. Die Amtsmiene meines Hauptinquirenten verdüsterte sich aber immer mehr, und er forderte nun meinen schwedischen Paß. Da aber niemand unter den Anwesenden die fremde Schrift lesen konnte, so entstand neues Mißtrauen, während der Tumult von außen und das Blasen der Postillone immer ärger wurde. Es hatte mich wohl eine Weile ergötzt, mich an dem Anblicke der Verlegenheit dieser zwischen Pflicht und Ueberzeugung schwankenden Paßmänner zu weiden, allein die Geschichte mußte ein Ende nehmen. und ich expectorirte mich nun kategorisch: „Ich fände es ganz weise, auf Vagabunden und allerlei verdächtiges Gesindel wachsame Spähe zu halten, da sie aber doch einmal den Beweis in Händen hätten, welchem Stände ich angehöre, so werden sie wohl einsehen, daß einige Tage über das Postdatum noch keinen Verdacht erwecken können; übrigens werde ich jetzt abfahren, auch wenn sie mir den Paß zurückbehielten; wollten sie mich daher nicht weiter ziehen lassen, so müßten sie mich arretiren.“ Mit einem tiefen Seufzer unterschrieb hierauf der kleine Mann das verdächtige Corpus delicti, jedoch mit der Bemerkung, daß er wegen der verhängnißvollen zwei Tage seine Hände in Unschuld wasche. Ich muß übrigens gestehen, daß

man diese ganze Procedur mit aller Courtoisie und Manier verhandelte, und es sollte mir leid thun, wenn der kleine Mann in Perleberg sich unnöthige Gewissensbisse über den so glorreich in sich ausgefochtenen Sieg der Humanität und der Vernunft, die so schwer mit den Postvorschriften unseres lieben Vaterlandes in Einklang zu bringen ist, sollte gemacht haben. Meinen neuen Paß fand ich in Berlin.

In Kleyke trennte sich nach dem Souper unsere Gesellschaft nach Berlin und Magdeburg, und dieser Ort ist der einzige in Preußen, wo ich ganz mangelhafte Bedienung gefunden habe. Wir frühstückten in Nauen, kamen zu einem großen Artilleriemanöuvre bei Spandau, und rollten nun durch Nebel und Haide nach dem hübschen Charlottenburg, wo zwei Gardes du Corps die sonst nicht zu erkennende, im reizenden Gebüsch verborgene kleine Königswohnung verrathen. Die schöne Avenue durch den Thiergarten und zum Brandenburger Thor mit seinen zahmen Pferden, über den Pariserplatz mit der Diplomatie, und die steifen Linden, fern von dem Leben der Boulevards, an den schönsten Häuser vorbei, über den prächtigen Schloßplatz, nach der Post hin, bietet dem Ankömmling sogleich den einnehmendsten Anblick Berlins, und nichts kommt später hinzu, um diesen ersten Eindruck zu erhöhen.

Ich hatte auf der Herreise von einem der anwesenden Herren viel und ausführlich über London sprechen hören, und erkundigte mich Nachts, wer dieser kleine bewegliche Mann mit dem geistreichen rothen Gesichte wäre. Man nannte mir Hrn. von Raumer. Welches Glück, mit dem

Gefeierten Britanniens in das deutsche Land zurückzukehren. Beim Aussteigen auf dem Packhofe, wie auch später in Berlin empfing er mich auf die freundlichste Weise, und dieser liebenswürdige Gelehrte zeigt sich in seinem schönen Familienkreise und an der Seite der talentreichen Gattin eben so bewunderswerth, als wir ihn längst als eine der edelsten Zierden deutscher Literatur zu verehren gewöhnt sind.

Der unendlich rührige Hr. Krauß empfing mich im weißen Sommergewande am Portale des großen Hôtel de Brandebourg und vor meinem eleganten Zimmer liegt der große Gendarmesmarkt, mit seinem lebendigen Gemüse- und Blumenverkaufe, vor mir ausgebreitet. Vor mir die deutsche Kirche, links das große isolirt stehende Schauspielhaus mit seiner Jakobsleiter von Außentreppe, und den sechs unter der Last des Frontons brechenden dünnen Säulen, weiter links die französische Kirche und rechts die unabsehbare Friedrichsstraße. Schöne Lage eines Gasthofes, im Mittelpunkt der Stadt, nahe bei Linden und Schloßplatz, freundliche, wohlfeile Bedienung, empfehle ich ihn jedem Fremden, der sich längere Zeit in Berlin aufhalten, und doch keine eigene Wohnung miethen will.

Berlin.

[illegible]

Berlin.

[illegible]

Berlin ist eine große Stadt, aber es ist nicht großstädtisch. Berlin ist eine sehr schöne Stadt, wenn man hiezu nichts Weiteres verlangt, als schöne Häuser und lange Straßen. Die Ringmauern Berlins würden beinahe noch einmal so viele Gebäude fassen, man sollte aber keiner Stadt die Gränzen vorzeichnen, wenigstens sie nicht zu sehr ausdehnen. Die Folgen dieser Stadtgränzen, die, dem Prokrustesbett ähnlich, nach Carthago's Beispiel aus den Streifen der Ochsenhaut geschnitten scheinen, zeigen sich hier sehr deutlich. Ganze Felder und Sandflächen liegen im Umkreise der Stadtmauern unbebaut und unbewohnt, und gewähren einen höchst unerfreulichen Anblick. Die Straßen sind ins Unendliche ausgedehnt und menschenleer. Das Pflaster besteht aus kleinen spitzigen Steinen, selbst die Trottoirs sind auf diese für die Füße so schmerzliche Art gepflastert, und ich zweifle, ob der mittelalterliche Bußgang auf Erbsen nach Rom martervoller war, als eine Promenade über solche ewiglange Spitzsteintrottoirs; wenigstens konnten die frommen Pilger zuweilen die Erbsen herausnehmen, den Qualen der Berliner Pflastersteine kann man aber nicht entrinnen. Nachgerade scheint man einzusehen, daß man auf platten Steinen leichter geht als auf spitzen, allein man begnügt sich, schmale Streifen breiter Steinplatten zu legen, und es gehört ein sehr gutes Einver-

ständniß unter der Bürgerschaft und große Aufopferung dazu, um diesen Pfad ausweichend zu verlassen und sich auf jenen Stecknadelweg zu wagen. Nun ist aber unter andern Beweisen, daß Berlin nichts Großstädtisches hat, die Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit im Ausweichen auf seinen Straßen auffallend, und es fehlt auch, wie mir schien, ein conventionelles Gesetz, wie die Fußgänger sich ausweichen sollen. In London, Neapel, Wien, Paris, wo das Gedränge oft bedenklich wird, weichen sich die Leute mit einer Geschicklichkeit aus, die wohl jeden Fremden frappiren muß. Wie selten ist es dort, angestoßen zu werden. In Berlin steuert jeder breit und prätentiös gerade nach der Magnetnadel seines Geschäfts- oder Digestionszieles, und die sich so stets entgegenstrebende Tenacität im Behaupten der geraden Bahn oder des schmalen Trottoirs muß Chocs erzeugen, welche besonders in den Abendstunden, wo der Nektar der Berliner, der Schnaps, den letzten Rest der ohnehin sparsam vorhandenen Höflichkeit erstickt, für Rippen und Schienbein nicht immer gefahrlos ablaufen. Zum Glück sind nur wenige Straßen in Berlin, in denen man zuweilen Gedränge findet, und eigentlich glaube ich, daß dieß nur in der Königsstraße in der Abendzeit der Fall ist. Für den Brennpunkt dieser Residenz muß man immer die Linden ansehen; allein obgleich in diesem Quartier der ganze fashionable Theil der Gesellschaft wohnt, und wenn schon diese Straße ausschließlich mit breiten Quadern belegte Fußsteige besitzt, und übrigens die einzige Promenade in der Stadt vorstellt, so sind es doch

nur einzelne Momente, welche hier ein großstädtisches Leben entwickeln, und dieß sind die Stunden der beendigten Diners und des Theateranfangs. Sonst kann man dieses Quartier der Stadt bis zum Schlosse sehr häufig zu jeder Tageszeit durchwandern, und mehr Statuen als Menschen darin begegnen. Berlin ist ausschließend Residenz und Caserne. Um diese zwei Punkte dreht sich die ganze dortige Bewegung. Der Handel besteht vorzüglich in Stockjobberei. Die Kunst wird hier von oben herab gepflegt, allein die Oekonomie scheint denn doch bei dieser Pflege die erste Rücksicht zu erhalten, und nur die Casernen fand ich hier ohne alle Beschränkung des Hauptzweckes erbaut. Der Baustyl ist im Ganzen gefällig, allein die überladene Verzierung der Privathäuser dürfte dem reinen Geschmack nicht immer entsprechen. Im Innern finden sich in den Wohngebäuden Berlins mehrere äußerst lästige Baufehler. Dieß ist die schlechte Anlage der Kamine, wodurch die meisten Küchen mit Rauch gefüllt sind, und der gänzliche Mangel an Abzugscanälen. In ganz Berlin ist kein Abtritt, geschweige ein Watercloset. Die hieraus entspringende Lebensunbequemlichkeit, die unvermeidliche hiemit verbundene Unreinlichkeit, besonders aber die mephitische Luft, welche die Stadt in den Abend- und Nachtzeiten durchdringt, sind eben nicht geeignet den Aufenthalt angenehm zu machen. Kaufbuden hat Berlin durchaus nicht elegant, und die besten sind wohl noch die unter der Kunstschule. Von geschmackvollem Auslegen der Stoffe und Fabricate weiß man hier nichts, und es wäre auch

nicht anwendbar, da in dem ganzen großen Berlin kein einziges Verkaufsgewölbe zu finden, dessen Wände von Glasfenstern sind, welche doch nun so allgemein und so vortheilhaft für die Ansicht und Auslegung der Waaren, besonders für Damenputzgegenstände sind. Ich weiß nicht, ob es eine Rückwirkung dieses Mangels oder Mangel an Geschmack ist; allein man sieht keine sorgfältig gewählten Anzüge, und wenn die Berlinerinnen schön sind, so verdanken sie es gewiß nicht den Künsten der Toilette. Eine befremdende Erscheinung ist die auffallende Aengstlichkeit des Benehmens, welches die Berliner Damen auf der Straße zeigen. Niedergeschlagenen Blickes ziehen sie die Straßen entlang, und entwinden sich in complicirten Fällen den Blicken der Männer eher durch ein krampfhaftes Verdrehen des Halses, als daß sie sich des Verbrechens einer sündenhaften Beschauung schuldig machten. Der unbefangene Fremde befindet sich anfänglich in Verlegenheit, wenn er diesen auffallenden Abneigungsproceß auf sich bezieht, bis die häufige Wiederholung darin eine Regel erkennen läßt. Man opfert der sogenannten Schicklichkeit offenbar zu viel, und die hieraus entspringende Pruderie dürfte kaum mehr als wahre Sittsamkeit angesehen werden. Das Wort „es schickt sich nicht" macht hier jedes Mädchen zittern und flicht ein Uebermaß von Dornen in die ohnehin sparsam gesäeten Rosen des hiesigen geselligen Lebens. Indessen geschieht auch hier sehr viel, was sich wirklich nicht schickt, und die armen Mädchen haben wohl Erfahrungen genug gemacht, bis sie sich zu diesem rigorosen Vertheidigungssystem bequem-

ten. Das Benehmen der Männer auf offener Straße und bei hellem Tageslicht ist so besonders, daß ich Aehnliches mich nicht entsinnen kann in Seeplätzen gesehen zu haben. Und hier ist nicht die Rede von der Hefe des Volkes, sondern anständig gekleidete Männer erlauben sich ein Verfahren gegen junge Frauenzimmer, wozu sie weder durch deren Benehmen, noch durch die Achtung vor dem schwächeren Geschlechte, die dem Manne stets heilig bleiben sollte, berechtigt seyn dürften. Ich habe derlei Angriffe täglich, ja stündlich in den Hauptstraßen Berlins ausüben sehen, und will hier nur Einen Fall aufführen, der vielleicht noch nicht der schlimmste unter den von mir bemerkten war. Ein junges, blühendes, sehr voll gebautes Mädchen geht mit einer ältern Dame und einem Kind über eine der Hauptstraßen. Sie waren sämmtlich sehr hübsch gekleidet, und trugen das Gepräge feiner Sitte. Hinter ihnen flanirten zwei Berliner Dandies, die sich in scheinbaren Witzen über die üppige Taille des jungen Frauenzimmers ergossen. Endlich ruft einer: „das muß ich wissen, ob das Natur ist," und geht auch sogleich handgreiflich zur anatomischen Analyse über. Glühend vor Scham und Entrüstung wendet sich das beleidigte Mädchen um, worauf der junge Held mit einer Entschuldigung, die eben so fad als das ganze Benehmen roh war, sich davon machte. Derlei Erscheinungen sind nun freilich nicht geeignet, junge Damen zu ermuthigen, und ich gestehe, daß für Väter und Gatten diese Libertinage eben so peinlich seyn muß, als sie dem an Sittenlosigkeit keinen Gefallen findenden

Fremden wirklich empörend erscheinen. Der gemüthliche Bürger, der sich innerhalb der Stadtmauer seinen Spaziergang längs dem zu Berlin gehörigen unendlichen und menschenleeren Köpenicker Felde wählt, um zwischen zwei Thalern Strafe und hier und da hervorblickenden Bajonnetten die süße Lust der verbotenen Tabaksfreuden zu genießen, oder der Unglückliche, welcher die Straßendecenz überschreitet, um dem grausamen Loose Tycho de Brahe's zu entrinnen — sie gefährden gewiß beide die Ruhe und Wohlfahrt des Staates weit weniger, als die zur Schau gegebene Frechheit gegen unbescholtene Mädchen. Eine Nation, die ihre Frauen nicht achtet, muß in ihren moralischen Elementen nicht gut basirt seyn, und ich begreife nicht, wie man überhaupt in Deutschland so wenig auf die Sittenpolizei der Straßen sehen mag, da doch hiervon so Vieles abhängt. Die liebe Straßenjugend ist in Berlin von einer beispiellosen Rohheit, und über diese Erscheinung, welche man täglich vor sich sieht, welche so leicht im zarteren Alter zu bekämpfen wäre, erschrickt man später zur Unzeit, wann die ungezogenen Knaben nach einigen Jahren ungezogene Jünglinge und Männer geworden sind, und nun als Handwerksbursche Freiheitslieder singen, während sie als Handwerksjungen Zotenlieder sangen, und nun plötzlich alles allarmiren, Bataillone in Bewegung bringen und einen Notenwechsel veranlassen, während sie kurz zuvor durch etwas mehr Energie zur Besinnung und zum ordentlichen Leben gebracht worden wären. Wenn unsere deutschen Eltern ihre Kinder nicht erziehen können, so muß der Staat es thun; hier aber

helfen, wie bei jeder Erziehung, keine Declamationen, keine Palliativmittel, und nicht die so wenig verstandene, mit Schwäche nahe verwandte sogenannte Humanität, sondern Strenge, die ernst und gerecht den einzelnen Menschen der Ordnung des socialen Zustandes der ganzen Gesellschaft unterwirft. Wie kann man es in dem erleuchteten Berlin gleichgültig mit ansehen, daß sich mehr als die Hälfte der Einwohner täglich in Branntwein berauscht? wie kann man diese Unzahl von Branntweindestillerien, diese giftmischenden Schnapsetablissements in den vornehmsten Straßen der Hauptstadt dulden, wo schlaudressirte Berliner Hebe's den ohnehin unwiderstehlichen Lockungen des süßen Narcoticums noch das Schautragen ihrer Reize tant bien que mal beimischen? und wie kann oder darf eine Stadtbehörde Gräuel mit ansehen, wie sie in entferntern Schlupfwinkeln dieser Hauptstadt ebenfalls unter der Firma von Schnapsbuden verübt werden, wo man die schamlosesten Orgien feiert, in deren schändlichen Bacchanalien man wohl auch öfter Menschen aus den höhern Ständen jeden Augenblick Ehre und Gesundheit aufs Spiel setzen sieht? Wahrlich, ich habe geglaubt, in England und Schweden sey das Laster des Branntweintrinkens auf der höchsten Stufe, allein ich sehe, daß Berlin hier den Vorzug verdient. An Mitteln gebricht es nicht, dieser üblen Richtung zu steuern, in welcher eine ganze Population befangen ist; wenigstens sollte man dem Scandal vorzubeugen trachten, welchen die Oeffentlichkeit dieser Berauschungsanstalten erzeugt, wenn anders man es auch gerne sieht, daß die ganze

niedere Classe nach und nach in einen viehischen Zustand der Dummheit und Betäubung zurückgeführt wird. Der Berliner Witz hat durch den Eckensteher Nanti eine gewisse Celebrität erlangt, allein die Witzworte, die man hier hört, sind meist Inspiration der Schnapsflasche, und so wie sie aus ganz ausgebrannten rauhen Kehlen kommen, so tragen sie auch in der Regel das Gepräge der Böswilligkeit, denn Gemüth und Wohlwollen sucht man in den Berliner Volksmassen vergebens. Wie angenehm tönt dagegen eines jener netten Witzspiele des Wiener Fiacre's, das selbst den stets Lachen macht, den es trifft, worin doch am Ende allein der wahre Witz zu erkennen ist. Wie wohlthuend ist die Bonhomie des Pariser petit bourgeois, wenn er sein feines petit mot pour rire seinem Nachbar ins Fenster ruft, und ein allgemeines Gelächter selbst den Getroffenen mit hinreißt. Gutmüthigkeit ist ein Grundzug der Bevölkerung aller großen Städte, und wenn dieser Grundton in Berlin nicht hervortritt, so liegt dieß entweder im Charakter der Nation selbst, oder in Motiven, deren Erforschung dem fremden Beobachter schwer fällt. Allein auch die höhere Gesellschaft hat ihre großen Gebrechen, wenn sie gleich zu den gebildetsten Europa's gezählt werden muß. Alles dreht sich hier zu sehr um Hof und Caserne, und die Sterne des Hofes und der Verwaltung leuchten allein. Hier findet man kein Gemüth und wenig Toleranz. Ueberschätzung des eigenen oder nationellen Werthes ist der Grundton, und geistiger Hochmuth und Geringschätzung des fremden Verdienstes spricht sich ohne Rücksicht und

Prüfung drückend genug aus. Wenn die Berliner auch viel Verstand besitzen, so haben sie doch sicher keinen angenehmen Verstand, und ihr Witz beleidigt, weil er anmaßend ist. Ich habe zwar auch hier viele herzliche, biedere und nachsichtige Männer gefunden, die wahr genug sind, meine hier ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, aber Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und der durch die ganze Gesinnung der Berliner ziehende Faden ist aus Eigendünkel und Arroganz geflochten. Eine glänzende Ausnahme fand ich in der brillanten Jugend des hiesigen Adels, mit welcher ich schöne freundliche Abende im jungen Club verlebte. Unterrichtet, nach Edlem strebend und chevaleresk, nimmt diese Blüthe der Nation eine ihrer großen Intelligenzentwicklung würdige Stelle ein, und eine Scene der am französischen Gesandtschaftshotel die Klingen wetzenden Gendarmes-Offiziere dürfte sich bei diesen wahrhaft noblen jungen Cavalieren nicht so leicht wiederholen. Die preußische Armee steht bekannterweise auf der vielleicht höchstmöglichen Entwicklung und Ausbildung, und darf allen stehenden Heeren Europa's, insofern diese Institution überhaupt sich nicht überlebt hat, unbedingt als Vorbild empfohlen werden. Wahrhaft militärisches Leben, hohe Ansichten von wahrer Ehre, und entschieden wissenschaftliche Bildung, sichern diesen herrlichen Truppen stets den ersten Platz auf dem Schlachtfelde, wie in den Garnisonen, wenn auch gleich ihre Erhaltung mit den Interessen des Landes und den Verhältnissen der Bevölkerung in grausamem Widerspruche steht. Schon lange sucht Europa

die Last der besoldeten Heere von sich zu schaffen, oder sie wenigstens zu vermindern, und aus diesem Streben sehen wir alle jene Surrogate der Nationalgarden, Yeomanry, Militärcolonien, Milizen, Landwehren, Schuttereyen hervorgehen. Die kühnen Träume der allgemeinen Entwaffnung wären zwar unbedingt das einzige Mittel, diesem großen Uebel abzuhelfen; welche Macht wird aber damit beginnen wollen? Bevor man diese schöne aus den Wünschen und Bedürfnissen unserer Zeit geschöpfte Idee ins Leben riefe, müßte man den Ehrgeiz und die falschen Begriffe von Ruhm und Größe aus den Herzen der Fürsten reißen, und in den Völkern selbst die Eifersucht auf ihre Interessen, den Durst nach Gewinn und die gegenseitigen Antipathien zu ersticken vermögen. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die europäischen Reiche mehr oder minder beträchtliche Streitkräfte unter den Waffen behalten werden, deren Vermehrung mit der Zunahme an Reichthum und Bevölkerung Hand in Hand geht, und deren Verhältniß seit der Gründung stehender Armeen stets im Steigen war. Jeder denkende Mensch hat die Projecte der universellen Entwaffnung als Chimären des Candide erkannt, und da das Uebel ohne Mittel vor uns steht, so handelt es sich nur darum, es so wenig fühlbar zu machen als möglich, und es in Einklang mit den Bedürfnissen und dem Vermögen der Unterthanen zu bringen. Die neuesten Bestimmungen in der preußischen Armee zeigen die Absicht der Regierung, Erleichterungen eintreten zu lassen, welches um so zeitgemäßer ist, als die ganze gegenwär-

tige Generation durch und durch kriegsgeübt ist, und kaum ein Mensch sich in Preußen befindet, der nicht kürzer oder länger die Waffen getragen hätte. Das moralische Uebergewicht, das hieraus entspringt, gibt der ganzen Nation eine kriegerische Haltung, den ersten und größten Vorzug der beständigen und ausgebildetsten Schlagfertigkeit, und das entschiedenste Uebergewicht in politischer Stellung. Was soll am Ende aus Staaten werden, welche ihre stehenden Heere als nothwendige Uebel ansehen oder toleriren, wo alte kranke Officiere gleich Schwämmen bis ins Grab zur Dienstleistung ausgedrückt werden, wo man Divisionen und Regimenter aus dem Bette commandiren sieht, und wo der greise, von Wunden, Campagnen und Alter entkräftete Soldat keine Hoffnung, keine Ruhe, keine Erlösung sieht, als seine Auflösung? Was läßt sich von Soldaten erwarten, die aus dem Auswurf der Bevölkerung zusammengerafft sind, während alle wohlhabendern Bauernsöhne von der Conscription befreit werden, da doch entschieden diese Institution durch Ausnahmsgesetze in ihren Grundfesten morsch gemacht wird? Und was soll aus Officieren werden, die ohne Achtung von außen, ohne Halt von innen, ohne Hoffnung auf Vorwärtskommen, ohne Unterstützung im Punkt der Ehre, von den Völkern als eine Geißel, von den Regierungen als eine Budgetlast angesehen, alle Lust, Liebe, Vertrauen, ja die Achtung vor sich selbst verlieren müssen? Der preußische Staat hat sich durch seine durchaus militärische Bildung vor diesem Krebsschaden zu wahren gewußt; man würde aber da, wo

das Princip der stehenden Heere nicht mit Würde aufrecht erhalten werden kann, vielleicht besser thun, sie ganz aufzuheben, als sie in eine Stellung zu bringen, die alle moralische Kraft, diesen einzigen Hebel für Großthaten, Entbehrungen und Patriotismus, systematisch, gleich schleichendem Aqua tofana, lähmt. Nichts ist gefährlicher für die europäischen Heere, als die Unthätigkeit und der lange Friede, der sie natürlich von Jahr zu Jahr in den Augen der Nationen unnützer erscheinen läßt. Junge Fürsten streben vergebens nach einem würdigen Tummelplatz ihrer kriegerischen Neigungen und verfallen leicht auf Spielereien, wenn sie sich im höhern Wirken gehemmt sehen. Friedrich der Große exercirte gewöhnlich die Potsdamer Garde selbst, und wußte ein schönes Gardebataillon so sicher zu bewegen, wie seine siegreiche Armee. Allein wenn auch ein großer Feldherr eine Parade commandiren kann, so macht der Paradeplatz noch keinen Feldherrn, und wenn man die Wichtigkeit der jetzigen Berliner Parole, die Kleinigkeitshascherei in den herrlichen Garden, gegen die Freiheitsbegeisterung der Heldenjugend Preußens in den glorreichen Befreiungsjahren hält, so kann man sich der Erinnerung nicht entschlagen, daß der wieder überhandnehmende ängstliche knappe Anzug, der Pedantismus der Friedensgenerale die Katastrophen von Jena und Auerstädt herbeigeführt, und diese Lection ohne Beachtung geblieben ist. Der König ist noch immer die Seele seines Heeres, er kennt jeden seiner Stabsofficiere und weiß die wahre Capacität an die Spitze zu bringen. Allein

das Alter übt auch hier sein Recht, und der gekrönte Soldat Europa's wird nicht lange mehr zehnstündige Manövres commandiren. Unter allen Prinzen Preußens ist aber der Thronfolger am wenigsten für die kostspielige Soldatenübermasse eingenommen, und unter diesem sinnreichen, für die Künste des Friedens und die Wissenschaft glühenden Fürsten harrt das Land einer sichern Erleichterung entgegen.

Man sieht es Berlin auf den ersten Blick an, daß es aus dem Willen Eines oder weniger Menschen hervorgegangen. Gleich den unabsehbaren Perspectiven, welche die Strandfläche Petersburgs durchziehen, findet man auch in den Sandsteppen Berlins endlose rechtwinkelige Straßen, die für Augen und Beine gleich ermüdend sind. Ich kenne keinen schönern Platz, als vom grandiosen alten Palast, der nicht überladen mit Verzierung, dessen Pilaster zweckmäßig, weil sie tragen, und dessen Thore, wie der ganze Anblick, imposant sind, über den breiten Raum der bescheidenen Königswohnung, dem Zeughause, der Universität, dem Opernhause bis zu den Linden. Allein hier und im Thiergarten ist auch das Ende aller Spaziergangsfreuden, und jeder Schritt vor die Thore ist mit der Gefahr des Versinkens im Sand verknüpft. Welche Martergänge, bis man durch die endlosen Alexander-, Friedrich-, Wilhelmstraßen endlich ein Thor und die Gefängnißmauern erreicht, welche die ganze Stadt umschließen. Und welcher Anblick, wenn man endlich diese ängstlichen Circumvallationslinien durchbrochen, für die mir nie ein Zweck klar geworden, und nun in die

trostlose Haide hineinsieht, mit dürren Reisern und verkümmerten Bäumen mager besäet, und den hohen Windmühlenberg besteigt, der zwanzig Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und eine Aussicht gewährt, wie man sie nur um Berlin und in der Wüste Sarah finden kann. Den Anlagen von Stralau und Treptow an der Spree hat man doch noch einigen ländlichen Charakter aufgedrückt, aber das Berliner Tivoli, diese höhnische Parodie, über dessen Namen die alten Römer sich noch im Grabe entsetzen würden, und der Kreuzberg, auf dem das schwarze Eisengußmonument steht, dessen Meister den schönen Brunnen in Nürnberg besser studirt haben sollte, erscheinen wie verbrannte Oasen Arabiens; Berlin gleicht von diesen Hügeln aus einem Dorfe, und alles ringsum einem Sandmeer. Man hatte Unrecht, Fremde da hinaus zu locken, und diesen schauerlichen Anblick zu enthüllen, und sollte Strafe darauf setzen, Berlin von außen zu sehen, wenn nicht schon der Anblick selbst Strafe wäre. Seine Schönheit beschränkt sich ausschließlich auf den Schloß- und Opernhausplatz, und Schinkel hat den großen Werth dieses Momentes richtig aufgefaßt, indem er ihm durch sein herrlichstes Werk die Krone aufsetzte. Gegenüber dem schwarzen großartigen Königspalaste steht, getrennt durch den freundlichen offenen Lustgarten mit außergewöhnlichen Springbrunnen und einer Granitvase von kolossaler Größe, das Museum, einzig in seiner Art, wie alle Schöpfungen Schinkels, genial, keinem Vorbilde nachgeahmt, ohne griechische und gothische Antikenhascherei, dem Zwecke, dem Raume, der Zeit, und wie es leider scheint, vor

allem der Oekonomie sich unterordnend. Es ist das schönste Gebäude dieser Art, das ich in Deutschland kenne, es enthält gar keine Marmore, aber vortreffliche Nachbildungen, und die Façade mit ihrer ganzen Säulenbreite, dem geschmackvollen Dache und seinen Figuren-Verzierungen bietet einen Anblick, der selbst durch das kolossale gegenüberstehende Schloß nichts verliert, obschon es nur die Hälfte seiner Höhe hat. Schinkel versteht die seltene Kunst, seine Gebäude schön zu stellen und zu heben, und darin ist er unter den neuern Architekten unerreicht. Er hat die griechische Architektur auf unsere Etagenordnung angewendet und damit verschmolzen, und welcher Verstand herrscht in diesem Museum, theils in der Verzierung der Balustraden des Daches, theils in der innern Einrichtung. Im Innern mußte der Baumeister den Anforderungen des Galeriedirectors folgen, und ich kenne bis jetzt keine zweckmäßigere Aufstellung. Das Museum sollte alle Sammlungen in sich schließen, und hierin ist das Unglaubliche geleistet, obschon Berlin an wahren Kunstschätzen nicht reich ist. Zu ebener Erde sind die Antiken, Vasen, Glasmalereien und Majolicas. Oben sind die Gemälde, besonders reich in oberdeutscher und niederländischer Schule, deren Eintheilung in kleinen, gutbeleuchteten Sälen überraschend vortrefflich ist. Kein Bild hängt so hoch, daß es nicht dem Auge leicht zugänglich wäre, und die Ordnung und Aufstellung zeugt von der tiefsten Sachkenntniß. Van Eyks Altarblätter aus Gent, die siegenden Engel, sind wohl der Glanzpunkt dieser Galerie, denn der einzige und berühmte

Raphael Anchajani ist so verwaschen, daß er nur als Ruine aufbewahrt zu werden verdient. Sehr verdienstvoll ist die chronologische Aufstellung der Gemälde bis zum Verfall der Kunst, wie wir denn überhaupt durch die bald zu erwartende Kunstgeschichte des geistreichen Dr. Waagen das beste Lehr- und Handbuch dieser Art in Deutschland erlangen werden. Schinkel geht offenbar einen ganz neuen Weg, und niemand begreift, wie es ihm gelungen, so viel für seine herrlichen Plane zu erhalten, obschon man allen seinen Werken die Verkürzung an Geldmitteln ansieht. Was würde dieser herrliche, liebenswürdige Mensch, mit seiner Poesie der Architektur, unter einem für diese Zwecke mehr aufwendenden Fürsten für Werke hervorgezaubert haben, da er schon mit so beschränkten Mitteln so Erstaunliches leistete. Alle seine Bauten tragen den Stempel der Originalität, und man braucht geraume Weile, um sich daran zu gewöhnen. Es scheint, daß dieser poetische Geist unserer bloß nachahmungssüchtigen Zeit um ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt ist. Wie oft ging ich an dieser Bauschule, an der Werder'schen Kirche, am Museum vorüber, und jedesmal entdeckte ich neue Schönheiten, jedesmal gewann ich die so fremdscheinenden, mit nichts Früherem zu vergleichenden Gebäude lieber. Dieß ist das Loos aller neuen genialen Werke, daß das Auge sich erst mit ihnen bekannt und vertraut machen, daß man in den Geist und die Absicht ihres Schöpfers erst nach und nach eindringen muß. Die Bauschule, welche Schinkel für sich und seine Zöglinge aufführte, ist ein ganz rothes, schlicht

einfaches, großes Viereck, das aber mit Gründlichkeit und Anmuth ausgeführt ist, und wohl ohne Beispiel seyn dürfte. Die Ziegel, aus denen es zusammengesetzt ist, sind gehobelt und gleich Marmorquadern glänzend gefügt, und die Verzierungen von Terra cotta sind der schönsten Römerzeit würdig. Aus den hohen breiten Fenstern sieht der geniale Baumeister auf sein erhabenstes Werk, das Museum, und wenn der Plan zur Ausführung kommt, die Häuser vor der Schloßfreiheit niederzureißen, so steht die herrliche Bau-Akademie mit ihrem glänzenden Rez de Chaussée zwischen diesem und dem stolzen Königspalais. Der herrliche Mann führte mich selbst durch die schönen Hallen seiner hohen Künstlerwohnung, deren dunkelrothe Wände an Pompeji erinnern, und unser Gang erschien mir als Triumphzug des bescheidenen Bauphilosophen. Im letzten Zimmer zeigte er mir die meisterhaft ausgeführten Cartons, die er bestimmt hatte, enkaustisch ausgeführt die Räume unter dem freien Säulenporticus des Museums zu füllen. Sie stellen die aus der heidnischen und christlichen Mythe auf Naturprocesse gegründete Menschengeschichte dar, und befolgen genau die Berechnung der Lichteffecte nach den Wandverhältnissen. Es ist die höchste poetische Conception, die ich aus der modernen Zeit kenne, und der menschliche Genius verbindet hier glücklich die Philosophie der Geschichte mit der reizendsten Dichtung malerischer Darstellung. Zeichnung und Ausführung verschwistern sich hier mit der grandiosesten Idee, und die Symbole der wechselnden Zeiten, ihrer Producte, und der ewigen

Rückwirkung der Gestirne bilden eine Harmonie, die wie ein phantasmagorisches Zauberbild den Schleier der Erkenntniß zerreißt, und Vergangenheit und Zukunft, Daseyn und Hoffnung in seelenvollen Bildern vor das schönheitstrunkene Auge stellt. Und für die Ausführung dieser göttlichen Dichtergabe findet man in Berlin kein Geld, während das Ballet Undine am selben Abend mehr kostete, als die Ausführung der Kosmogonie zur Vollendung des Museums betragen haben würde. Ueberall stößt Schinkel auf Beschränkungen im Pecuniären, und daß er dennoch so Außerordentliches leistet, ist eben das Erstaunliche. Sein Schauspielhaus befremdete mich durch die Contraste edler griechischer Außenseite mit den fabrikähnlichen unzähligen Fenstern, bis ich durch ihn erfuhr, daß er zur Raumersparung genöthigt war, die Bühne selbst zu beschränken, um Festlocale und Maschinenreservoirs für beide Häuser darin anzubringen. Der Saal ist klein, aber freundlich. Ich kenne wenige Theater, in denen es sich so behaglich zusehen läßt, und das recitirende Schauspiel befindet sich wohl besser im kleinen Kreise, als auf großen Terrains. Die große Tragödienspielerin Mad. Crelinger lebt und webt in ihren liebenswürdigen und nicht talentlosen Töchtern. Sonst hat diese Bühne im weiblichen Personale nichts Ausgezeichnetes, wie es denn überhaupt, besonders im Lustspiele, der Dresdener Bühne und dem Burgtheater weit nachsteht. Das Opernhaus ist das größte in Berlin, ohne in großem Maßstabe erbaut zu seyn. Es bietet durchaus keinen freundlichen Anblick, hat enge, lästige, unbequeme Logenställe,

aber eine enorme Mittelloge für die königliche Familie, in welcher alles in knapper, steifer Militärkleidung sich befindet, die beinahe jede ungezwungene Besprechung erschwert, da stets der ganze Körper der Wendung des Kopfes nachfolgen muß, wenn man sich zu seinem Nachbar wendet. Wie kann man sich das Leben so sauer machen, wenn man es so leicht haben kann, und besteht denn darin allein der kriegerische Geist, daß man die Menschen gewöhnt, gleich Puppen oder Modeautomaten eingezwängt ihr Leben hinzubringen. Während man bei Kindern allen Zwang der Kleidung längst als lästig verbannte, wickelt man hier die Männer in Schnürleiber und Cravatten. Eine solche Loge sieht ungefähr aus, wie das Firmament unsers lieben Herrgotts, und die Ordensverschwendung Rußlands ist in Preußen beinahe erreicht. Ich habe Officiere in Berlin getroffen, die mehrere Orden trugen, ohne je einen Feind gesehen zu haben, und man rechnet Decorationen als nothwendiges Kleidungsingredienz. Den rothen Adlerorden scheint ein Heuschreckenschwarm über Berlin ausgestreut zu haben, und es ist beinahe auffallend, ihn nicht zu tragen; ja man glaubt, es fehle einem Civilbeamten ein Knopf am Frack, wenn er das Band nicht eingehängt hat. Die natürliche Folge ist, daß man diese Auszeichnungen nicht mehr achtet, und daß es mehr auszeichnet, kein Band, als die ganze Brust voll zweifelhaft erworbener Orden zu tragen. In einer Monarchie bleibt indessen die Königsloge im Theater immer eine interessante Erscheinung, der Brennpunkt der Neugierde, und eine höchst magnetische

Anziehungskraft während der Zwischenacte. Ich habe mich oft in den englischen Theatern geärgert, wenn ich zuweilen erst gegen Ende der Vorstellung die geistreiche, lächelnde Physiognomie der Herzogin von Kent, oder das petillante Gesichtchen der Prinzessin Victoria in einer unscheinbaren Seitenloge entdeckte.

Ich hatte einstens das Unglück, dem ersten Auftreten der Fräulein Grünbaum in Wien beizuwohnen. Es war Figaro's Hochzeit in polizeiwidriger Verstümmelung, und die guten Wiener hatten damals bereits vergessen, daß nach den herrlichen Tönen der Fodor, Sonntag, Pasta, dem geisterähnlich verklingenden Schwanengesange der Mutter Grünbaum, der ewig distonirenden Rouladenkehle der Mad. Ernst, und dem Gequickse der debütirenden Tochter Grünbaum, unmöglich dieselben Ehren zu spenden kommen, mit denen es sein Entzücken jenen Heroinen ausdrückt. Das Publicum des Kärnthnertheaters verwandelte sich damals in ein veritables Familiencomité, gleich dem Parlament in geheimer Abstimmung, und nun begann eine Rührscene, deren Erinnerung mich noch heute ergreift. Nachdem die Fräulein Tochter ihre Pagenromanze glücklich und ohne Unfall zu Ende gekräht, und dabei unbehülflich und phlegmatisch die vorgeschriebenen Pas gemacht, fielen sich Mutter und Tochter in die Arme, der Nepotismus brach mit Sturmwuth los, und nun wurde die Frau Gräfin Grünbaum unter lautem Schluchzen, die Fräulein Grünbaumpage wegen ihrer glücklichen Romanzenentbindung, Fräulein Susanna für ihr falsches, unzeitiges Einfallen, herausgerufen und mit Dank über=

schüttet. Wenn es mir auch recht seyn muß, daß die Tochter den Liebhaber der Mutter spielt, so hätte ich doch viel einzuwenden, daß die auf solchen Privatwegen aus der Rolle gefallenen Mama, Tochter und Gesinde für diesen Eingriff in Mozarts Meisterschöpfung noch belohnt, und die Manen des größten Tondichters durch eine läppische Familienscene insultirt wurden. Wenn die Wiener mit ihren Schauspielern Komödie spielen wollen, so sollte man wenigstens Vorsorge treffen, daß Fremde zu ungestörter Vollziehung von derlei nationalen Gutmüthigkeits- und Thränenepisoden durch eigene Rührungscommissäre entfernt würden. Solche sinistre Erinnerungen flogen mir durch den Kopf, als ich Ali Baba zu hören ging, und mir die verhängnißvolle Fräulein Grünbaum, der ich mich auf ewig entronnen glaubte, vor Augen trat. Alle Sänger matt, stimmlos, kalt, eisig. Die starken Chöre, das Orchester ohne Energie, ohne Präcision, ohne Feuer. Armer Cherubini, warum hat man dir das gethan, dein schönes Werk dir ins Grab mit solchen Sängern nachzusingen. Armer Ritter Spontini, warum hast du uns das gethan, warum bist du nicht bei deiner herrlichen Vestalin, bei deinem großen Cortez stehen geblieben, und gibst uns nun Trommeln und Ambose und Kanonen für Gesang, und für Gesang der Fräulein Grünbaum! Man hätte in Berlin so gut und vielleicht besser als an andern Orten die Erfahrung machen können, daß Cavaliere als Bühnenvorstände, besonders wenn sie geistlos und ohne Kenntniß sind, in die Dauer meistens nachtheilig wirken. Die Ursachen

liegen nahe, werden an jedem Hoftheater häufig erprobt, und, wie alle Erfahrungen, doch nicht beachtet. Die hiesige Oper schleppt in ihrer Kinder- und Invalidenkrankheit ein mühsames Daseyn fort, und ihre Mittel sind so unzulänglich, daß sie nicht Ein Talent in sich faßt, welches über eine musikalische Leistung einigen Reiz, einiges Interesse zu verbreiten vermöchte. Es ist schmerzlich, auf einer solchen Bühne solch unverdauliches Gekreisch, so viel verklungene Stimmen, solchen seelenlosen Singsang hören zu müssen, und das unbeschränkte Gastirenlassen fremder, wo möglich noch unfähigerer Sänger, als man deren selbst schon schaarenweise besitzt, nimmt ihr den letzten Nimbus ihrer frühern Höhe. In der Stummen von Portici ruht der Hauptstützpunkt der Oper auf der Darstellung selbst, einer Episode, welche in die Verschwörung Masaniello's ziemlich gewaltsam eingezwängt ist. Hier wurde mir abermals anschaulich, wie wenig eine junge, des inneren Seelenlebens unkundige, höchstens durch einige Liebeshändel routinirte Schauspielerin, einer solchen mimischen Aufgabe gewachsen seyn kann, und welch tiefes Studium der Natur, welch besonnenes Erfassen der erhabenen Momente menschlicher Leidenschaften es bedarf, um diese und ähnliche Aufgaben klar auszudrücken, und die erschütternden Wirkungen auf die Gemüther hervorzuzaubern, welche Mitleid und Theilnahme fühlender Menschen wahrem Leiden, wahrem Schmerz nie vorenthalten können. Eine pantomimische Zeichnung muß durch und in sich selbst verständlich, und gleich einem charakteristisch klar geordne-

tem Bilde dem Beschauenden faßlich seyn. Die Hauptperson muß stets Hauptperson, die Haupthandlung stets Haupthandlung bleiben; alle Nebenfiguren, alle Episoden müssen entschieden in das Ganze eingreifen und es verdeutlichen. Der Pantomime stehen nur geringe Mittel zu Gebote; sie wirkt direct auf die Sinne und durch sie auf das Fassungsvermögen. Jede verkünstelte Abbiegung vom Hauptthema muß daher möglichst vermieden, und dieses, wie man es auch verzieren und vereinen mag, stets in die Augen fallend erhalten werden. Mit Einem Worte, die Pantomime muß aus einem compacten festen Gusse gemodelt, und alle Accessorien in ihr beseitigt seyn. Das Factum, welches der Dichter vor sich hat, muß klar und kräftig durch Muskelbewegung sich versinnlichen lassen, und die Regungen, die Empfindungen, die Momente der Extase und der höchsten Leidenschaft, in denen uns die Hauptpersonen erscheinen, müssen stets durch alle Umgebungen unterstützt, und die scenischen Anordnungen auf diese Lichtpunkte hingeleitet seyn. Die Italiener, geboren und gebildet für pantomimische Kunst, sollten uns schon längst hierin auf die wahre Spur gebracht haben, während in Deutschland ihr tragisches Ballet gar nicht, in Frankreich nur als Grimasse oder mit melodramatischen Interpretationen bekannt ist. Man beschuldigt die Italiener in ihren hochtragischen Pantomimen, welche den integrirenden Theil ihrer Ballete ausmachen, der Ueberladung, und tadelt besonders den Gebrauch des starken Auftretens und im Allgemeinen ihre nach unsern Begriffen zu heftige Gesticulation. Es ist

längst entschieden, daß jede Nation in ihrer dramatischen Haltung einer andern Sitte, oder besser gesagt, den Einflüssen ihres Nationalcharakters folgen, und daß man daher diesen vorerst kennen muß, ehe man die Erscheinungen ihrer Bühne würdigen oder beurtheilen will. Wenn aber diese allgemeine Regel jedem Fremden zu empfehlen ist, wenn dem frostigen Deutschen das feierliche Alexandrinerpathos des französischen Heros ein Lächeln, dem lebhaften Franzosen dagegen die schleppende Monotonie des deutschen recitirenden Schauspiels ein Gähnen abnöthigt, und wenn beide sich entsetzt von den Gräueln der englischen Tragödie abwenden, bis jeder die individuelle Schönheit des Andern durch Gewohnheit erfaßt, und sich mit den anfänglich abstoßenden fremden äußern Formen vertraut gemacht hat; so scheint mir die Weise, mit welcher der Italiener die feinsten Affecte der menschlichen Seele pantomimisch ausdrückt, nicht einmal dieses stufenweisen Bekanntwerdens zu bedürfen, da heftige Leidenschaften kräftiger Schilderungsmittel bedürfen und das Gemälde, welches die Pantomime uns vorstellen soll, ohne lebhafte Färbung, ohne scharf unterscheidende Tinten unmöglich richtige Begriffe entwickeln wird. Kann das Auge aber wirkliches Behagen empfinden bei der Art, wie unsere Ballete betrieben werden? Kann es ein Vergnügen gewähren, eine Anzahl halbnackter Menschen in diesen unseligen anakreontischen Balleten stundenlang sich abmüden zu sehen, und liegt eine wahre Schönheit zu Grunde, wenn diese armen gehetzteu Tänzerinnen nach einer obscönen halsbrechenden Pirouette

noch verbunden sind, athemlos und der Anstrengung beinahe erliegend, eine lächelnde Grimasse auf die Zuschauer herabzugrinsen? Welchen Genuß hat der Verstand bei diesen sinnlosen, sinnverwirrenden Tänzen, die weder eine Handlung, noch irgend eine vernünftige Verbindung in sich fassen? Jeder Richtigfühlende wird dagegen beim ersten Anblick eines der bessern tragischen Ballete Italiens von der tiefen Wahrheit der Bewegung, von der Klarheit der Ausführung, besonders aber von der Richtigkeit der historischen Zeichnung ergriffen werden. Wer die großen Mimen Italiens mit vorurtheilsfreien Augen gesehen, — wer die unübertreffliche Ballerini, den kräftig herrlichen Molinari in dem Ballet Iñez de Castro gesehen, — wer die unendliche Rührung getheilt, mit welcher der bis zur furchtbaren Natur gesteigerte Schmerz der Mutter, welcher Arglist und Gewalt die theuern Kinder raubte, die Verzweiflung und die zermalmende Wuth des Gatten, wie er die Angebetete in ihrem Blute vor sich findet, erfüllen muß, — wem die entsetzlichsten Gefühle, denen ein Menschenherz unterliegen kann, und die auf dem edeln blassen Gesichte der Ballerini, in den männlich schönen Zügen des in seiner Riesenaufgabe sich verzehrenden apollähnlichen Molinari einen erschütternden Widerschein erhalten, Thränen der heißen Rührung entlockt haben, Thränen, in denen das Haus bei jedesmaliger Aufführung dieses schauderhaft wahren Gemäldes sich auflöst, — der wird die großen Wirkungen solch erhabener Kunst nicht mehr in Abrede stellen oder abzuläugnen versuchen; er wird gestehen müssen, daß sie

hier ihren höchst erreichbaren Punkt gefunden habe. Wie wenig finden wir jedoch von dieser Schöpfungskraft der Prototypen der Pantomimen in den französischen Zerrbildern, und wie sichtlich erscheint in solchen frivolen Verstümmelungen die Unerläßlichkeit eines tiefen psychologischen Studiums, welches freilich bei ganz jungen Personen weder vorauszusetzen, noch zu fordern ist. Welches Entzücken auch das Berliner Publicum bei diesen mimischen Leistungen empfinden mag, so fühlt der gebildetere Theil desselben, dem eine Brigottini in frischem Andenken schwebt, und wovon viele die Ballerini von Reisen in Italien kennen, doch recht gut, daß die Bedingungen der wahren großartigen Pantomime durch ihre Künstlerin keineswegs befriedigend erfüllt sind. Da ist keine Spur von Studium, von künstlerischer Auffassung, von Berechnung des Effectes. Alles ist dem Zufall, und was noch schlimmer, einer Anhäufung schlüpfriger Attituden und verführerischer Kleidungseffecte überlassen, welche freilich bei reinsinnlichen, mehr dem lüsternen Anblick als der wahren Kunst huldigenden Zuschauern ihren Zweck nicht verfehlen können. Der Mangel an mimischen Mitteln soll nun durch ein lebhaftes Spiel ersetzt werden; allein kein Eindruck der Seele läßt sich durch Gesten allein aussprechen, die immer nur secundär bleiben müssen, und ein tiefer Schmerz, eine heftige Gemüthsbewegung, welche sich nur durch Stampfen der Füße, durch Hände- und Armeringen und sogar durch Achselzucken und Kopfschütteln beurkunden, werden leicht unverständlich, gewiß aber immer unanständig erscheinen. Wie ganz anders

würde eine jener großen italienischen Mimen die wahrhaft tragische Rolle der Stummen auffassen. Es gibt wohl keinen rührenderen Schmerz, als den des Mädchens, welcher das Heiligste geraubt worden; alle Rücksichten des Lebens verlieren sich in dieser Katastrophe. Eine denkende Künstlerin wird eine Situation, deren Veranlassung sie sogar der Sprache unfähig gemacht, mit den höchsten Mitteln der Verzweiflung, welche die unvertilgbare Schmach in ihr aufgeregt, auszudrücken suchen; die Berliner Actrice nimmt sich dieß leichter. Sie will durchaus nicht in die den Franzosen so verhaßten grands sentiments verfallen, und scheint eher zu boudiren oder ärgerlich zu seyn, als unter dem Gefühle ihres Unglücks zu leiden. Ich glaube auch, nach allem, was ich bisher von ihrer Mimik zu Gesicht bekommen, daß ihr höchst auszudrückender Seelenzustand das Schmollen ist, in welchem immer noch ein graziöses Lächeln durchschimmern kann, selbst wenn man eben etwas sehr Kostbares verloren hat. Denn sie wird kaum jemals der Kunst so viel Recht einräumen, daß sie die Aeußerungen des Schmerzes ganz wahr gibt. Sie weiß recht gut, daß die äußersten Affecte nicht reizend machen, und wird die furchtbarsten Ereignisse des Lebens leichter ertragen, als der Held die Amputation eines Beines, wenn sie nur durch den Ausdruck ihres Schmerzes nicht unschön zu erscheinen braucht. Daß hierbei die Wahrheit nicht gerettet werden kann, ist einleuchtend. Sie muß selbst im tiefsten Leiden noch kokettiren können, sonst opfert sie ihr Leben auf, und so mag es wohl einer italienischen

Mimin vorbehalten seyn, die Stumme in der erschütternden Wirkung zu geben, welche ihr hochtragischer Charakter erfordert und möglich macht. Denn wie sie durch unsere deutschen Schauspielerinnen dargestellt wird, welche in der Regel kaum gehen, geschweige denn sich plastisch stellen und bewegen können, die in der Mehrzahl von der Mimik viel weniger begreifen, als von der Sache, die sie hier vorstellen sollen, und welche durch Kunst nicht auszudrücken verstehen, was sie in ihren kalten Seelen weder großartig noch schmerzlich zu empfinden vermögen; so kann diese mimisch declamatorische Oper wohl durch einige liebliche Gesangsweisen, durch die frische Fülle ihrer Harmonienverbindungen, oder am Ende durch die schönen Kleider und Decorationen des südlichen Nachbarlandes ansprechen, wird aber ihres höchsten Reizes, der Theilnahme an dem Schicksale der armen Stummen, unter diesen Uebelständen wohl meistens entbehren müssen. Wir werden ohne Zweifel, wenn es uns darum zu thun ist, die wahre Pantomime unter uns einheimisch und uns dadurch um einen hohen Kunstgenuß reicher zu machen, zu den großartigen italienischen Vorbildern unsere Zuflucht nehmen müssen, wozu indessen freilich etwas mehr vorbereitendes Studium unter unsern Balletkünstlern erforderlich wäre, als das bisher übliche sinnlose Umherstürzen auf den Brettern und ein telegraphenähnliches Auf- und Abziehen der Arme und Beine, worin unsere zeitigen Tanzvirtuosen den Culminationspunkt ihrer Kunst suchen zu müssen wähnen. Berlin hat nur Einen ausgezeichneten Tänzer, Hrn. Taglioni. Leſt, elegant, graziös,

kräftig, ist er zu den ersten Tänzern zu zählen, die wir jetzt kennen. Den Aufruhr im Serail sah ich in Berlin beinahe, wie er in Paris gegeben wurde. Nur die Badescene war durchaus nicht so reizend, wie dort; wie sollte man aber auch in dem gezierten mystischen Berlin jene geistreiche, raffinirte, wollüstige Koketterie der herrlichen üppigen Pariser Odalisken herausbringen, oder auch nur darzustellen wagen? Das Balletcorps ist sehr stark, ja mir kam es so stark vor, wie das der großen Oper, wenn nicht Verschiedenheit des Raumes täuscht. Die Pracht aber, welche hier entwickelt wird, ist durch keine Bühne Europa's übertroffen, ja selbst nicht erreicht. Das Ballet Undine erinnerte mich unwillkürlich an Schinkels erhabene Cartons der Kosmogonie; und da man diese nicht enkaustisch ausführen will, so ließ ich sie hier durch Hrn. Taglioni in Scene setzen. Zuerst kommt Uranus, von glänzenden Gestirnen im Zodiakus umtanzt; dann erscheint Saturn, und ihm folgt Jupiter. Die düstern Schatten der Chaosnacht zertheilen sich, die in ihr schlummernden Lebenskeime erwachen, und über Liebe und Gram steigt Apoll im Phaëton auf, mit den Musen, Eroten und Grazien. Der Frühling des Menschengeschlechtes wiegt sich auf den Palmen des Orients, und die Sibylle schafft Krieger und Landbebauer, und immer schöner wird das Leben; die Kunst beginnt, und unter dem feurigen Hufschlag des Pegasus entspringt aus dem Fels die Quelle der Begeisterung, und hinter der Grotte, in die sie herabstürzt, ruhen sie beisammen die alten, dunkeln, gebrochenen Gewalten. Und aus dem Götterborne schöpfen

die Geister alle, von denen die Menschen beherrscht werden, und die Schönheit der Reife des Lebens tritt in den Weinlesen, den Spielen des Bacchus, dem Herbst und Abend der Natur hervor. Und fernab vom fröhlichen Treiben sitzt bei düsterer Lampe der tiefe Forscher und verfolgt die ewigen Sterne in ihrem Kreislauf, umschwebt von den dankbaren Musen. Und das große Bild des Lebens nähert sich der Vollendung. Scheidende Grüße winkend, steuern die kühnen Schiffer bei glänzender Mondes-Beleuchtung in das winterliche Meer hinaus; in Nacht verwandelt sich der Morgen; der belebende Frühling geht über in den todgebärenden Winter; aber ein neuer Morgen bricht herab über Grab und Trauer, die Verklärung der Hoffnung und des unerforschten Jenseits! Diese rein poetische Idee tanzte nun mit Undine's Nebelgestalten vor mir herum, und ich konnte dem herrlichen Schinkel grollen, daß er seine schönen Bilder für das Feuer der Enkaustik und nicht für die Jarrets des großen Ballets componirte, in Berlin, wo man doch lieber tanzen als malen sieht.

Wenn sich jeder Mensch in der Art oder Weise seiner Lustigkeit anders ausspricht, so findet man dieß auch bei ganzen Nationen, und der Berliner wird sich nie mit dem unterhalten können, was den Wiener überglücklich macht. Keine Treibhauspflanze kann auf ungünstigern Boden gesäet werden, als die Wiener Local-Posse im Königsstätter-Theater, wo sie Parodie der Parodie wird, oder wo der Ernst des parodirten Stückes langweilig zurückgerufen wird. Wie will man auch ein

Volk, das keinen Funken Humor besitzt, durch Humor elektrisiren? Hier, an der Quelle der Vestalin, sah ich ihren Doppelgänger als Zerrbild wieder. Diese Caricatur des Julerl, ohne alle Weihe der Komik, ohne Witz, ohne Theilnahme, bereitete mir einen martervollen Abend. Man findet im spröden Berlin die Mlle. Mazarelli frech, wie hätte man sich hier in die Krones gefunden? Beckmann spielt den Licinerl mehr als Liebhaber wie als karikirten Charakter, und Plock als Nachtwächter — alles übertrieben, alles gähnend, ich in Verzweiflung über dieses allgemeine Mißverständniß. Arme Berliner, ihr könnt nicht von Herzen lachen, drum laßt die Wiener Possen ruhen, die nur für heitere, frohe Menschen gemacht und verständlich sind. Das Königsstätter Theater wird für eine Privatanstalt ausgegeben, erfreut sich jedoch einer beträchtlichen, höhern Zubuße, ohne die es nicht bestehen könnte. Der Director ist ein wahrer Deus ex machina; und wenn es wahr ist, daß er weder lesen noch schreiben kann, so dient dieß als erfreulicher Beweis, wie leicht es in unserer Zeit geworden ist, ein Theater zu dirigiren. Uebrigens scheint Cerf sein früheres Talent als Lieferant auch auf sein dramatisches Institut mit Erfolg anzuwenden. Ich fand hier eine neue Operngesellschaft, und die Puritaner wurden von einer aus allen Weltenden zusammengetriebenen Gesellschaft in der Art heruntergerissen, wie man junge und alte Pferde zusammenhetzt, um sie rasch in eine Reiterschwadron zu stellen. Eine Mad. Pohl-Beisteiner präsentirte die letzten Efforts einer verwitterten Castraten-

stimme und wurde mit Beifall überschüttet. Höfer hat schönen Baß. Die Sänger distonirten polizeiwidrig, das Ganze ging mit Hast von Uebereilung, das Orchester ohne alle Verve und Delicatesse im Accompagnement, welches freilich bei Sängern ohne Passion entbehrlich. Als hier das Nachtlager von Granada von Kreuzer gegeben wurde, traf mich mein Platz im Balcon neben dem Ritter v. Spontini. Ewige Jagd, ewige Romanze. Die Strohfiedelrouladen der allen Gränzen hohnsprechenden Mad. Pohl trieben uns endlich doch in die Flucht, so fest wir uns vorgenommen hatten, das ganze Narcoticum auszutrinken, und der zweite Zwischenact dieser Opernmarter fand uns glücklich der Gefahr entronnen auf dem holprigen Alexanderplatz.

Die Italiener nennen jedes große Haus Palazzo, und in Berlin heißt jede Privatwohnung eines Prinzen Palais. Die Söhne des Königs zeigen ungewöhnlichen Geschmack in diesen Palais, worunter sich das von Schinkel erbaute des Prinzen Karl am Wilhelmsplatz auszeichnet. Die Treppe, der Tanzsalon mit Galerie sind in edlem Styl, und die pompejischen Fresken glücklich nachgeahmt. Die Zimmer der Prinzessin sind geschmackvoll und einfach, und die gutgeordnete Waffensammlung hat durch den mit Amethyst ausgelegten Damascener des Herzogs von Orleans seine schönste Zierde erhalten. Das Hotel des Prinzen Albrecht ist ein Muster von Eleganz und sinnreicher Verzierung, und die Colonnade des Hofraums ist viel glücklicher und dieser höchsten architektonischen Verschönerung anpassender angebracht, als

das etwas schwerfällige Säulenportal des Prinzen Wilhelm, an dessen Palais man stets glaubt, daß über der einzigen magern Reihe Fenster eine zweite vergessen worden, und daß die hintenanstehende schwarze Kirche, an welche das Haus sich lehnt, abgerissen werde, um dieses auszubauen. Weit geschmackreicher ist das auf dem Babertsberge liegende gothische Schloß dieses Fürsten, welches Potsdam und seine schöne Gegend beherrscht. Wie wohlthuend ist dieser frohe Anblick, wenn man aus dem Berliner Sande kommt, und wie frisch blüht diese junge Anlage! Ein Flügel dieses Schlosses, der sich an den Berg lehnen soll, fehlt noch, und die ganze Anlage ist byzantinisch. Auf dem Wege zu der langen Eisenbrücke, die nach dem niedlichen Potsdam führt, das, eingefaßt von schönen Hügeln, durch Windungen der Havel auf einer Insel liegt, begegnete uns ein wildes Jägercorps, von dem lebenskühnen Prinzen Karl geführt, von seinem reizenden Landsitze Gleeneke herüber; die Cavaliere in rothen Jagdfracks und weißen Beinkleidern, die herrlichen Hunters, die reiche Schaar der Pikeurs fesselten lange unser Auge und versetzten uns zu einem englischen Foxhunting in den blühenden schottischen Gauen. Als wir uns der Garnisonskirche näherten, spielte die Glockenuhr Friedrichs Lieblingslied von Hölty, und von den Schauern jener großen Vergangenheit umfangen, traten wir in die stille, einfache Kirche an sein Grab. Die Ruhestätte eines großen Mannes hat etwas so Feierliches, und man fühlt sich die Brust schwellen von Stolz und Demuth, wenn man im Staube ruhen sieht, was der

höchste menschliche Genius seyn kann und was dennoch sein endliches Loos ist. Neben der Kirche steht das große Exercirhaus, in dem Friedrich die Helden bildete, mit denen er Europa's Heere schlug. Quand je serai là, je serai sans souci, sagte Preußens Prototyp, wenn er in seiner reizenden Villa ausruhte. Nur in einem Geschoß, auf schöner, ganz Potsdam überblickender Höhe liegt Sanssouci, und man kann durch seine hohen Glasthüren schon die Einrichtung sehen, die dem großen König und dem Philosophen von Ferney diente. Herrliche Orangen-Alleen schmücken die schöne Terrasse, zu welcher sieben tiefere Terrassen mit Glashäusern führen, deren Treppen von unten aus nur Eine zu bilden scheinen, und die durch Reflex der Sonnenstrahlen auf den Gläsern eine magische Wirkung hervorbringen. Die Verzierung von Sanssouci, seiner Umgebungen, wie des ganzen Parks durch Statuen gehört einer zwar geschmacklosen Zeit, ist aber doch mit Geist ausgeführt und gibt ein ganz treffendes Bild, wozu der famose japanische Tempel mit seinen Fratzen, der Affentempel und andere horrible Sachen redlich beitragen. Das neue Palais, das Friedrich nach dem Hubertsburger Frieden erbaute, wie wenn er zeigen wollte, daß die siebenjährige Fehde seinen Schatz nicht erschöpft, ist grandios nach Palladio's Profilen gebaut und gewährt einen überaus edlen Anblick. Ueberladen mit Statuen und Balustraden, ist doch das kolossale Gebäude ungemein großartig, und der Reichthum im Innern, mit dem ungeheuern Marmorsaal, dem Muschelsaal, dem ewigen Wechsel der Verzierung und der sinnreichen

Eintheilung ist bis jetzt kaum von einem Schlosse Europa's übertroffen. Allein das Reizendste dieses großen Parks ist die neue Villa des kunstverständigen Kronprinzen, der liebliche Charlottenhof mit seinen wunderschönen Fresken, seiner Fontaine, den laubbedeckten Canälen, dem jungen Park und seiner freundlichen Lage. Es bedarf keines weitern Beweises, was Preußens Kunst von diesem hochsinnigen Fürsten in Zukunft erwarten darf.

Wenn der Berliner sich einen frohen Tag machen und sich umsehen will, ob es keine Natur in der Welt gibt, fährt er nach der Pfaueninsel, die so unendlich schön in einem Bassin der malerischen Havel zwischen Potsdam und Berlin liegt. Sie ist ungezwungen im englischen Genre angelegt und mit Georginen übersäet, deren glänzender Purpur alle andern Blumen überstrahlt. Der Rosengarten erinnert an englische Gartencultur, die Vogelhäuser, deren freie Abtheilungen in divergenten Radien sich ausbreiten, bilden unter den schützenden Drathnetzen ein reizendes Bild, und sind mit den edelsten Exemplaren bevölkert. Die ausländischen Thiere sind nicht beisammen in Ställen aufgestellt, sondern auf der ganzen Insel vertheilt, so daß man bald auf die seltenen Braminenstiere, bald auf Biberbaue, bald auf Bärenhöhlen, bald auf Damhirsche stößt, die hinter einer fast unsichtbaren Wand des zartesten Drathgeflechtes dem Auge wie in Freiheit erscheinen. Die Rennthiere, welche von Lappen hieher gebracht wurden, die sich auch eine nationelle Hütte dazu bauten, werden freilich das Laufen verlernen, wie die Riesenschwingen der stolzen Adler und der herr-

lichen Condors sich hier vergebens ausspannen, um die unendlichen Räume zu messen, während die melancholischen Lamas und Kängurus um ihr Vaterland trauern, der possierliche Affe immer sein Rad schlägt und die fünf ernst neben einander gereihten Eulen in philosophischer Ruhe dem feindlichen Tageslicht durch ihr höchst lächerliches Augenspiel Trotz zu bieten suchen. Die früher vorhandenen Bäume sind geschickt benützt, die Wiesen werden durch Dampfbewässerungsmaschinen stets frisch erhalten, aber das Ganze findet erst seinen würdigen Schlußstein in dem so unbeschreiblich schönen Palmenhause, worin mit dem feinsten Geschmack alle Düfte tropischer Vegetation mit den Annehmlichkeiten der verständigsten Architektur verbunden sind. Der durchbrochene indische Marmortempel kam hier in Besitz, weil er wegen zu hoher Einfuhrtaxe seinen Weg nach England versperrt fand. Die prächtige Lantania, den Elephantenfuß, die Cycladene und die Passiflora sahen wir hier in seltenem Verein; ein Riesenfächer edler Palmen breitet sich über diese herrlichen Gewächse aus und ragt hoch in die Räume dieses Tempels der Flora, auf dessen Höhen der königliche Schöpfer dieses Paradieses in wohlverdienter Muße des zauberischen Anblicks genießt und seinem nordischen Himmel sich entrückt wähnen kann. Mit Ausnahme weniger Tage ist der Zutritt auf diese Insel dem Publicum stets offen, wobei die Fährmänner Jeden frei überführen. Gleiche Liberalität findet man in Berlin überall, und alle großen Sammlungen, Kunstschätze, Parks stehen offen, ohne mit den Drangsalen der Ein-

trittsbillete oder dem Trinkgelderunwesen gequält zu seyn. Diesen Genuß, so wie viele andere in Berlin, verdanke ich einem edlen, biedern Freunde, den ich mir in Schottlands Hochgebirgen und auf Staffa erworben. Er führte mich in den Kreis der herrlichsten Männer, und möge mir gestatten, ihm hier meinen herzlichen Dank für sein liebevolles Entgegenkommen auszusprechen.

Deutschland war zur Erkenntniß gekommen, daß die zahlreichen Schranken seiner moralischen und materiellen Kräfte gebrochen werden mußten; allgemein wurde eine Reform gewünscht, und die Nation, welche sich an die Spitze dieser Aenderung stellte und das erste Beispiel dazu gab, erwarb sich dadurch ewige Ansprüche auf unsern Dank. Arbeit ist des Volkes Leben, gewiß aber wird man seine Wohlfahrt nicht dadurch vermehren, daß die Gränzen aller Staaten mit Barrieren gespickt sind. Was sollte man von einem Lande sagen, dessen Bewohner von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus Schlagbäume und Zölle errichteten, um sich wechselseitig vor dem Eindringen wetteifernder Industrie zu schützen? Und was soll aus der Gesellschaft werden, wenn Jeder auf diese Art ein Bedürfniß fühlte und ins Leben riefe, um sich bei sich abzusperren und zu verschanzen? Preußen hat mit Liebe und Opfern das Werk der mercantilen Emancipation Deutschlands begonnen und ausgeführt, während die verschiedenen Mauthsysteme Europa's fortwährend den Stempel der Barbarei der Feudaljahrhunderte an sich tragen. Frei ist nun der Handel

in dem größten Theil von Deutschlands weiten, schönen Gauen, und wer seine Nachbarländer aufmerksam durchreis't, findet die mächtige Reaction dieses großartigen, auf wahres Interesse gegründeten Staatenbundes in voller Wirkung. Es ist unmöglich, daß Frankreich, Belgien, Oesterreich und die Schweiz in die Länge diesem Impulse widerstehen, und die wahrhaft großartige Idee eines unbeschränkten freien Welthandels, mit Abstreifung aller der verknöcherten, veralteten Zunft- und Patentvorurtheile, begeistert bereits die edelsten denkenden Menschen. Es ist schwer, die durch Jahrhunderte geheiligten Vorurtheile von sich zu weisen; allein Beispiele sind mächtiger als Vernunftgründe, und bereits sehen wir die herrlichen, alle Erwartungen weit hinter sich lassenden Früchte der großen deutschen Handelsfreiheit, man müßte denn das Klagegeschrei Einzelner, die bei energisch durchgeführten Verbesserungen stets leiden müssen, für entscheidende Autorität anerkennen. Freiheit des Handels und des Geistes sind die ersten, unerläßlichen Bedingungen wahrer Macht und wahrer Größe, und Preußen hat Deutschland in wenigen Jahren durch das ihre meisten Staaten umschlingende Handelsband mächtiger verbunden, als es ein deutsches Kaiserreich wohl je vermocht hätte. Und wenn wir jemals Deutschland sich waffnen sehen gegen fremde Feinde, so werden wir Alle erkennen, daß gleiche Interessen auch gleiche Politik gebären, und daß die vereinten Germanen von der Spree und von der Isar, vom Neckar und von der Donau keiner gallischen Legionen bedürfen, um die Kosaken des Dons und des

Urals von den blühenden Fluren des Brennpunkts europäischer Civilisation zurückzuweisen. Gebrochen ist die schöne Bahn durch Preußens Weisheit, und bereits sehen wir in der Verlegenheit, in dem Schwanken, in der Mißbilligung und der theilweisen palliativen Annäherung der angränzenden Länder, daß eine neue, ihnen vor kurzem unausführbar geschienene Idee sie mit Erstaunen geschlagen, daß die entschiedene Vereinigung so vieler in der Zersplitterung so unmächtig erschienener und leicht zu lenkender Staaten im Mittelpunkt Europa's als furchtbare Macht entgegentritt, die alles zwingt, mit ihr oder gegen sie zu seyn, und das stolze Albion sieht die Blitze seines Dreizacks erbleichen vor dem neu aufgegangenen Gestirn. Was der große Imperator seinem Reiche durch Absperrung von Großbritanniens Monopole an Macht und Industrieaufschwung geben wollte, sehen wir hier ohne Schwertschlag, ohne Verbrennung der transatlantischen Fabricate auf einfach ruhigem Wege vollbringen, und die Geschichte der griechischen Republiken lehrt uns, daß Einigkeit, gleiche Civilisation und wohlverstandenes, gemeinschaftliches Interesse das einzig wahre Ziel, die einzig denkbare Wohlfahrt der Völker seyn können und ewig seyn werden.

Dresden.

Leipzig und Dresden zeigen, was aus unsern deutschen Städten werden kann, wenn man ihnen die unnützen Festungswerke und die beengenden Mauern abnimmt, und sie frei macht von den unschönen und unwürdigen Fesseln, indem man ihren Bewohnern gestattet, Gottes freie schöne Luft ohne Accise und Controle einzuathmen. Beide geben einen Beleg, wie leicht es ist, aus einer alten Stadt eine neue zu machen, wenn man ihr nur ein neues Kleid anzieht, das heißt die Mauern einwirft, und die Stadt sich ausdehnen läßt. Die hübschen Anlagen in Leipzig sind erst drei Jahre alt, versprechen aber bereits sehr viel, und wo das Grimma'sche Thor das entsetzliche Gedränge nach der Völkerschlacht verursachte, steht jetzt auf schönem offenem Platze das Augusteum, die neue Universität, und bald wird sich die Post und die neue Stadt Berlin dort erheben. Freilich sieht sich die alte schwarze Stadt desto seltsamer zum Markte hinein als Gegenstück an, mit ihren dunkeln, hohen, wunderlichen Häusern, mit dem barocken Rathhause und dem verhängnißvollen Hôtel, wo der alte eigensinnige König gefangen genommen wurde, weil die Etikette ihm nicht gestattete, und er sich nicht zu dem Entschlusse bequemen konnte, die Treppen herabzusteigen, wo die siegreichen Monarchen ihn zu Pferde erwarteten. Die halbe Stunde, welche

unten mit Warten, oben mit Deliberiren verging, kostete dem König sein halbes Land, und Sachsen braucht vielleicht ein halbes Jahrtausend, um diese halbe Stunde wieder hereinzubringen. Man sieht, daß das alte deutsche Hofreglement nicht für alle Fälle, wenigstens nicht für Völker- und Befreiungskriege ausreichte. Hier ist der ganze Boden ringsum mit Blut getränkt, und die Grausamkeit der Schweden, die den Einwohnern Jauche eingossen, diesen berüchtigten Schwedentrank, um Geld zu erpressen, ist noch in so frischer Erinnerung, als das schreckliche Ende des unglücklichen Poniatowski, dem seine Braven an der Stelle, wo Polens Stern unterging, ein einfaches Monument setzten, über welches vier von der Natur zu diesem Todtenamte großgezogene Trauerweiden ihre wehmüthigen Aeste ausbreiten. Das freundliche Rosenthal mit seinen niedlichen Schweizerhäusern reiht sich an die geschmackreichen Anlagen der offenen Stadt, und über die Leichenfelder Europa's zieht sich der Triumph der menschlichen Erfindung, die völkerverbindende Eisenbahn, und der Flug weniger Minuten wird bald Leipzig und Dresden in eine Stadt verwandeln. Groß sind die Hindernisse, mühsam die Arbeit. Ich saß im Coupé mit einem unterrichteten Manne, allein die Unruhe bei jedem sichtbar werdenden Dammbau, Durchstiche oder Erdböschung, seine von tiefen Seufzern begleiteten Bemerkungen über die unerwarteten Schwierigkeiten, ließen mich bald einen sehr betheiligten Actionnär in ihm erkennen. Ich beeilte mich, ihm zu erzählen, daß ich alle fertigen Eisenbahnen Europa's befahren, und es gelang mir die düstern Wolken

seiner deutschen Bedenklichkeiten durch die Aufzählung der staunenswerthesten Resultate dieser Unternehmungen zu zerstreuen. Die Bahn geht viel im Bogen und überschreitet öfter die Landstraße, welches höchst nachtheilig werden muß. Um sich den Ankauf von Gütern zu ersparen, hat man vorgezogen mit Umwegen zu bauen, wodurch im Kostenpunkt nichts gewonnen wird. Wie vergnügt saßen wir an der guten Wirthstafel in Oschatz beisammen, und ein Bouquet von hübschen lachenden Mädchen, die aus unsern Wagen zum Diner eilten, zeigte mir, daß wir das geschniegelte, affectirte Preußen weit hinter uns hatten. Welch schönes geschlossenes Bild bietet Meißen mit seinem hohen Felsenschloß, umrankt von reizenden Höhen und Weinbergen über der malerisch sich krümmenden Elbe, und ihrer schönen Brücke! Auch hier hat die berühmte Porcellanfabrik den Beweis gegeben, daß Handel und Kunst nur mit Freiheit gepaart gedeihen können. Man hat ihr den kostspieligen vornehmen Director genommen, und ihr gestattet, nach Gutdünken und Geschmack zu malen, während man früher stets die Zeichnungen vorschrieb. Zum erstenmale seit ihrem Entstehen hat sie sich vergangenes Jahr selbst erhalten, und wird nun bald Nutzen geben, anstatt von Zuschüssen sich mühsam zu fristen. Immer breiter wird das schöne Thal, schon sieht man die Höhen, wo Moreau fiel, und den Plauenschen Grund, und nun liegt es vor uns in herrlicher Ebene das reiche, liebliche Dresden, das der Zorn und die Kugeln des großen Friedrich nur schöner machen konnten, und das durch die Zerstörung seiner Mauern, an deren Stelle

einfache Thore mit Gitterverzierung getreten, zu einer der lieblichsten Städte Deutschlands gemacht wurde. Der Weg durch die Neustadt am japanischen Palais vorbei, über die so einzige breite steinerne Elbebrücke, bietet mit der erhabenen Brühl'schen Terrasse und der eigenthümlichen Kirche einen wahrhaft imposanten Anblick dar. Warum kann man den Vater Rhein nicht passiren, wie man die Elbe bei Dresden überschreitet, und was wäre Mainz mit einer hohen steinernen Brücke? Welches Panorama, welch wundervoller Anblick von dieser Brücke aus an einem hellen klaren Herbstmorgen! Und dieser Reiz der auf dem rechten Ufer fortlaufenden Anhöhen vom Link'schen Bade, über Salupp, Finnläders, Pillnitz, nach Pirna! Der ganze Weg zieht sich unter des Prinzen Friedrich anakreontischem Weinberge auf den wellenförmigen Bergen über dem schönen Strome fort, und das Auge schwelgt in den üppigen Fluren der jenseitigen Ebene. Alle Höhen sind mit Weinreben, weißen Einfassungsmauern, unzähligen herumhängenden Landhäusern und reichen Dörfern übergossen, und die herbstliche Färbung der gelb in Grün schillernden Blätter gibt der Landschaft einen südlichen Ton. Pillnitz liegt zu tief und genießt seine Aussicht nur von der gerade obenstehenden sogenannten Ruine. Pirna aber lagert sich an einer Elbewindung reizend unter dem überragenden Sonnenstein, und zwischen ihm und dem fernen, trotzig herabblinkenden deutschen Gibraltar, dem uneinnehmbaren Felsenschlosse Königstein, schlug Friedrich sein Lager. Wo aber fände sich ein Ort geeigneter für Verwahrung und Heilung der unglücklichen Geschöpfe,

die ihrer Verstandeskräfte beraubt, in diesen reinen Lufträumen Ersatz für verlorene Freiheit und so häufig auch die Freiheit des Geistes selbst wieder finden? Ich kenne keine zweckmäßigere Irrenanstalt, als den Sonnenstein, wo jetzt 230 Patienten mit einer Sachkenntniß, einer Humanität behandelt werden, die zum Ziele führen muß, wenn anders Rettung möglich ist. Männer und Frauen haben eigene Gärten zur Arbeit, und sie bauen sich darin ihre Blumen und ihr Grab. Völlige Freiheit der Bewegung und beständige Beschäftigung sind der Grundzug dieser Behandlung, und hier sieht man nie Fesseln, keine Zwangscamisole, noch sonstige die Menschheit in ihrem höchsten Unglück schändende Mittel. Das untenliegende Reconvalescentenhaus mit seinen Gärten und die hohe Kaffeehausterrasse, wo tanzende Gäste sich mit den Irren mengen, sind schöne Punkte. Wer schildert aber das Bild dieser prächtigen Staffage, wenn am frischen Abende die hohen steilen Felsen des Liliensteins, des Königssteins und der beiden Bärensteine in dunkelblauer Färbung gespensterähnlich verschwimmen, und die herrlichen Berge der sächsischen Schweiz, die wundervolle Bastei, die Felsen des Kuhlochs, des Amsellochs, an die unvergeßlichen violetten römischen Gebirge erinnern, und die untertauchende Sonne einen zauberhaften Schmelz über dieses Feenbild ausströmt! — Auf den jenseitigen Höhen von Rakenitz, die über dem Plauenschen Grunde hinaufziehen, schlug der neue Cäsar seine letzte glückliche Schlacht auf deutscher Erde, und ein Stein mit römischem Helme bezeichnet den Ort, wo der Anachoret von den Gestaden

des Delaware, den Millionen Kugeln und die Stürme des atlantischen Meeres verschont, durch das rächende Blei aus vaterländischem Geschoß der ewigen Vergeltung verfiel. Es ist ein großes Unglück, vom Vaterlande getrennt leben zu müssen, das größte aber gewiß, gegen seine Brüder zu kämpfen. Von diesen Höhen übersieht man die ganze grandiose Bergkette bis zu ihrem kolossalen Schlußpunkt, dem magischabenteuerlichen Liliensteine; rechts liegt die prächtige Plauensche Ebene und Tharand, das unbeschreiblich reizende, links die malerisch stets höher sich nach Böhmen hinein aufthürmenden Gebirge, unten aber breitet sich das wunderliebliche Dresden mit seinen vielen schönen Thürmen und dem anmuthigen großen Garten aus, dessen gelbgefärbte Pappeln zwischen den schwarzgrünen Buchsbäumen und Tannen, dem schönen Königspalais und den wunderlichen Marmorgruppen so pikant sich ausnehmen.

Kunst und Natur bieten sich in dem herrlichen Dresden in Ueberfülle die Hand, und nur das junge frische München hat ihm jetzt den lorbeerbekränzten Namen des deutschen Florenz von der alternden Stirne gewunden. Es ist auffallend, wie die große Gemälde-Galerie hier vernachlässigt wird, und wenn man von Berlin kommt, und sein herrliches Museum und seinen geistreichen Vorstand kennen gelernt hat, so ist man erstaunt, in Dresdens weltberühmter Bildersammlung gerade die entgegengesetzten Erscheinungen zu finden. Als ich dem Galeriedirector Matei mittheilte, daß wir nun bald Hoffnung hätten, die Kunstgeschichte Waagens

vollendet zu sehen, und daß dadurch einer großen Lücke unserer Kunstliteratur abgeholfen würde, besonders was England betrifft, dessen zersplitterte, im ganzen Lande vertheilte Sammlungen er jahrelang aufgesucht, studirt und mit anerkannt anspruchloser Competenz beleuchtet hat, zuckte Hr. Matei die Achseln und meinte, die Autorität Hrn. Waagens werde nicht viel entscheiden, und seine willkürliche Taufe vieler bis jetzt noch zweifelhaften Bilder im Berliner Museum zeige hinlänglich, was davon zu erwarten stehe. Ich verstummte ehrfurchtsvoll vor diesem Machtwort, und da ich die Galerie noch nicht gesehen hatte, so mußte ich wohl das Außerordentlichste in allem, was dem vollendetsten Galerie-Director zukommt, erwarten. Nie wurde ich aber beim Besuch einer Galerie mehr enttäuscht, und ich kann jetzt bezeugen, daß ich in Europa keine Sammlung kenne, wo sich alles zum Nachtheil der schönsten Bilder erfinderischer vereinigt, als in diesem alten Turnierhause unter dem großen Ritter Matei. Die Bilder hängen in chaotischer Verwirrung, die besten hoch, schlechte unten, die meisten gegen das Licht oder in entgegengesetzter und falscher Beleuchtung, alle ohne Firniß, matt, trüb, schmutzig, mehrere der vorzüglichsten mit Kalkspritzern bedeckt, die man nur abzuwaschen braucht, wie man sich denn überhaupt des Gedankens nicht erwehren kann, daß eine fleißige Magd mit einer Gelte Wasser die erste Restauration hier vornehmen müßte, da unbestritten materieller Schmutz und Koth die meisten Bilder überzogen hat, welches dem hier waltenden großen Genius

bisher entgangen zu seyn scheint. Die innere Galerie liegt gegen Mittag, und die Hitze häuft sich hier der Art, daß Bilder und Holz springen, und man hört das Krachen, wenn man nur eine Weile dasteht. Die schönsten Bilder sind verdorben, und es ist ein wahres Glück, daß diese herrliche Galerie, welche ihrer Zerstörung durch zu wenige Erhaltung und Aufsicht, wie die des Louvre durch zu viele und falsche Restauration entgegengeht, durch unsere Meister der Lithographie in ihren ausgezeichnetsten Bildern erhalten wird. Aus dem ungeheuern, hier aufgehäuften Reichthum an Meisterwerken wird eine Sammluung von 120 lithographirten Copien gebildet, deren erste Hälfte wir bereits vollendet sehen, und wodurch die Namen Hanfstängl und Hohe eine neue schöne Bedeutung in der Kunstwelt erhalten. Was ich in diesem Jahr in Paris gesehen, ist alles mehr auf Effect von Licht und starkem Schatten, als auf täuschende Nachahmung des Gemäldes berechnet, und doch meine ich, daß die Lithographie in ihrer höchsten Ausbildung den Farbenton besser und milder wieder zu geben vermag, als der Kupferstich. Unsere deutschen Steinzeichner aber haben offenbar den Vorzug, daß sie mehr den Nuancen und dem Lufton des Bildes folgen, während die Franzosen sich fast ausschließlich mit Hervorhebung seiner entscheidenden Momente befassen. Wer die kürzlich in Dresden erschienene große Lithographie von Hohe, den Einzug König Otto's in Nauplia, gesehen, wird gestehea müssen, daß kein Kupferstich das herrliche Bild von Peter Heß vollendeter zu geben vermag. Warum also immer noch

das vornehme Nasenrümpfen der Kunstmänner, wenn vom Steindruck die Rede ist, und die lieber einen harten, farb- und tonlosen Kupferstich vor sich hängen sehen, als die wärmste, lebendigste, ausdruckvollste Lithographie? Es liegt hierin gewiß viel Vorurtheil, wie in aller Mißachtung neuer Fortschritte. Soll es denn ein Verstoß gegen die Sitte und das Herkommen seyn, um wenige Groschen und in wenigen Minuten auf einer Eisenbahn von einer Stadt zur andern zu fliegen, weil es theuer, vornehmer, aber auch langsamer mit einem Landau und vier Postpferden sich in so vielen Stunden hinterher fährt? Wie viel verdanken wir bereits der Lithographie, und sehen wir uns nicht jetzt eine der werthvollsten Gemäldegalerien erhalten, die unter den gegenwärtigen Auspicien keine lange Dauer mehr verspricht oder doch durch ihre Aufstellung und Behandlung beinahe unsichtbar geworden ist? Wie wenige Kunstliebhaber könnten sich den Ankauf von 120 großen Kupferstichen erlauben, wenn anders ein solches Riesenunternehmen je ausführbar wäre, während jeder in mäßigen Zwischenräumen um geringe Ausgabe eines der schönsten, jetzt existirenden Werke sich anschaffen kann. Die üble Behandlung hat auch die berühmte Sixtinische Madonna verdorben, und eine sogenannte Restauration, schlechte vulgo Uebermalung, hat ihr den Gnadenstoß gegeben. Es ist unbegreiflich, wie feuer-, bomben- und dummheitsfest die Bilder der alten großen Meister gemacht seyn müssen, sonst könnten sie einer solchen beharrlichen Unwissenheit, einer solch consequenten Verkehrtheit in ihrer Behandlung nicht Jahrhunderte lang Trotz bieten. Als

Miller zuerst die Madonna Sixtina in Kupfer stach, konnte niemand begreifen, aus welchem Grunde Raphael Fragmente einer Draperie angebracht und wie die heilige Barbara mit Papst Sixtus zusammenkam. Nun hat man gefunden, daß der obere Theil des Bildes eingeschlagen war, und nach seinem gelungenen Aufrollen fand man den ganzen hängenden Vorhang, wodurch dann die schöne Vision erst erklärbar wurde. Die Tribune in Dresden gibt ihrer Schwester in Florenz wenig nach, und Raphaels Madonna, die sechs herrlichen Bilder Correggio's, worunter besonders die unübertreffliche heilige Nacht, das Jesuskind auf Stroh in der Krippe, alles Licht von sich ausstrahlend, die so unzähligemal copirte heilige Magdalena und sein Arzt hervorragen; dann das Bild von Raphaels großem Schüler, Bagno-Cavallo, von dem wir so wenig kennen, weil er meistens für seinen Meister malte, Maria in der Glorie sitzend, unten vier Heilige, hohe ernste Charaktere, alles in Lebensgröße und herrlicher, dunkelkräftiger Färbung. Die schöne Maria mit dem Waschbecken, über dem sie das Kind hält, eines der größten Werke Giulio Romano's. Das Meisterstück Carlo Dolce's, die Tochter der Herodias mit dem Haupte des Johannes auf der Schüssel, so wundervoll in Colorit und Ausführung. Seine heilige Cäcilie, wie sie auf der Orgel spielt. Guercino's Königin Tamiris, wie sie sich die Haare flechten läßt, als sie die Nachricht der verlornen Schlacht erhält. Welche erschütternde Wahrheit, welches Malen! Und alle die großen Meister der Venezianer, die ihre schönsten Werke auf

diesen europäischen Bildercongreß geschickt, Paul Veronese's Anbetung der Weisen, seine Hochzeit zu Cana, das Jesuskind im Tempel, die üppigste Venus von Tizian und ihre Rivalin von Palma. Und diese Niederländer, Potters Viehstück, Gerhard Dow, auf der Geige spielend, eigenes lustiges Bild, Ruysdaels Kloster und seine unübertroffene Jagd, und diese Wouvermanns, Teniers, diesen prächtigen Mieris, sich selbst malend vorgestellt, Netschers lieblich zarte Dame am Clavier, Rubens beide Knaben und Quos ego, viele Meisterportraits, Van Dyks Karl I und Henriette von England, Rembrandts eigenes frivoles lebensübermüthiges Bild, wie er, die liebe Frau auf dem Schoße, am Weintische schwelgt. Rubens' Liebesgarten, Metzü's Genrebilder, Jan Breughels herrliche Landschaften, und alle die unerreichten Schöpfungen der flamändischen Maler-Heroen füllen hier einen großen überreichen Saal, der kühn mit der Tribune und den großen Italienern in die Schranken treten darf. Im Saale der Pastellbilder, die meistens Maitressen der Fürsten von Sachsen in erschreckender Zahl und verführerischer Schönheit darstellen, fand ich hinter spanischen Wänden die unermüdlichen Lithographen, denen jedoch nun ein passendes Local im Schlosse selbst hergerichtet wird. Welcher Reichthum, welche Fülle der erhabensten Kunstwerke, und was wäre diese Galerie in einem bessern Raum und unter geschickter Ordnung und Leitung.

Das grüne Gewölbe ist noch immer die kostbarste

Sammlung von Schmuck- und Kunstarbeiten. Sie ist nach Branchen in acht Zimmern des Erdgeschoßes vertheilt, und ihre Aufstellung ist eben so sinnreich, als die durch ihren liebenswürdigen Vorstand gegebene Erläuterung belehrend und genügend erscheint. Diese Elfenbeinschnitzerei, die kunstreichen getriebenen Arbeiten in Silber und Stahl, die Emails, die florentinischen Mosaiks, die kostbaren Waffen nach verschiedenen Epochen, die kostbarsten Steine, der größte Onyx der Welt mit weißem Rande, der Schatz, wohl nicht der reichste, aber sicher der schönste in Europa, die Diamantenkette, der orientalische Hof in goldenen Figuren, diese eingelegten Kästchen, Toiletten, Reiseapotheken, Bernsteine, Filigrane und alle die unzähligen glänzenden Gegenstände betäuben das Auge und berauschen die Sinne. Es ist eine stupende ethnographische Sammlung, würdig eines reichen Hofes; das Ganze unendlich geschmackvoll geordnet, und wahrlich in dieser Zusammenstellung einzig in seiner Art. Ein würdiges und eben so einziges Seitenstück ist das historische Museum im Zwinger. Es enthält eine wirklich prachtvolle Sammlung aller Waffen in chronologischer Ordnung, in Parade- und Streitrüstungen abgetheilt. Aufstellung und Erhaltung ist tadellos, und hier kann der Geschichtsforscher ernste Studien machen. Alles blinkt wie neu. Unzählige Ritter zu Pferde zeigen uns eine Reihe von Porträts sächsischer Fürsten, von der Kinderrüstung bis zum gewaltigen August. Zäumung und Sättel sind von höchster Pracht, und wir sehen alle Waffen des Mittelalters mit den Erfindungen des Schieß-

gewehres bis zu den Percussionsgewehren in aufsteigender Ordnung vor uns. Den schönen Schluß bildet das türkische Zelt, welches bei der Belagerung Wiens erbeutet wurde, und das hier äußerst malerisch den Plafond des letzten Saales umspannt. Unter ihm gruppiren sich in schönen Bildern eine Unzahl reicher ottomanischer Säbel, mit guten Steinen besetzte Sättel, und verschwistern sich traulich mit den Stiefeln Napoleons, mit dem Hut, einfachen Degen und ledernen Degengehäng des Czars, und dem berühmten Hufeisen, das der starke August brach. Dieß ist die reichste Sammlung an Waffen, der Tower und die Ambraser Sammlung verschwinden dagegen.

In jeder Hinsicht ausgezeichnet und meiner Meinung nach das beste in Deutschland ist das Lustspiel in Dresden. Fräulein Bauer hat ein so feines, gewandtes, schönes Spiel, ihre Formen sind so leicht, elegant und aus dem Ton der guten Gesellschaft genommen, daß sie von keiner jetzt bekannten deutschen Schauspielerin erreicht wird. Hr. Devrient ist aber eine der brillantesten Erscheinungen auf unserer Bühne. Edel, gewandt, von der graziösesten, leichtesten Bewegung, sonorer, biegsamer Stimme, edlen Gesichtsformen und schöner Gestalt unterstützt, ist er in Liebhaberrollen einer der besten Schauspieler, die ich je gesehen, und seine an Inspiration gränzende Leichtigkeit und magische Beherrschung seiner Umgebungen, der Hauch des Genie's, der über alle seine Leistungen ausgebreitet ist, sichern ihm einen Ehrenplatz auf dem Kothurn des Momus, und bürgen dafür, daß

er seinen großen unvergeßlichen Bruder uns einst würdig ersetzen wird.

Mein dramatisches Verhängniß führte mich abermals mit meiner Freundin, der mich ewig verfolgenden Fräulein Grünbaum, zusammen. Der Mensch entrinnt seinem Schicksale nicht, und so mußte ich die Somnambula, diesen Schwanengesang der unsterblichen Malibran, hier von ihrem deutschen Zwitterbilde radbrechen sehen. Man will in Dresden ein neues Theater bauen, und man wird wohl daran thun. Das Orchester ist gut, die Schule der hiesigen Oper ruht noch auf gutem italienischem Grunde, allein die Zierde der Oper, Mad. Schröder-Devrient, wird ihr schon wieder untreu, eine Eigenschaft, worin sie es auch im Leben so weit gebracht hat. Diese seltene Frau, vielleicht die beste tragische Schauspielerin, welche Deutschland jetzt besitzt, soll bereits den Entschluß gefaßt haben, dem Gesange ganz zu entsagen und sich bloß der recitirenden Bühne zuzuwenden, als sie das Anerbieten erhielt, die Malibran auf dem letzten Schauplatz ihrer Göttertriumphe zu ersetzen und dieser Lockung nicht widerstehen konnte. Der Himmel geleite sie auf dieser glatten Bahn, obwohl ihre Freunde die sie im letzten Sommer in Prag und jetzt in Dresden singen hörten für sie zittern müssen. Ihre Stimme, die niemals Metallfrische besaß, ist beinahe verklungen, und nur Rollen, die großes Spiel entwickelten, konnten ihr noch Erfolg gewähren. Es gibt eine Klippe in der Kunstwelt, wie in jedem Menschenleben, die wohl zu beachten große Resignation erfordert, und der Künstler sollte

seine noch vorhandenen Mittel wohl erwägen, ehe er den Ruhm einer glorreichen Laufbahn aufs Spiel setzt, und in Augenblicken aufopfert, was jahrelanges Mühen ihm an dankbarer lorbeerbekränzter Anerkennung erworben hatte.

Prag.

Bevor ich aus Berlin abfuhr, bezahlte ich auf dem Posthofe eine immense Ueberfracht für meine Bagage, und hatte bereits im Wagen Platz genommen, als ein grausam lächelnder Postdiener mir verkündete, daß mein Felleisen abermals gewogen worden und ich abermals eine Ueberfracht zu entrichten hätte. Ich war froh, endlich die Königsstraße hinabzurollen, in steter Angst, die Passagiere würden noch selbst gewogen, wie die Rennbuben vor den englischen Pferderennen, wobei ich wegen unmaßgeblicher Corpulenz noch schlimmer als mein Koffer weggekommen wäre. Allein noch hatte dieser große Mauthproceß seinen Kreislauf nicht vollendet, und in Beliz und Bitterfeld wurden abermals und zum drittenmale alle Effecten nachgewogen. An letzterm Orte machte man mir die naive Insinuation, noch eine Ueberfracht zu bezahlen, die ich bescheiden abwies, nicht aus Ungehorsam gegen die hohe Obrigkeit, sondern um nicht die eine Behörde durch die andere zu compromittiren, und wohl auch, um mir nicht am Ende das Gepäck eines Frachtwagens aufdichten zu lassen, wozu es bei fortsteigender Progression allen Anschein gewann. Man sagte uns, daß dieses bloß wegen der Sachsen geschehe, die in diesem Punkt keinen Spaß verständen; ich habe aber in Sachsen weder so viele Pfunde überbezahlt, noch so viele Umständlichkeit gefunden, wie in Preußen. Es ist befremdend, wie ein Staat, von dem

die großartige Idee der deutschen Handelsfreiheit ausging, in einem solchen Mauth= und Postzwang verharren mag, der alles Reisen zur Marter macht. Die preußische Administration ist zu complicirt, zu ängstlich, zu kleinlich, im Civil wie in der Armee. Ueberall Pedantismus und Uebersteigerung der Kräfte der Beamten. Controle in allem erzeugt Mißtrauen und Verfolgung. Ich bin beinahe von allen Seiten und Himmelsstrichen in das wegen seiner Absperrung gleich dem himmlischen Reiche verrufene Oesterreich eingetreten, und habe nur Einmal einen kleinen, mehr tragikomischen Auftritt oder Aufenthalt an seinen Gränzen erlebt. Ein üppig gespickter, mit vortrefflichem Knaster geschwellter Tabaksbeutel war durch mein Uebersehen auf dem Rücksitz des Wagens liegen geblieben und das Douanen=Argusauge entdeckte ihn natürlich sogleich. Man fragte mich sehr anspruchlos, ob dieser Beutel Tabak enthalte, was ich wahrheitsgemäß bejahend beantwortete. Hierauf antwortete man mir, daß nur wenige Lothe zur Einfuhr gestattet seyen, und während ich eine Verordnung deßhalb zu sehen forderte, stieg ich aus dem Wagen, warf einen letzten scheidenden Blick auf den offenbar um das Zehnfache das Gesetz übertretenden Beutel, und stürzte seinen köstlichen Inhalt in den tiefen Koth der Straße. Da lagen sie nun, die trefflichen Blätter Virginiens, wehmüthig sah ich und die theilnehmenden Mauthmänner zu ihnen nieder, wie der grausam herabströmende Regen diesen kostbaren Schatz Amerika's mit dem Schlamm des Innufers mengte, als der Beamte, wüthend mit der

Charta magna der Sanscrit-Zolltarife herausstürzte und mich über dieses Verfahren zur Rede stellte. Ich aber setzte seinen Beweisen, daß ich hiezu kein Recht hätte, nur das unwiderrufliche historische Factum entgegen; seine rachentbrannten Augen verschwammen mit den meinigen, trauernd auf das verlorne Paradies geheftet, die Passagiere lachten, die Douaniers lachten, ich lachte am Ende mit meinem Gegner, und lustig blies der raschanfahrende Postillon ins lachende Oesterreich hinein. In Peterswalde, wo ich sicher gedacht hatte, ein rigoroses Mautheramen bestehen zu müssen, wurden wir gar nicht visitirt. Wie ärgerte ich mich, meine schönen englischen und schwedischen Waaren durch die deutschen Bundesstaaten gesendet zu haben, um dieser gefürchteten Gränze zu entgehen. Ich will zwar nicht vorschlagen, absolvirte Zöglinge der Phrenologie auf den Mauthen anzustellen, Menschen von einiger physiognomischer Erkenntniß und vor allem von einiger Artigkeit scheinen mir aber doch auf diesen Mauthstationen unerläßlich, denn da, wo Willkür nie zu vermeiden, thut es dem Mann von Stand äußerst wohl, Beamte zu finden, die den der Frohnfeste entsprungenen Studenten nicht mit einem Officier und den gebrandmarkten Bagnobewohner nicht mit einem Kaufmann verwechseln. Mein Conducteur, ein tapferer österreichischer Wachtmeister, hatte die Schlacht bei Culm mitgemacht, und schlug und puffte mich beinahe mehr auf den Nollendorfer Höhen im Feuereifer seiner Erzählung, als Vandamme dort von den übermächtigen Alliirten geschlagen und gepufft worden ist. Geisterähnlich blickten uns die

Monumente bei Arbesau und Culm in der späten Abendstunde an, und in stillen Träumen über die vergangene, große, bewegte Zeit und die ihr gefolgte träge und leblos dahinschleichende thatenleere Epoche passirten wir das reizende Töplitz und hielten an einem reinen, hellen Octobertag unsere joyeuse Entrée über den berühmten Weißenberg in das tief unten an der vielfach gekrümmten Moldau liegende reizende Prag, wo das elegante schwarze Roß auf dem Graben in der Neustadt uns freundlich wiehernd aufnahm. Ein guter Gasthof ist keine gleichgültige Sache auf Reisen, und Oesterreich ist im Allgemeinen das Land, wo man in Deutschland am besten wohnt. Man findet hier in jedem kleinen Städtchen den vollendeten vaterländischen Comfort, und nicht nur die materiellen Interessen sind hier gut besorgt, sondern man ist augenblicklich wie ein Glied der Familie behandelt und darf nicht ängstlich seyn, wenn eine Unpäßlichkeit oder Krankheit im Anzuge wäre, wie dieß in den meisten fremden Ländern ein die Ruhe vieler Reisender störender Gedanke ist. Die alte Stadt Prag ist nun von der neuen, die sich so lange feindlich und blutig gegenüberstanden, nicht mehr getrennt, und auch hier sieht man die mächtige Wirkung der Vernichtung unnützer Städteschranken. Frei und luftig erhebt sich der schöne Graben rings um die demolirten Ramparts und wird in wenigen Jahren seinen Wiener Bruder an Schönheit übertreffen. Hier stehen die großen Gasthöfe, hier lauter neue, geschmackvolle Wohnhäuser, hierher zieht sich nach und nach alles aus den engen Gassen, aus den beschränk=

ten Räumen des alten Prags; denn überall findet man das Streben der Menschen, sich auszubreiten, sich's bequemer zu machen, freundliche, helle Wohnungen zu suchen. Dieß ist das Bedürfniß, dieß die Richtung der Zeit, und die Städte, welche den Wendepunkt dieser Anforderungen erkennen, die langer Friede und die Blüthe des Handels und der Kunst dem Menschengeschlechte bringen, werden unbezweifelt an Einwohnerzahl, Wohlfahrt und Umfang gewinnen, während die in Mauern, Gräben und Thore eingepfropft bleibenden entweder aus gehemmter Bewegung absterben, oder, von ihren wohlhabendern Bewohnern verlassen, zu Dörfern herabsinken. In Prag muß man nicht lange in der Tiefe sich aufhalten, und meiner Gewohnheit treu trieb es mich fort auf die majestätischen Höhen, die mich bei der Einfahrt so befreundet empfangen hatten. Den Graben entlang, durch die neue Allee, fuhr ich auf der stolzen Moldau zu der so überaus reizend gelegenen Fischerinsel und von da zum Zeughause und hinter der Briefpost über die neue, breite, hohe Steintreppe hinauf nach der Capelle auf dem Rosalienberge, der mit alten, zackigen, halbverfallenen Mauern eingefaßt ist, die zwar sicherlich den Schuß einer Wallbüchse nicht mehr aushielten, sich aber auf der höchsten Kante des hoch über die Stadt hinziehenden schönen Berges äußerst pittoresk ausnehmen, und, mehr Ruinen als Fortificationen ähnlich, dem großen Prager Tableau einen besondern Reiz verleihen. Von hier ist die schönste Aussicht auf die tief unten liegende Stadt, den zur Linken sich beinahe gleich hoch erhebenden

Hradschin, die schlangenähnlich sich durch Felsen und Häuserdämme windende Moldau, und weit über die entgegengesetzten Hügel und Bergketten hinaus bis in den tiefblauen, prachtvollen Hintergrund der großen böhmischen Gebirge. Ich kam über die von steinernen Heiligen und lebendigen Menschen gedrängt volle Brücke zurück. Auch hier herrscht wie auf der Elbebrücke in Dresden die gute Sitte, daß man auf dem einen Fußweg hin-, auf dem andern zurückgeht. Die Moldaubrücke ist nicht so breit als die Dresdner Brücke, und beide zusammen nicht so breit, als die Waterloobrücke; allein sie ist alt, solid und sehr pittoresk, da unter ihr ganze Fußpassagen durchführen. Ich sah hier eine große Militärleiche, und man kann sich nichts Herrlicheres denken, als ein paar Regimenter böhmischer Grenadiere, diese großen prächtigen Männer von Einem Schlage und braunen, festen Gesichtern, in ihrer ganz weißen Kleidung, den enormen Bärenmützen, in ruhiger, imponirender Haltung hinter ihren Musikbanden einherschreitend, die an Vollendung der Instrumentaltechnik und an dem in der böhmischen Nation so tief wurzelnden, seelenvollen Vortrage alle Militärorchester Europa's weit hinter sich zurücklassen. Ich glaubte die Schatten der alten Cäsarsgarden auftauchen zu sehen, als diese majestätischen Colonnen, dieser Wald von Bärenmützen, in breiten Reihen und unerschütterlichem, langsamem Schritte über die weiten Räume des Grabens einherzogen, das Gewehr in Arm, gleich Cambronne's Heldenschaaren, als sie in die englischen Kartätschen mar-

schirten. So müssen stehende Heere auftreten, wenn sie imponiren und Throne stützen sollen. Auf meine Frage, wen man begrabe, folgte die Antwort: eine Choleraleiche, und so ging es fort; so lange wir bei Tisch saßen, sah ich sieben Choleraleichen hinaustragen. Allein in den Anzeigeblättern steht keine Cholera, und dieses asiatische Ungeheuer verliert von seiner Kraft, wenn man ihm den Namen raubt. Welches Leben aber, welcher Jubel, welche Heiterkeit dieser fröhlichen Böhmen, mitten in den Verheerungen der orientalischen Hyäne, von der man nicht einmal Notiz nahm, und nur mir als Fremdem einige Anekdoten von ihrer türkischen Justizprocedur auftischte. Ein Herr läßt sich das Oberkleid auf den Ball bringen, und sein Bedienter sinkt im Augenblick todt nieder, wie er es ihm umgeben will. Als er nach Hause kommt, findet er seinen andern Bedienten ebenfalls todt im Bett. Der berühmteste Arzt in Prag, welcher mit uns zu Tische saß und gewöhnlich nach Mittag nicht mehr so sicher zu consultiren war, wie Morgens, wird von den Freuden des Desserts zu einem Cholerakranken gerufen. Er wankt an sein Bett, fühlt den Puls und ruft: „Herr, Sie haben keine Cholera, Sie sind besoffen, wie ich," und eilt an sein Digestionsgeschäft zurück. In der That befand sich der Pseudocholerist vortrefflich, nachdem er am andern Tag seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Ich ließ mich von dem allgemeinen Leichtsinn hinreißen und folgte einer Leiche auf den sehr fernen und gleich dem Père la Chaise gelegenen Gottesacker. Der Abend war kühl

und neblicht, und als ich vom Theater nach Hause kam, empfand ich alle jene ominösen Symptome, das Kollern im Leibe, Magenschmerz, Schwindel, und brachte eine böse Nacht zu. Am andern Morgen rief ich meinen Nachbar, der mir gleich eine Cholerabinde schenkte, mich nöthigte mit ihm zu frühstücken und dann mit ihm herumzulaufen. Bis zu Tische war die ganze Geschichte vergessen. Aengstlichkeit ist das schlimmste Gift, mit dem diese entsetzliche Krankheit ihre Pfeile bestreicht.

Das Theater beginnt hier um 7 Uhr. Der Saal ist groß und hell, die Logen geräumig. Jeden zweiten Tag ist Oper, welches bei dieser für Musik glühenden Nation unerläßliche Bedingung für den Impressario ist. Ich muß es leider bekennen, daß Prag die beste deutsche Oper besitzt. Das Orchester ist aus Professoren des Conservatoriums zusammengesetzt, und von einem Feuer, einer Delicatesse beseelt, die vielleicht nirgends übertroffen sind. Das Publicum ist äußerst lebhaft, aber voll Kunstverstand. Alle schönen Partien müssen wiederholt werden, und die Anstrengungen der Künstler steigern sich mit dem Enthusiasmus der Zuhörer. Dem. Lutzer ist allerliebst. Ihr natürliches, munteres Spiel, ihre vollkommen reine Intonation, ihre klangvolle, hohe Sopranstimme, mit der geschmackvollsten, leichtesten Coloratur verbunden, weisen ihr ungeachtet ihrer Jugend den ersten Platz in der deutschen Oper an, und Wien hat gut gethan, sie für sich zu gewinnen. Ich habe selten mit solcher Leichtigkeit und Volubilität singen hören, und die schwersten Aufgaben lösen sich in diesem

großen Talent ohne Anstrengung. Ihr Spiel im Tragischen und Komischen ist gleich vollendet, wie das des Hrn. Pöck, des deutschen Lablache, eines schönen, jungen deutschen Bassisten. Der Tenorist Demmer ist steif und hölzern, wie fast alle seine deutschen Cameraden, allein die Stimme ist von seltenem Schmelz und Kraft. Die Ballnacht von Auber sah ich hier besser als in Paris. Die Namen sind verändert, und der König in seinen Statthalter, Ankerström in Reiterhjelm, der Schuß in Dolchstich verwandelt, das kann man aber der österreichischen Censur nicht übel nehmen und hat auch nicht viel zu bedeuten. Die prächtigen Costumes des Maskenballs haben sie in Paris copirt, und der Tanz war hier wo möglich noch lebendiger. Die glänzende Prodhoska als Gräfin, Dem. Lutzer als lieblicher, von Körperfülle und Muthwillen überströmender Page, und der Donnergott Pöck als Reiterhjelm bildeten nebst den tadellosen, kräftigen Chören ein Ensemblee, das ich niemals in einer deutschen Oper so vollendet gehört habe. Das Genre der Leopoldstadt steht hier jetzt höher als in Wien, und Feistmantel, der als Staberl schon so unendliche Komik entwickelt, ist der einzige glückliche Nachfolger Raimunds. Der Verschwender ist ein junger geistreicher Millionär in allen Phasen des Glücks, Uebermuths, Verführung, Prassen und unendlichem Elend. Dank und Verrath der Diener, Moral, Poesie, Götter und Teufel, alles ist hier fein, geschickt und sinnreich verflochten. Raimund hat das deutsche Vaudeville weit über das französische gestellt,

und der zarte Hauch von Gemüth und Fatalismus, der über diese reizenden Dichtungen hinweht, macht sie uns so unendlich theuer. Feistmantel, der den Valentin Holzwurm gibt, ist zwar kein Raimund, aber ein durchdachter, rührend komischer Charakter. Bei fünfmal nach einander erfolgtem Vorrufen sang er improvisirte Verse, die auf den tragischen Tod Raimunds anspielten und ausdrückten, wie er nie fähig sey, diesen großen Meister zu erreichen oder zu ersetzen. Das Ganze ist in Garderobe, Decoration und Comparsen gut ausgestattet und ein abermaliger Beweis, daß Privatanstalten stets mehr Rührigkeit und Thätigkeit entfalten, als die meistens durch Rücksichten gebundenen Hofbühnen.

Prag ist reich an Fabricaten der Industrie, und die Auslegung seiner Kaufbuden steht der Wiener nicht viel nach. Die geschliffenen Gläser und Krystalle, besonders aber die Spiegel, sind in Böhmen auf die höchste Stufe von Reinheit und Vollendung der Form gebracht. Die Spiegelniederlage der Herren Abele ist einzig in ihrer Art. Die Spiegel werden auch hier wie in England und Frankreich gegossen. Die Goldrahmen mit aufgelegtem Metall sind eben so reich als elegant, die in Gold gefalzten sind für Trumeaux; die ganz breiten, reichen, vergoldeten Holzrahmen werden nur nach der Türkei versendet. Das Glas ist wirklich prächtig, und wenn ich auch in England viel größere Formate gesehen, so ist mir doch nirgends ein solch reiner und durchsichtiger Spiegel zu Gesicht gekommen, wie sie hier alle sind.

Leider ist die Mauth der deutschen Bundesstaaten zu hoch, und deßhalb der Ankauf für uns sehr erschwert, da der Centner meines Wissens mit 18 fl. besteuert ist. Die getrennten Verhältnisse Oesterreichs treten hier sehr fühlbar hervor, und Bayern, das mit Sachsen in keinem Artikel, mit Preußen nur in wenigen Fabricaten concurriren kann, hätte diesen Industriezweig leicht an sich bringen können, wenn man den Herren Abele bei Ludwigsthal mehr von dem dortigen unbebauten Terrain abließe, und so ihre großen Fabricationen nach Bayern zöge, während unter diesen Verhältnissen die schönsten Spiegel, die wenige Stunden von seiner Gränze geschliffen werden, wegen des hohen Zolltarifs kaum dahin gebracht werden können. Mittlerweile etablirt sich dort Steigerwald, der die Gläser preßt und sie deßhalb um unbedeutende Preise ablassen kann, obschon solches Glas dem Kenner und Freund des wahrhaft Schönen und Soliden nie zusagen wird. Abele ist der einzige in Böhmen und Deutschland, der die Spiegel gießt. Seine erste Platte, die 4000 Gulden Conv. Münze gekostet, sprang beim ersten Guß. Seit zwei Jahren wird aber auf seinen Glashütten mit Erfolg gegossen, und es ist kein Unterschied mit dem geblasenen Glase ersichtlich. In Bayern veredelt man zwar meines Wissens das aus Ludwigsthal bezogene Spiegelglas, es ist aber meistens Mittelgut, und so bleibt uns die Hauptzierde eines vollkommenen Meublements, ein schöner Spiegel, beinahe fremd. Vierundzwanzig Millionen der deutschen Vereinsländer dürfen sich nicht in klaren Spiegeln

sehen, wenn sie nicht fast doppelt bezahlen wollen, und der Verlust bleibt für beide Theile gleich groß.

Im achten Jahrhundert herrschte Libussa, Böhmens große Fürstin, auf Wischerad, dem uralten Castell an der Altstadt. Sie erkannte zuerst, wozu Prag durch seine Lage gemacht werden könnte, und erbaute am gegenüberstehenden Berge die jetzige kleine Seite, über welcher sich kühn und stolz die Königsburg, der schöne Hradschin, erhebt. Prag ist sehr ausgedehnt, und das hohe Wisherad und die Bastionen des Hradschins, wo nun eine der schönsten Promenaden angelegt ist, bieten eine wahrhaft entzückende Aussicht, die man vielleicht nur in Stockholm ähnlich finden kann, und die in Verbindung der nächsten Umgebungen, besonders des so überaus schönen Baumgarten, einer Parkanlage des Grafen Chotek, allen Vergleichen gewachsen ist. Die steinerne Brücke wurde erst im vierzehnten Jahrhundert erbaut, und ihr heil. Nepomuk, der schon Millionen Menschen und Thaler nach Prag gebracht, ist in Nürnberg gegossen. Hier wurden Slawata und Martinez von den erbitterten hussitischen Räthen aus dem großen Saal des Hradschin gestürzt und kamen unbeschädigt von diesem katholischen Salto mortale zurück, der sich bloß die kleine Revange des dreißigjährigen Krieges nahm. Wir meinen, unsere Universitäten wachsen zu sehr an und es studiren zu viele Menschen. Unter Wenzel waren 60,000 Menschen in Prag, und erst als Huß sich gegen die fremden Lehrer auflehnte, zogen über die Hälfte mit diesem in die Verbannung. Die hussitische

Reform und Bilderstürmerei zog nun den Verfall Prags nach sich, das sich seit jener gräuelerfüllten Zeit nie mehr ganz wieder erholen konnte, besonders als Ferdinand seinen Hof nach Wien verlegte. Böhmen bleibt das Verdienst, daß alle großen Bewegungen der Kirchen-Reformation in seinem Land ihren Ursprung fanden. Die Waldenser und Albigenser kamen im zwölften Jahrhundert aus Franken nach Böhmen. Sie folgten den alten Lehrsätzen der Manichäer und erkannten ein doppeltes höchstes Wesen, den Ursprung des Guten und des Bösen, das System so vieler alten Philosophen. Sie griffen bereits damals die Hierarchie an, und sind als Vorläufer Hussens zu betrachten. Hieronymus, der die Wiclef'schen Lehren von Oxford ins Vaterland zurückbrachte, wurde gleich Huß wegen ihrer Angriffe auf den Ablaß, den Reichthum und die Macht der Geistlichen, trotz dem sichern Geleite des Kaisers, in Constanz lebendig verbrannt. Der Aufstand der Böhmen erzwang das R·cht des Abendmahls unter beiderlei Gestalten, und nun entzündete sich der furchtbare Bürgerkrieg, der mit der Unterdrückung der hussitischen Lehre endete. Die katholische Religion blieb von nun an die herrschende und die Utraquisten wurden bloß geduldet. Luther verbesserte endlich die waldensischen und hussitischen Lehrsätze, und die Utraquisten, die später ihre volle Religionsfreiheit erhielten, schlossen sich der Augsburger Confession an. Seitdem aber Ferdinand II in der Schlacht auf dem weißen Berge die Protestanten vernichtet, waren alle fremden Religionen ausgeschlossen,

bis Kaiser Joseph sein berühmtes Toleranzedict erließ. Prag zeigt noch le bon vieux tems der Mönche, Klöster und Kirchenschätze, und auch sein äußeres Ansehen gewinnt unendlich durch die große Masse schön geformter Kirchen und Thürme. Als Libussa das große Wort sprach: „es werde Prag!" konnte sie auf den senkrecht in die brausende Moldau herabsteigenden Mauern ihres stolzen Wisherad kaum ahnen, welchen herrlichen Erdenpunkt sie erschuf. Die schönen Gartenterrassen zwischen dem Wisherad und der Neustadt, die herrlichen, amphitheatralisch diese umrankenden, stets in höherm Hintergrund hinaufsteigenden Gebirge, die jenseitigen Anhöhen des Rosalienberges und des Hradschins bieten auf allen Punkten eine bezaubernde Aussicht, und Prag ist eine der schönst gelegenen Städte, die ich kenne. Und noch steht hier des kühnen Wallenstein schönes Schloß, in dem er seine weltumwälzenden Plane geschmiedet, aus dessen hohen Fenstern er die Burg seines königlichen Herrn fruchtlos warnend vor Augen hatte, und dem so nahe ihn der Stahl des Banditen auf vaterländischem Boden ereilen sollte.

München.

Nachdem man ganz Europa durchwandert und sich an der Herrlichkeit alter und neuer Kunst in seinen Ländern erfrischt und erstarkt, ziehe man ein in die Stadt blühenden Fortschreitens und wahrer Kunstschöpfung, in die Hauptstadt des glücklichen Landes, das, eben so fern von der Absurdität des Absolutismus und des alten Regime's, als von dem eben so gefährlichen und nicht minder chimärischen Traume der Republiken und Revolutionen, sich in der ganzen Reinheit seiner Gesinnung erhalten hat, und den gährenden Nachbarn als Beispiel dient, welch' edle Früchte die Segnungen eines langen Friedens tragen können, wenn sie von verständiger Hand gepflanzt und gepflegt werden.

Keine Stadt hat in so kurzer Zeitfrist eine solche mächtige und glänzende Metamorphose erfahren, und wie auch Albions unermeßliche Metropolis in allen Bauweisen neue Paläste und Tempel aufhäuft, im Verhältniß zur Größe ist sie von dem jungen München, durch feinen Geschmack und tiefeindringenden Kunstgeist weit überboten. München ist in diesem Augenblick ohne Rival in der Welt, und das Gepräge wahrer Kunstweihe ist unverkennbar auf seine schöne Stirne gedrückt.

Ich hatte diese gleich einem Zaubermährchen aus den tausend arabischen Nächten auftauchende Wunderstadt seit einer Reihe von Jahren nicht wieder gesehen,

und wie ich es sonst gekannt, fiel es mir unmöglich, an die exaltirten Schilderungen zu glauben, welche mir enthusiastische Reisende aus allen Ländern davon entwarfen. In London sagte man mir, daß fünfzehntausend Pässe dahin unterschrieben wurden, und nur die europäische Krankheitsgeißel mag diese englische Ueberschwemmung von dem deutschen Musensitz abgelenkt haben. Allein meine Erwartungen steigerten sich stets höher, als der feurige Franzose, wie der phlegmatische Holländer, mit dem englischen Touristen Chorus machten, und ich fand, nachdem ich endlich die mir sonst so theure, lebensfrohe Stadt wieder betrat, meine noch unstät schwankende Ahnung durch die Wirklichkeit weit überflügelt.

München verherrlichte sich zu allen Zeiten durch den Kunstsinn seiner Fürsten, allein während wir für jede große Schöpfung ein Jahrhundert verwendet sehen, genügte das letzte Jahrzehnt, um Baudenkmale hervorzurufen, die alles Bestandene an Schönheit weit überbieten, und an Dauer ihnen nicht nachzustehen versprechen.

Einer der entschiedensten Vorzüge, die weite Reisen und vieles Sehen geben, ist die Leichtigkeit der Auffassung. München ist lange nicht vollendet, und in vielem muß sogar erst der noch in der Seele der großen Unternehmung schlummernde Gedanke errathen werden. Aber gleich dem Blitz aus des Gottes Gehirne, springt dem Sehgeübten die grandiose Einheit ins Auge, welche aus den bereits zerstreut umherliegenden Fragmenten in ein herrliches Ganzes verflochten werden soll.

Wo ist der Monarch Europa's, der ein Schloß aufzuweisen hätte, wie der Königsbau in München. Was ist die berühmte Christiansburg in Copenhagen, was das Schloß in Stockholm, was selbst der Vatican gegen die alle ihre Schönheiten in sich schließende Münchner Residenz.

Was ist der maurische Escurial, was das Riesenperrückenschloß zu Versailles, und was endlich der theure Pimlico, der Palast des Brittenherrschers gegen diese lichte, schöne, einfache Königsburg! Wo wäre aber die Pracht in so reinem Einklange mit dem feinsten Geschmacke, wo der höhere Zweck der Architektur so vollendet mit Schönheit gepaart. Alle Künste reichen sich in diesem großen Bau die Hände, um das Vollendetste zu schaffen, was wahrer Geschmack, vereint mit tiefer historischer und artistischer Kenntniß aus allen Fächern der Plastik, der Freske, der Enkaustik zu ziehen vermögen.

Wenn die üppigen Römer ihre Theater mit Silber, Gold und Elfenbein überzogen, wenn die feineren Griechen die Scenen mit plastischen Zierden von Säulen und Statuen bestellten, wenn wir San Carlo noch jetzt von Gold strotzen sehen, so finden wir alle diese äußere Pracht in dem Münchner Theater verschmäht, und edel und sinnreich verziert, erhebt sich der schön griechische Thalientempel, gleich würdig von außen und innen gehalten. In Fischer ging leider einer der größten Baumeister zu früh zu Grabe, und während in keinem Lande ein Theater zu finden, das den angenehmen Eindruck des von ihm

erbauten hervorbringt, kann man nur bedauern, daß sein Werk nicht vollendet, und mit den Seitengebäuden ausgeführt wurde, in deren Räumen für alles gesorgt gewesen wäre, was Unterhaltung für Geist und Körper in großen Städten erheischt. Allein selbst unvollendet ist der Fronton dieses Theaters mit seiner unübertroffenen Säulenhalle, dem großartigen Peristyl und dem herrlichen Belvedere, classisch zu nennen. Fischer verstand es, seine Gebäude zu heben und sie herrschend über die Umgebung hinzustellen.

Dem genialen Gärtner war es vorbehalten, den Verlust Fischers in reichem Maße zu ersetzen, und was wir von diesem großen Architekten bis jetzt in München ausgeführt sehen, trägt den Stempel vollendeter Kunstreife und tiefen Eindringens in den Geist aller Bauweisen. Das classische Alterthum nachbilden, ist stets nur mechanisches Verdienst, und was den genialen Schinkel so groß uns darstellt, ist seine gänzliche Emancipation von aller Nachäffung gegebener Style, die doch immer, weder unserem Klima, noch unserer Lebensweise, noch unserem Auge anpassen. Das schönste Werk Gärtners scheint mir bis jetzt die Bibliothek zu seyn, und wie schön wäre es gewesen, wenn diese imposante Masse von unbeworfenen Ziegeln, die auf einem Quaderunterbau mit hydraulischem Cementüberwurf ruht, gleich der berühmten Bauschule in Berlin, Politur erhalten hätte, und dadurch vor den Einflüssen des Wetters gesichert wäre. Ich hatte bisher die neue Universität zu Upsala für das schönste Werk dieser Art gehalten; Gärtners

Meisterbau belehrte mich aber, daß München auch hierin, wie in so vielen großartigen Schöpfungen, allen Hauptstädten Europa's den Rang streitig gemacht hat.

Von hier drängt sich nun in der an schönen Wohnhäusern so mannichfaltigen breiten Ludwigsstraße, ein Bauwerk Gärtners nach dem andern dem grandiosen Schluß dieser Straße zu, die wohl eine der schönsten Europa's werden dürfte. Jedes ist mit Sachkenntniß, seinem Zweck entsprechend, ausgeführt, und bei dem schönen Institute des Stiftes für Damen edler Familien, in deren Mitte eine königliche Prinzessin ihren Aufenthalt nehmen soll, ist durch die Abtheilung in fünf Pavillons der Zukunft die Wahl gelassen, das große Gebäude in eben so viele Privatwohnungen abzusondern, wenn die jetzt gegebene Bestimmung einst überflüssig erscheinen sollte. Die Gebäude Gärtners zeichnen sich vor allen Münchens durch ihre dominirende Stellung, edle Einfachheit und besonders durch herrliche Portale aus, und über sie ist durchgehends der Hauch der Originalität verbreitet. Diese spricht sich am entschiedensten in der, dem kolossalen hufeisenförmigen Universitätsgebäude gegenüberstehenden Ludwigskirche aus, deren ganz eigen gedachte Thürme, das anhängende Priesterhaus und die sie verbindenden Arkaden einer wahrhaft kühnen Idee entsprungen sind.

Und in dieser prächtigen Kathedrale hat der große Cornelius sein Weltgericht zu malen begonnen, dessen Cartons schon Rom entzückten, und bereits strahlt uns der Richter aller Welten und die Heiligen und die Engel als Repräsentanten des allgemeinen christlichen Glaubens

in überirdischem Schimmer aus den lichten Höhen des Chors entgegen.

Wo immer sich der in München Herumwandernde hinwendet, stößt er auf neues Herrliches, und wenn er die in so reinem mittelalterlich-italischem Style gebaute Straße verläßt, und noch sinnend einen sorgenden Blick zurückwirft, wie die in die nächste Umgebung der Residenz, des Bazars und der Prachtbauten gebrechlich hereinragende alte Stadt, all' dieses Herrlichen würdig, umgewandelt werden möge, schweift sein Blick bereits wieder in neue reizende Perspective, und der stolze Obelisk, den auf dem blutgetränkten Boden der russischen Steppen gefallenen Braven des Vaterlandes errichtet, und aus den Kanonen gegossen, die ihre übriggebliebenen Brüder den Franken abgenommen, glänzt in goldenem Glanz und überdeckt vom Purpur der Abendsonne, durch die weite Ferne herüber.

Weit ab vom Getümmel des lauten Marktes, auf reizenden Wiesplätzen und von duftenden Büschen umgeben, erheben sich in lautloser Stille die Tempel der Kunst, die allein schon hinreichend sind, um den Fremden aus allen Fernen nach München zu ziehen, das seine schönen Musenhallen als Vorposten hinausgestellt, das schönste Bollwerk der civilisirten Welt. Ohne Wache, ohne Schutz, dem Eintritt des Armen wie des Reichen offen, steht sie da, die weiße Marmorburg, einfach, glänzend von dem alten Gestein, gleich einer reizenden Grazienstatue des Alterthums. Und wie auch der Vatican ihren Inhalt an Reichthum antiker Sculptur über-

bietet, die Glyptothek übertrifft ihn weit an chronologischer Ordnung, an weiser Eintheilung und Aufstellung, die aus ihr ein Studium der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker des Alterthums bilden.

Und fern von der Ueberladung gewöhnlicher Bildergalerien, von denen man so oft die größere Hälfte wegwünschen möchte, um nur den Kern des wahrhaft Schönen allein zu genießen, schließt die köstliche Pinakothek einen von tiefer Sachkenntniß ausgewählten Schatz von Bildern in sich, die den Künstler entzücken und belehren, und unter denen der Laie, seinen Geschmack übend, in der behaglichen Ueberzeugung umherwandert, nur den Schöpfungen großer Meister zu begegnen. Zehn Bilder Raphaels bewundern wir hier, worunter eines seiner besten Zeit, umgeben von den Meisterwerken seines Lehrers Perugino und seines großen Schülers Innocenzo da Immola, und den Rivalen del Sarto, da Vinci, Ghirlandajo und Correggio. Aus den viertausend Bildern, die der überfruchtbare Rubens mit seinen Jüngern gemalt, sind hier neunzig der auserlesensten, und an Dürers, Murillos, Vasaris, van Dyks, Wolhgemuths, Schäufeles, Hemlings, Schaffners, Dows, Mieris, Claudes, Ruysdaels, Guidos, Tizians, Veroneses, bis hinauf zu Fiesole, dürfte kaum eine reicher begabte Galerie zu finden seyn. Die Beleuchtung, welche hier in den größeren Sälen angebracht, hat ein Räthsel gelöſ't, dem die Architekten aller Zeiten vergebens nachgespürt. Hier ist kein falscher Lichtrefler, und von wo man immer ein Bild betrachtet, überall übt es seine volle Kraft. Kein

greller Sonnenstrahl trifft das beleidigte Auge, und dennoch bricht das Schutzdach über den obern Fenstern nur seine blendende Wirkung, ohne der Helle selbst zu schaden. Mit heiligem Schauer schreitet man durch diese großen, ohne Uebermaß mit Pracht und Glanz umgebenen Gemächer, in denen dreizehnhundert Werke unsterblicher Meister mit sinniger Berechnung aufgestellt sind, und was wir in jedem einzelnen Raume bewundern, es sind stets die Geister der abgeschiedenen, durch Einen Sinn und Eine Zeit verwandten Heroen, die uns umschweben, und deren Werke die Epoche ihrer Zeiten und ihrer Kunstgeschichte vor uns heraufbeschwören. Welche hehre Erinnerungen sich im Kunstfreund an die Galerien Roms und Florenz reihen, was man immer im Louvre, in der Londoner Nationalgalerie und den großen englischen Sammlungen gesehen, die Pinakothek steht einzig da durch Geschmack, Eintheilung, Beleuchtung und Inhalt. Nur dem Geisterbunde zweier Männer wie Klenze und Dillis konnte eine solche Riesenaufgabe gelingen, die ewig als Modell der vollendetsten Gemäldeaufstellung dienen wird.

Wie aber der unsterbliche Pinsel des Cornelius sich in dem Götter- und trojanischen Saale der Glyptothek durch die ersten großen Wandgemälde in Deutschland verewigt, so sehen wir den herrlichen Zimmermann unermüdlich an den Fresken des Corridors beschäftigt, der parallel die ganze Pinakothek durchschneidet, und aus welchem Thüren in die großen Säle, wie von diesen in die lieblichen kleinen Cabinette führen, diese Boudoirs der

Niederländer, Altdeutschen und Italiener. In den kostbaren Deckengemälden der Loggia finden wir gleichsam die Einleitung in das unermeßliche Buch der Galerie selbst und von Cimabue und Giotto, bis zu da Vinci und Raphael, sind die mächtigen Bannerträger aller großen Schulen hier in bezeichnenden Skizzen aus ihrem reichen Leben mit einer Farbenfrische und Klarheit des Entwurfs ausgeführt, die in Zimmermann einen würdigen Nebenbuhler des classischen Cornelius erkennen lassen.

Von Zieblands Basilika, welche uns zeigen wird, wie die Römer in ihrem Verfalle bauten, und deren mächtige Säulencornischen bereits der Erde entstiegen, bis zu ihrem Antipoden, dem vom Einsturze geretteten und mit des genialen Neher vortrefflichen Frescobildern reich verzierten, einer angelsächsischen Burgeinfahrt ähnlichen Isarthore, begegnen wir auf jedem Schritte zweckmäßiger Erweiterung und Verschönerung der alten Stadt vermengt mit neuen grandiosen Schöpfungen. Wie jedes hervorragende einzelne Gebäude der ältern Stadt gleichsam den Typus einer abgeschlossenen Geschichtsepoche bezeichnet, so finden wir den Maßstab zu Beurtheilung der seit zwölf Jahren gleich einer personificirten Fata Morgana aus dem Erdengrund aufgetauchten Feenpaläste nur in den alle Lebensäußerungen eines gebildeten Volkes umfassenden allmächtigen Triebfedern von Religion, Wissenschaft und Kunst, deren großen Reigen die himmlischen Grazien und der Geschmack höchster Geistesbildung anführen.

Während Rottmanns Pinsel aus dem tropischen

Gluthenhimmel, gleich Prometheus' Götterfunken, die Farben wiederholt, in welche die Bilder der befreundeten Hellas, des schönen Siciliens und des alten Römerreiches getaucht scheinen, senkt der tieffühlende Heinrich Heß seine große Seele in die Tiefen der schwärmerischen byzantinischen Vorzeit, und in der Harmonie der Sphären treten auf dem reichen Goldgrunde, mit dem die gleich einer Himmelsbraut strahlende Capelle übergossen ist, die edlen Figuren hervor, in denen die höchste Stufe der Kunst mit der erhabensten Sinnenreligion zum Götterbunde verschwistert erscheinen. In diesem kleinen Raume drängt sich die ganze Macht des Eindrucks zusammen, welche die Gottesverehrung durch irdische Kunst auf menschliche Gemüther ausüben kann, und es gibt keinen christlichen Tempel der neuern Zeit, der so tief auf die Seele des Andächtigen einwirkte, wie diese in stiller Goldespracht vor uns aufgeschlossene Allerheiligenkirche.

Auch der reine altdeutsche Styl ist nicht vergessen, und wo gebührte dieser ehrwürdigen, rührenden Bauweise eine passendere Stätte, als im Vaterland und Mittelpunkt ihres vorzeitlichen Waltens. Gleich dem filigranähnlichen Thurme des Freiburger Münsters, erhebt sich in der Vorstadt Au auf schönem freiem Markt und am sanften Abhange der Hügelkette, die sich über dem rauschenden Strom zu dem schönen Aufenthalte des unsterblichen Claude Lorrain fortzieht, die Marienkirche, einfach, ernst und feierlich, wie ihre großen Vorfahren des Mittelalters. Und hier, wie in der Ludwigskirche, wird sich die in Bayern wiedererweckte Kunst der Glas-

malerei bewähren, die unter der Leitung des, gleich den alten Meistern alle Zweige der Kunst umfassenden H. Heß, eine große Regeneration erfahren hat. Was wir bisher als Proben dieser Wiedergeburt einer verloren geglaubten Technik wiedersehen, überbietet die Werke der Alten an Farbenpracht und einer dem Stande der heutigen Kunst angemessenen Zeichnung und Perspective. Vor allem macht der diesen Glasgemälden eingehauchte allgemeine Grundton, dessen die Alten so ganz ermangelten, und ohne welchen kein Gemälde richtige Färbung erhalten kann, diese kostbaren, zerbrechlichen Bilder, wie wir sie bereits in der Kathedrale zu Regensburg aufgestellt sehen, wahrhaft verklärt erscheinen, und wenn die glänzenden Farben selbst mit der Festigkeit und Dauer eingebrannt sind, wie wir sie noch in Oxford und York bewundern, so werden unsere Künstler ihre Vorbilder auch hierin weit übertroffen haben.

Allein wie der Adler in den Luftregionen hoch über seinen Brüdern die kühnen Flügel schwingt, so erhebt sich stolz der Königspalast über all' dem ihn umringenden Schönen. Wie herrlich steht die breite Front des nun bewohnten Königsbaues da, mit ihren kolossalen Glasscheiben, aus denen der erhabene Schöpfer all dieser Pracht ruhig auf das glänzende Bronzebild seines edlen Vaters herabsehen kann, das die dankbaren Bürger durch Rauchs und Stiglmaiers Meisterhände unter seinen Augen errichten ließen. Wie rein erscheint die vollendete Architektur dieser so glänzend im Rusticostyl ciselirten Quadern und Pilaster, gegen die Cyklopenmauern des

Palastes Pitti. Was aber würde der gute Gustav Adolph jetzt sagen, nachdem ihm früher das Münchner Schloß so wohl gefallen, daß er es auf Rädern nach Stockholm führen zu können wünschte, wenn er diese gigantische Quadratanlage sähe, wie sie jährlich mehr ihrer erhabenen Vollendung entgegenschreitet, und wie besonders der Flügel, welcher dem lieblichen Hofgarten gegenübersteht, in seiner ganzen stupenden Majestät, von reizenden Blumenparkets umflossen, herrschend durch großartige Massen, mit seinem von gewölbter Vorhalle getragenen Säulenbalcon, sich vor unsern staunenden Blicken erhebt. Keines äußern Schmuckes bedürftig, und durch seine Architektur erhaben, erscheinen nur die übrigens so schönen Statuen auf der flachen Verdachung, so wie die doch ganz unedel gehaltenen liegenden Löwen, beinahe als überflüssig, ja sogar störend. Welche Wirkung wird dieser Prachtbau hervorbringen, wenn erst der vierte nach dem Reithause gerichtete Flügel, welcher Capelle und Theater in den Bereich des Schlosses ziehen oder sie damit verbinden soll, hergestellt seyn wird, jeder Theil des grandiosen Viereckes in verschiedener Bauart, und das Ganze im Innern von den ersten Künstlern überreich ausgestattet und verziert, ganz geeignet, um die Pracht und Feier eines kunstliebenden Hofes in seinen Räumen aufzunehmen!

Unter siebenhundert Malern, die jetzt in den erwärmenden Sonnenstrahlen dieses deutschen Athens ihren Ruhm zu begründen streben, sind die vorzüglichsten berufen, um die Königshallen zu schmücken, und wer die

Niebelungensäle und die Cartons gesehen, nach denen Julius Schnorr die Geschichte Karls des Großen, Barbarossa's und Rudolphs von Habsburg ausführen wird, kann nicht länger zweifeln, daß Europa keine fürstliche Wohnung aufzuweisen hat, die nur entfernt mit diesem Denkmale großartigster Gesinnung eines deutschen Monarchen in die Schranken treten könnte. Allein der Plastik scheint es vorbehalten, den Triumph über alle andere Kunst in der Ausstattung dieses Königspalastes davonzutragen, und zwei Männer besitzt München, um diese Aufgabe zu lösen, die, beide noch zu wenig bekannt, durch ihre Schöpfungen bald die Welt mit Bewunderung erfüllen werden.

Schwanthaler, der Sohn des früheren Hofbildhauers in München, gehört durch Geburt und durch Genie unserm Jahrhundert an. Beim geschickten Vater und in der Akademie für die leidenschaftlich geliebte Kunst erzogen, erhielt er durch mehrjährigen Aufenthalt in Rom die wahre Weihe, und was rechtzeitige Unterstützung fürstlicher Mäcene nützen könne, hat Schwanthaler seinem König und der Welt bereits zur Genüge bewiesen. Was dieses Schoßkind der Kunst, dieser rastlose Mann, jeder Zoll ein Bildhauer, in vier Jahren in München hervorgebracht, ist bereits bekannt, gewürdigt und beschrieben. Was aber im Werden begriffen, was alles früher Geleistete weit hinter sich zurückläßt, und zeigt, was aus diesem großen Genie noch hervorgehen muß, finden wir jetzt in seinem Atelier aufgehäuft.

Hier in seinem Sanctuarium, dem Museum seiner schöpferischen Kraft, ist die Achse, um welche sich seine begeisterten Lebens- und Kunstgenüsse drehen; hier lebt und webt er mit den hehren Gestalten, die sein Meißel sicher und klar den todten Steinen entlockt, und hier beschwört er sie herauf aus den Tiefen jugendlich poetischer Träume, die ewig frischen Götterbilder der alten Welten, und die von den edelsten Idealen schwärmerisch durchglühte Phantasie führt rastlos ins Leben, was in der Jünglingsbrust, gleich den verschlossenen Feuersäulen des Vulcans, still und heilig fortgeglommen, und sich die Bahn der Begeisterung gebrochen hatte. Wie unserm größten deutschen Dichter, Rückert, der Versbau nur mechanisches Spiel ist, und der poetische Drang, gleich dem alle Dämme durchbrechenden Strome, jedes Hinderniß gewöhnlicher Technik niederwirft, so ist Schwanthaler, der Sculptor durch und durch, ewig neu, ewig schön in Stellung, Haltung und Lebenswahrheit seiner Bilder, und womit andere Bildner sich abmühen, das schöpft er in stets überraschenderer Verschiedenartigkeit aus den unversiegbaren Quellen des in seiner Brust wohnenden Urschönen. Nichts wiederholt sich in diesem von Schönheitsfülle überströmenden Genius, und wie wir sie da beisammen sehen im classischen Chaos der Werkstätte, die großen Kaiser und die Heiligen der Kirche, die Künstler und die Helden, alte Götter und die Braven unserer Zeit, jedes in sich abgeschlossen, jedes seinen historischen Charakter laut verkündend, jedes eigenthümlich, jedes ganz und klar, so zieht sich das goldene Band des Ge-

nie's durch alle diese verschiedenen Gestalten, und bannt sie in den Zauberkreis wahrer Kunst.

Die schwerste Aufgabe für den Bildhauer bleibt stets die Ausfüllung der Giebelfelder, und Thorwaldsen hat uns in seiner Johannispredigt in Copenhagen gezeigt, daß die Antike nicht mehr ausschließlich im Besitze dieses Problems geblieben. Allein bereits verdanken wir der unermüdeten Thätigkeit Schwanthalers vier Giebelgruppen, welche keiner bekannten Arbeit des Alterthums nachstehen dürften. König Ludwig hat den vaterländischen Künstler durch das Vertrauen, womit er ihm diese schwierige Arbeit übertrug, geehrt und begeistert, und zugleich einen Zweig der Plastik wieder ins Leben gerufen, zu dessen Darstellung das Relief unfähig ist, und der seit den besten Zeiten der Antiken geschlummert hatte. Schwanthalers für die Glyptothek gefertigtes Giebelfeld enthält fünfzig, noch von Wagner in Rom componirte kolossale Statuen in Marmor. In den zwei Giebeln für die Walhalla finden wir die Hermannsschlacht, und die Wiederherstellung Deutschlands nach dem französischen Kriege. Das vierte Giebelfeld wird das der Glyptothek gegenüberstehende Gebäude für Kunstausstellungen schmücken.

Im Giebel der Glyptothek, das mehrere Bildhauer nach Wagner unter Schwanthaler ausführten, steht Pallas in Mitte der verschiedenen Verzweigungen, welche in der Plastik vorherrschen. Im vierten Giebelfelde, über dem Kunstausstellungstempel, bringen die Künstler ihre Arbeiten der Bavaria dar, welche die Kränze für die drei Kunstfächer zur Vertheilung bereit hält.

Unübertrefflich ist die Anlage der Hermannsschlacht im zweiten, für die Walhalla bestimmten Giebelfelde. Nicht wie die Aegineten im Einzelkampfe, sondern allegorisch in sprechend gestellten und geordneten Figuren, frei und erhaben, versinnlicht sich das große Bild, geistreich in seinen Figuren nach dem schmälern Raume des Dreiecks geordnet. Die mit Scharfsinn und tiefeindringender historischer Forschergabe ausgeführte Idee läßt jedem nur einigermaßen mit der deutschen Geschichte Vertrauten leicht errathen, welche Begebenheit hier dargestellt wird, und der nur mit Mantel, Schild und Schwert bekleidete nackte Heros, der in übermenschlicher Gestalt die Mitte des Raumes einnimmt, zeigt uns in seinen Arm- und Beinringen, mit denen wir die alten Germanen den Hünengräbern entsteigen sehen, daß es ihr Führer in grausiger Schlacht seyn muß, den uns der Künstler zeigt, wie ihn Tacitus geschildert. Wie verständig und herrlich ist das Ganze verflochten und wie charakteristisch finden wir die Elemente des deutschen Lebens hier gezeichnet. Der kühne Sikambrer, der die Fahne des Aufruhrs aufsteckt, der die Götter um Sieg anflehende Barde, die der Höhle entschleichende deutsche Prophetin, das schöne Weib, das den Siegerhelm eines erschlagenen Greises bekränzt, auf der einen Seite des gewaltigen Hermann, auf der andern aber die Verwirrung und das wilde Leben der römischen Legionen, von dem tapfern Veteran, der sterbend den besiegten Adler und seine Schmach zu begraben trachtet, bis zu dem im Sumpfe untertauchenden, den Zeus zur Rettung

und Rache auffordernden Manipelträger, stellen ein Bild dar, welches in neuerer Plastik ohne Beispiel ist, und das im todten Gestein eine Wahrheit, Rührung und Erschütterung ausdrückt, deren Sprache sonst nur der Malerei zu gelingen pflegt.

Alles, was wir in Schwanthalers Atelier sehen, ist den Marmorbrüchen zu Slanders in Tyrol entnommen, deren Stein weißer wie der parische und adernloser wie der carrarische ist. Die Modelle zu den vier und zwanzig Statuen berühmter Maler, welche aus Stiglmaiers Bronzeguß für die Pinakothek bestimmt sind, ein Christus für Bambergs Dom in byzantinischem Style, zwei Nymphenstatuen für das Felsenbad zu Hohenschwangau, und viele Skizzen, theils zur Ausführung, theils für andere Bildhauer angelegt, füllen in reizender Unordnung die Werkstatt. Demnächst soll die große Bavaria begonnen werden, welche von Bronze gegossen 54 Schuh hoch wird, und vor der sogenannten Ruhmeshalle, ein zur Aufbewahrung der besten und berühmtesten Bayern bestimmtes Gebäude, aufzustellen kömmt. Noch werden Schwanthalers Compositionen zu großen Frescobildern für das Erdgeschoß des Saalbaues im Schlosse, Darstellungen aus der Odyssee enthaltend, von Hiltensperger ausgeführt, wie sich denn im Mittelalter oft ähnliche Verhältnisse zwischen befreundeten Künstlern entfalteten. Auch ist aus Schwanthalers Phantasie-Fundgrube schon unendlich Vieles für die Maler des Königsbaues entsprungen.

Nun aber steige der Kunstfreund eine Treppe nieder in den untern Raum des Ateliers, und mit Ehrfurcht

sieht er sich von den erhabenen Fürstengestalten umringt, die hier in Geisterschauer wie in einer Gruft beisammen stehen, und ernst und feierlich ihrer Auferstehung und Aufstellung in den Prachthallen des Thronsaales entgegenharren. Es sind die zwölf Ahnenstatuen aus den Häusern Bayern, Pfalz und den zweibrückischen und schwedischen Linien, wovon hier sechs in Gyps, zwei in Thon angefangen sind, vier aber bereits vollendet zum Bronzegusse im Gießhause stehen. Hier waltet strenge historische Wahrheit im Portrait und Costume, mit genauer Rücksichtsnahme auf die Individualitäten. Die kriegerisch gesinnten Fürsten sind in vollständigem Waffenschmuck, Ludwig der Bayer ist im Krönungsornate, Kaiser Ruprecht ist in einfacher Rüstung mit dem Kaisermantel, Acquisitionen von Ländern sind durch Wappenschilde bezeichnet. Die geschichtliche Gewissenhaftigkeit ist so weit getrieben, daß einer der Ahnen, dessen Bildniß nicht sehr deutlich erhalten, sich vorfand, mit halbaufgezogenem Visir dargestellt wird, Otto von Wittelsbach aber gar nicht vorkömmt, weil durchaus kein Conterfey von diesem Gewaltigen in den Archiven aufzufinden war. Welch verschiedener Charakter war in den hier aufgestellten großen Fürsten auszudrücken, und wie schwer muß es für den Künstler gewesen seyn, den wilden zwölften Karl neben dem weisen Albrecht, den großen Kriegshauptmann Max Emanuel neben dem erlauchten Otto, den siegreichen Friedrich neben Ludwig dem Reichen aufzustellen, ohne in zu scharfe Gegensätze zu verfallen, oder sich zu wiederholen. So groß aber die Zahl dieser

Fürstenstatuen ist, jede zeigt doch ihre eigenthümliche, vollendet durchgeführte Gestalt, und die ungezwungene, ungesuchte Mannichfaltigkeit der Stellungen dieser kolossalen Stammbilder ist so erstaunlich und macht einen so erhabenen und wohlthätigen Eindruck, daß ich dieser Arbeit Schwanthalers unbedingt den Vorzug vor allen seinen übrigen herrlichen Schöpfungen geben, und in ihnen seinen höchsten Beruf zur welthistorischen Bedeutsamkeit erkennen möchte.

Als ich im Herbste des verflossenen Jahres in Berlin verweilte, traf dort die Nachricht von dem Tode Stiglmaiers ein, welche sich nach einigen Tagen dahin berichtigte, daß es der Bruder des berühmten Bronzegießers und nicht er selbst war, den die Zeitungen hatten sterben lassen. Der Schmerz Rauchs bei dieser Trauerbotschaft war gränzenlos, wie seine Freude, als sie sich widerlegte. Er hätte seinen treuesten Freund und Kunstgenossen verloren, wer hätte aber der Kunstwelt diesen Verlust ersetzt? Mir sind in diesem Augenblicke nur zwei Koryphäen der Bronzegießerei bekannt, Manfredini in Mailand und Stiglmaier in München. Die schönsten Unternehmungen in Bayern wären still gestanden und Schwanthalers prächtige Modelle verschwendet gewesen, wenn sich jene Nachricht verwirklicht hätte.

Stiglmaier ist ebenfalls ein geborner Bayer, wie Schwanthaler, und beide große Künstler rivalisiren in anspruchlosem Wesen, liebenswürdiger Zuvorkommenheit gegen Fremde, und jener Bescheidenheit, ohne welche wahres Verdienst nicht gedacht werden kann. Sie sind

verbunden durch das Interesse ihrer Kunst und durch die Bande innigster Freundschaft, werth einer des andern, beide schon dem Griffel der Clio und dem Lorbeer der Unsterblichkeit verfallen.

Stiglmaier begann als Goldschmied, wurde dann zum Münzgraveur gebildet und trat in die Akademie. In Neapel wohnte er dem Gusse der Reiterstatue Karls III. bei, und versuchte hierauf selbst seine ersten Gießoperationen. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er sogleich an die Spitze der in München errichteten Erzgießerei gestellt, und bereitete sich zum Antritt seines wichtigen Amtes noch durch Reisen nach Berlin und Paris vor. Und nun drängten sich die großartigsten Aufträge, worunter wir nur an den schönen Candelaber, das Monument im Bade Kreuth, den Obelisk von 100 Fuß Höhe, und das kolossale Denkmal des Vater Max, erinnern wollen, obschon Stiglmaier eben so unerschöpflich, eben so unermüdlich, wie sein Freund Schwanthaler, bereits unendlich viel Schönes hervorgebracht hat.

Auch die Wiederbelebung dieser erhabenen und unserer Atmosphäre sicher mehr als Marmor anpassenden Kunstgattung blieb der jetzigen Regierungsepoche überlassen, und der erste Guß aus dem Flammenofen wurde schon nach Verfluß eines Jahres nach der Thronbesteigung König Ludwigs in Gegenwart des ganzen Hofes ausgeführt.

Gegenwärtig hat die Thätigkeit dieses feuersprühenden Ateliers alle Springfedern ihrer großen Kräfte aufgespannt, um zu gleicher Zeit die außerordentlichsten Werke

hervorzubringen, welche in unsern Zeiten in Bronze ausgeführt worden sind. Schwanthalers kolossale Fürstenstatuen sind es, die ihren ehernen Leib hier erhalten und damit zum zweitenmale der Ewigkeit entgegengehen sollen. Die ersten Proben der Feuervergoldung sind bereits gemacht. Die Gesichter sind matt, die Rüstungen ganz vergoldet, welches einen sehr glücklichen Effect hervorbringt.

Bereits vor sechzig Jahren hat der Engländer Hill die erste Erfindung gemacht, wie die Arbeiter bei dem Vergolden der Metalle gegen die schädlichen Wirkungen der Mercurialdämpfe zu schützen, indem er die Arbeit auf einem Herde, mit trichterförmigem Kamine versehen, verrichten ließ. Der Luftzug und die Abführung der Dämpfe wurde durch die Wirkung von Blasebälgen begünstigt.

D'Arcet in Paris hat die Ableitung der Dämpfe durch die Construction eines eigenen blechernen Ofens, welcher den ganzen Herd umgibt, und dennoch das Beobachten und Handhaben der Arbeit gestattet, wesentlich verbessert. Das durch den Temperaturunterschied gestörte Gleichgewicht zwischen der äußern Luft und der im Kamine eingeschlossenen Luftsäule bewirkt bei dieser Einrichtung den Luftzug und somit die Ableitung der Dämpfe.

Stiglmaiers Vorrichtung zur Vergoldung ist eine verbesserte Manier nach d'Arcet, und äußerst bequem. Die großen Massen Erz, welche nun im Ganzen zu vergolden kommen, machten größere Einrichtungen und vermehrte Vor-

sichtsmaßregeln nothwendig, und was wir hier sehen, ist zur Sicherung der Gesundheit während der Arbeit berechnet. Der Herd ist mit Fenstern umgeben, der Kamin erwärmt, wodurch die so gefährlichen Dämpfe des Quecksilbers dem hiervon erzeugten raschen Luftzuge folgen, und mit in den Rauchfang gezogen werden.

Die Bewegung der zu vergoldenden centnerschweren Stücke geschieht mittelst einer an der Decke angebrachten Eisenbahn, woran das Metallstück vermöge einer Kette und eines Rollwagens durch den einfachst denkbaren Mechanismus auf jede beliebige Weise regiert werden kann.

Während aber die ungeheure Reiterstatue Max I, in Thorwaldsens classischem Modelle bereits in den tiefen Schacht versenkt, des kühnen Meisters vulcanische Flammenströme erwartet, um durch Feuer in Erz verwandelt der glühenden Erde zu entsteigen, harrt bereits an der Schwelle, bescheiden in die Tiefe blickend, welche den großen Kurfürsten mit Feuergluthen umringt, unser aus Rom angelangter Dichterkönig Schiller, der Gott der Herzen, dessen reine Seele der Läuterung irdischen Feuers nicht mehr bedarf, nachdem der göttliche Funke von ihr ausströmt, ewig und unwandelbar, über Völker und Zeiten.

Und wenn der tapfere Fürst und der unsterbliche Sänger ihre Verwandlung vollendet, dann wird der Meister das eherne Thor gießen, die heilige Pforte, die einführen soll in das Heiligthum des Tempels, der über dem vaterländischen Silberstrome auf den weit über das Land hinblickenden Höhen des ehrwürdigen Regensburg sich

hoch in Marmorpracht erhebt, und dessen Schöpfer den Ehrenplatz unter den großen Deutschen verdient, die er aus dunkler Vergangenheit hervorruft, um sie unter den dankbaren Enkeln als Denkmale unserer einstigen Größe wieder aufleben zu lassen.

So sehen wir nun das neue München um die alte Stadt gleich einem Riesenfächer ausgebreitet, in der blühenden Schönheit eines ins Mannesalter übertretenden, von Lebenslust und Kraft überströmenden Jünglings. Wer diese Hauptstadt vor zwanzig Jahren bewohnte, hat Mühe sich jetzt in ihr zurecht zu finden, denn die vier Hauptstraßen, aus denen sie bestand, und welche sämmtlich vom Marktplatze auslaufen, haben sich nun in unendlich divergenten Radien nach drei Richtungen hin ausgedehnt, und fast mit Bangen durchwandert man die endlosen Straßen, welche unter sich so wenig Zusammenhang haben. Allein das neue München läßt sich nicht beurtheilen, wie Berlin oder andere große Städte, die nur aus Häusern bestehen, und alle ländliche Zugabe vornehm mißachten. Durch alle neuen Stadttheile zieht sich hier eine Reihe von Baumanlagen, Wiesplätzen und Privatgärten, und reizendes Gebüsch schlängelt sich leicht und üppig hinter Straßen und Häusern fort, wie auch die kleinen Blumenparterres in der so lieblichen englischen Weise bereits in geschmackvollen Umzäunungen vor den Häuserfronten sich erschließen. Alle diese kleineren Anlagen scheinen unter sich verbunden, und streben der Vereinigung mit dem großen ächt englischen Parke, dieser Perle der Hauptstadt, entgegen, der wohl einzig in seiner Art auf dem Continent

ist, an dessen Eingange das Hôtel des edlen Prinzen Karl steht, und dessen reizendes mannichfaltiges Grün durch den Hofgarten bis zu den Fenstern des Palastes hereinragt. So steht München, durchwebt mit dem schönsten Schmuck der Natur, eine Mischung von Kunst= und Naturpracht, einzig und feenhaft da, und so behaglich auch das frühere concentrirte, aber doch zu gedrängte Zusammenleben hier war, so erweitert sich jetzt die Brust in den weit ausgebreiteten Anlagen, in dieser Universalakademie aller das Menschendaseyn verschönernden und veredelnden Künste.

Eine geistreiche Französin, die ich auf Reisen in Italien kennen gelernt und nun mit München bekannt gemacht hatte, blieb, getroffen von einer so überraschenden Idee, plötzlich an der schönen neuen Steinbrücke der Isar stehen, und entwarf uns rasch und mit ächt gallischer Beweglichkeit einen Bauplan, wie sie das neue München gebaut hätte. Wie der Triumphbogen des Septimius Severus in das römische Forum einführt, so hätte das Isarthor in eine weite marktähnliche Straße einmünden müssen, deren Häuser und Tempel in einen der Garde=Cuirassiercaserne entsprechenden Einklang zu setzen gewesen wären. Und wie der Bogen des Constantin in das goldene Kaiserhaus und die ewige Roma leitete, so hätte ein römisches Thor vor der Brücke den Eingang in die Königsstadt bezeichnet. Ueber die sanften Abhänge des Gasteigberges hätte sich als Avenue die prächtige Ludwigsstraße hinaufgezogen, und auf den scharfen Kanten der Anhöhen, die sich

gegen Neuberghausen hinziehen, hätten sich der herrliche Palast und die Tempel alle erhoben, die jetzt in der Ebene weit umher zerstreut liegen. Hinter diesen Götterhallen, der attischen Vorbilder würdig, hätte sich in mächtigen Massen die große Stadt, dieses neue Palmyra ausgedehnt, und während der Blick auf dieser Hochebene nur durch die glänzend weißen Alpen im fernen Horizonte begränzt wäre, stiegen reizende Terrassen und Marmorstufen, gleich der Treppe, die vom Donaustrande von Gebüschen umhüllt zur Walhalla emporführt, zu der mit schützenden Quaderufern eingedämmten reißenden Isar hinab, und das treue Land könnte aus den weitesten Fernen die Höhen entdecken, die mit den Tempeln ihres Gottes und ihres Herrschers, und mit den Denkmalen seiner Kunstliebe übersäet sind. Und als Schlußstein weit herausragend über die Paläste und den schönen englischen Park, sollte sich das einzige Gebäude erheben, das München noch entbehrt, eine gothische Kathedrale. Aehnlich dem strahlenden Mailänder Dome würde das von tyrolischem Marmor aufgeführte Gebäude auf diesen alles beherrschenden Hügeln eine unbeschreibliche Wirkung hervorbringen, eine Wirkung, die alle uns überlieferten gothischen Gotteshäuser wegen ihrer durchaus versteckten Lage überböte.

Es gibt keine große Stadt, die ohne Handel sich bevölkert hätte, denn Handel und Industrie allein haben und bringen Geld. Wie aber das Herz im Menschen seine Functionen nicht erfüllen kann, wenn die Arterien keine freie Circulation besitzen, so wird einer Stadt

nur dann das Handelsinteresse sich zuwenden, wenn Menschen und Güter ihr leicht zuströmen können. Was muß aus München noch werden, wenn Eisenwege aus allen Gegenden nach ihm hinziehen, und wenn Stunden hinreichen, dieses herrliche Ziel zu erreichen, wo jetzt Tage auf marternden Chausseen verwendet werden müssen. Unbeschreiblich würde der Andrang seyn, wenn dieser große Verbindungshebel in Anwendung käme, und dann fehlte nur noch die Anlage eines großen Gasthofes in der Weise des Hôtel des Bergues in Genf, dieses Prototyps aller Gasthäuser der Welt, um jedem die Pilgerfahrt nach dem Brennpunkt der Künste und europäischer Civilisation zu erleichtern und zum Bedürfniß zu machen. Wie man jetzt mit vielen Kosten nach Florenz und Rom wallfahrt, könnte auch der an Mitteln Beschränkte mitten im deutschen Lande, im Herzen Europa's, Alles vereinigt finden, was selbst die kühnsten Wünsche zum Kunstgenusse fordern wollten.

Die Seele, die Alles belebt, die Sonne, welche in dieser kunstgeschwängerten heiligen Erde so edle Früchte hervorruft, ist der hohe Herr des Landes, durchglüht von Liebe zum Schönen, ein Mäcen, wie kaum ihn je eine Zeit gebar. Die Geschichte zeigt uns viele Gewaltige der Welt, aus deren Einzelnwillen die erhabensten Werke hervorgegangen. Allein der wahre Kunstverstand, der hohe Genius, der seiner Zeit die Richtung zu geben vermag, und der in die Bedürfnisse der Geister und des Geschmacks eindringt, er ist eine Gabe des Himmels, die Wenigen hienieden verliehen,

und der nur im Bunde mit tiefern Studien und daraus entspringender Erkenntniß des ewig Schönen solche Resultate in solch' kurzer Frist hervorzuzaubern vermag, wie wir sie in München vor uns sehen. Mit dem seltenen Talente, Künstler und Kunstwerke nach ihrem Werthe zu erkennen und sie für sich zu gewinnen, vereinigen sich rechtzeitige Sparsamkeit und weise Auswahl, und ohne diese Eigenschaften wäre es wohl selbst dem reichsten Monarchen der Welt nicht gelungen, diese erstaunliche Schöpfung zu gründen, die bereits anfängt, das Entzücken der gebildeten Welt auszumachen.

In den Fußstapfen seines geistüberströmenden Vaters sehen wir bereits seinen hochherzigen Sohn wandeln, und in dem Erbe der Hohenstaufen, wo der unglückliche Conradin seiner Mutter das letzte Lebewohl zurief, um im Kampfe für Thron und Recht sein junges Leben einzusetzen, im romantischen Bergschloß Hohenschwangau, sehen wir den edlen königlichen Jüngling in der Stille der Weisen, umringt von großen Künstlern und tiefen Forschern, die Quellen des Wissens verfolgen, die ihm von den ernsten Männern deutscher Gelehrsamkeit zugeflossen sind. Von feurigem Geiste, von einer Gelehrsamkeit und einem Scharfsinn durchdrungen, die wohl Jeden ihm gegenüber der Fassung momentan zu berauben vermag, gibt es wenige Fürsten, die so bescheiden in ihren Aeußerungen und so aufmerksam für das ihnen Gesagte sind. Ich habe noch selten Männer gefunden, welche so sichtlich alles ihnen der Beachtung werth Dünkende in sich aufzunehmen scheinen, und wenn der Wunsch ja recht lebhaft hervortritt, etwas wahrhaft

Neues und Belehrendes ausdrücken zu können, so habe ich dieses Bedürfniß vor Allem empfunden, wenn ich in das reine, klare forschende Auge dieses liebenswürdigen Prinzen blickte.

Schön und freudig bereitet die Zukunft ihre Fittige über Bayern aus, und sie verknüpft sich mit der Gegenwart zum heiligen Bunde, der dem biedern Volke Bürgschaft gibt für seine Wohlfahrt. In dem festen Sinn des Herrschers liegt der Kern, um den sich der ganze Lebensstrom der Kunst fluthend bewegt, und tief und unerschütterlich haben die Wurzeln in die Erde geschlagen, deren üppig bewachsene Bäume nur die süßen Früchte des Friedens in reicher Ueberfülle darbieten werden.

Rippoldsau.

Ich verließ Stuttgart an einem herrlichen Morgen, um durch das malerische Würtemberg nach der Quelle zu ziehen, die immer noch zu wenig bekannt, nur in der Erinnerung der Hunderte lebt, die an ihr den Born erneuter Lebenskraft getrunken haben. Es war, als wollte die Natur an einem Tage gut machen, was der das Frühjahr verschlingende Winter uns so lange vorenthalten hatte, und die feurige Juniussonne strömte ihre ganze Pracht über das frische Sonntagsleben der freundlichen Städtchen und Dörfer, der lieblichen schwäbischen Mädchen und über die ganze Herrlichkeit der üppigen Berge und Thäler aus. Auf den Höhen über den ritterlichen Burgruinen von Nagold überblickt man den über unzählige Bergrücken sich aufthürmenden Schwarzwald, und die senkrecht fallenden Strahlen des glühenden Gestirns tauchten das imposante Bild in die Färbung, wovon der unabsehbare Forst seinen Namen erhalten hat.

Der majestätische Kniebis, das Granitbollwerk Deutschlands, bildet die Gränze zwischen Baden und Würtemberg, und auf den Hochebenen dieses Grundpfeilers eines von Flüssen eingeklammerten unwegbaren Urgebirgdreiecks, erheben sich noch die Schanzen, die Kunde geben, wie hier zu allen Zeiten Deutsche für ihre Laren kämpften und fielen. Als Eingangspforte

zu diesem Felsenkoloß liegt Freudenstadt, und wer noch vor wenigen Jahren die Höhen mühsam erklimmte, den führt jetzt eine Kunststraße nach der das ganze Rheinthal bis Straßburg beherrschenden Spitze. Als ich einst in dieser trostlosen verfallenen Festung übernachten mußte, zog mich im Posthause die Tochter des Wirthes durch ihr zartes, liebreizendes Wesen an, zu gut für ihre Umgebung, eine Sylphide unter Gnomen. Ihr liebliches Bild trat immer lebhafter vor meine Erinnerung, je mehr ich mich Freudenstadt näherte, und meine erste Frage, die ich an ein mich empfangendes junges Mädchen richtete, war nach ihr. „Sie ist todt," war die lakonische Antwort, in deren zitterndem Ton ich die Rührung der Gefragten erkannte. Nicht allein die kaum Vermählte, auch ihre einzige Schwester, war dem Grabe verfallen, und dort liegen sie beisammen, so jung, so hold, so voll getäuschter Hoffnungen auf das schöne Leben. Mit Schmerz über die so oft sich wiederholende Erfahrung, daß die besten Menschen uns am frühesten entrissen werden, wendete ich mich an den tiefbedauerten Vater, in dem aber für meine Trauer keine Saite anklingen wollte, und der meine Stimmung nur benützen wollte, um mich für die Nacht in seinen Gasthof zu ködern. Vergebens forderte ich Postpferde, um die letzte Station nach Rippoldsau noch bei Tage zurückzulegen. Zwei Stunden hielt mich der Barbar unter nichtigen Vorwänden zurück, und nur als ich drohte, in Stuttgart Klage zu führen, wurde mir eine Equipage zusammengestoppelt, die man kaum in Polen abenteuerlicher finden

kann. Ein entlehntes Pferd wurde mit einem Fohlen an eine schwindsüchtige ehrwürdige Kutsche gespannt, und ein vor meinen Augen durch eine Postillonsjacke metamorphosirter Bauernbursche ergriff die morschen Zügel der Regierung. Dessen ungeachtet zahlte ich eine das gewöhnliche Postgeld überschreitende Taxe, und auf den jähen Abhängen, die vom Kniebis in die Wolfsschlucht hinabführen, brach Aufhalter, Sperrkette und Radschuh, so daß ich mehr beschäftigt war, des edlen Postmeisters fragiles Fuhrwerk vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren, als mich von ihm an meinen Bestimmungsort führen zu lassen. Später hörte ich, daß dieses saubere Stratagem sich in Freudenstadt an vielen nach Rippoldsau reisenden Fremden wiederholt hatte, wodurch ich in die Lage kam, erst gegen Mitternacht meine joyeuse Entrée in dem unter finstern Schatten der Nacht begrabenen friedlichen Schluchterbad zu halten.

In Rippoldsau fand ich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ein alter italienischer General, der für die aus der glorreichsten Zeit seinem Körper gebliebenen Ueberlieferungen an der mächtigen Quelle Hülfe suchte und fand, stand nebst seiner geistreichen Tochter an der Spitze einer in den reinsten Gesellschaftsaccorden gestimmten Coterie, in welcher die liebenswürdige Gattin eines reichen deutschen Barons, und zwei unendlich anmuthige junge Damen aus Straßburg, die Hauptzierden bildeten. Jeder Abend bringt nun neuen Zuwachs aus nah und fern, und Jeder, der mit seiner

Kalesche in den freundlichen, von Alleen und Wohnhäusern umschlossenen Hofraum einfährt, findet sich gleich heimisch in diesen gemüthlichen Umgebungen. Es herrscht hier ein heiteres, ungezwungenes Familienleben, wozu höhere Bildung jedem Ankömmling ohne alle Ceremonie den Eingang öffnet. Fern von Etikette und Toilette, bleibt Alles in dem Anzuge den ganzen Tag über, wie man sich Morgens an den Quellen begrüßt, und das zierliche Hauskleid der Frauen erhöht die Behaglichkeit des anspruchlosen Zusammenlebens. Man sieht es der Gesellschaft an, daß physisches Bedürfniß sie zusammengeführt, und daß geistiges Verlangen sie aneinanderschließt. Hier ist keine Spur von dem faden schalen Umhertreiben, von diesem Fremdbleiben und Fremdscheinenwollen, von dem meist unbefriedigten Haschen nach Vergnügen und Zerstreuung, welches in großen Bädern so grausame Leere und unbehaglichen Zwang hervorruft. Der Tag hat seine strenge Eintheilung im Wassertrinken, Baden, Essen und Bewegung, und da die Küche hier so leicht und verdaulich ist, wie ich sie selbst bei Chabert in Baden nicht gefunden, so darf man sich den süßen Tischfreuden um so ungestrafter hingeben, als auch die Weine durchgehends von classischer Vortrefflichkeit sind.

Die Lage von Rippoldsau ist außerordentlich. Von tausend Fuß hohen Bergen umschlossen, die bis auf die äußersten Spitzen mit dem mannichfaltigsten Grün belegt sind, finden der kleine Wolfbach und die baumbegränzte Straße kaum hinlänglichen Raum, um sich durch das

enge Thal zu winden. Hier liegen die niedlichen Wohnungen, aus denen Rippoldsau besteht, im tiefen Kessel, in zierlichem Kreise beisammen. Die wildschönen Berge steigen beinahe senkrecht gen Himmel, und man kann sich ohne Anstrengung von einer Seite zur andern über das Thal weg besprechen. Die Sonne erscheint im höchsten Sommer erst um 7 Uhr, und man lustwandelt stundenlang am hellsten heitersten Morgen in den Promenaden, ehe die längst Lichtspendende in Person erscheint. Ich kenne keine sinnreicheren Anlagen, als die sich hier über die mit Wald bewachsenen Höhen hinanziehen, ohne im mindesten zu ermüden. Während man in Baden überall steil zu steigen hat, und in Wiesbaden von der Sonnengluth ermattet, bis man Schatten erreicht, schlängeln sich hier unzählige Fußpfade in allen Richtungen durch die gewaltigen Riesenstämme hin, und ihr Niveau läßt kaum ahnen, welche hohe Bergrücken man ersteigt. Die ganze Landschaft trägt einen schweizerisch idyllischen Charakter, die Sennhütten ragen über den terrassenförmig aufsteigenden Felsenvorsprüngen hervor, und das Glockengeläute der auf den üppigen grünen Triften an Abhängen herumkletternden Ziegen und Kühe vermischt sich mit dem übermüthigen Gebirgsjodeln der Hirtenknaben, das allein die feierliche Stille dieses rührenden Thales von oben herab unterbricht. Und wenn der Abend kommt, und die Schatten der Nacht von den Felsen hereinbrechen, dann erhebt sich in den einzeln an den Bergen hängenden Häusern die Stimme des Familienhauptes und spricht den Abendsegen zum Fenster

hinaus, während Kinder und Gesinde aus den andern Fenstern schauen. Wie schön ist diese Sitte, in Gottes freie Natur hinein sein Gebet zu verrichten, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, wenn ich von späten Ausflügen zurückkehrte und aus den einzeln und zerstreut umherliegenden reinlichen Häuschen eine kräftige sonore Baßstimme sich in Lobpreisung des Schöpfers ergoß.

Rippoldsau ist unter den zahlreichen Bädern des Kniebis, was der König unter seinen Trabanten, und nur als Nachcur wird das benachbarte Griesbach empfohlen. Von welcher Seite man sich nähert, findet man schöne Eingänge, und der Landschaftsmaler wird mit Aufnahmen hier nie enden. Von Stuttgart führt die prächtige Straße am Kniebis hinauf, von Freiburg das Scheppacher Thal, so reich an Wechsel der Scenerie, und von dem nahen Straßburg durch das reizende Renchthal über Griesbach, und diese Straße über Freudenstadt würde die kürzeste aus Süddeutschland nach Frankreich seyn, wenn die badische Regierung engherzigen Rücksichten das Ohr verschließen, und die noch fehlende Stunde Weges bei Appenau vollenden wollte, wodurch der großen würtembergischen Meisterstraße die Krone aufgedrückt würde. Dann ließe sich vielleicht auch in Rippoldsau ein Fahrpostrelais anlegen, ein Mangel, der sehr fühlbar einwirkt, und sich mit den Kosten, welche hier bereits auf die Straßen und Verschönerungen vom Gouvernement gewendet wurden, schwer in Einklang bringen läßt. Briefe und Zeitungen erhält man indessen

hier regelmäßig jeden Tag beim Frühstück, und zwar in Fülle und guter Auswahl.

Die Umgegend ist voll pittoresker Punkte, und die herrliche, die Thalbeugung am Burgbache überragende Gebirgsgruppe, in deren kolossal und bizarr verworrenen Granitgebilden die Spuren eines auf diesem Adlerhorst gelagerten Raubnestes unverkennbar sind, die dabei herabstürzende Cascade, das romantische, seit sieben Jahrhunderten das liebliche Thal schmückende Klösterle, der Aufenthalt des Landesfürsten, vor allem aber der mysteriöse Kastelstein, unerklärbar gleich den gigantischen Druidenfelsen zu Stonehenge, auf die höchste Spitze der senkrecht emporragenden Felsenwand geschleudert, und endlich die wunderbare Sophiensruhe mit ihren magischen Fernsichten, sie sind alle durch gute Fußsteige verbunden und selbst dem entkräftetsten Curgaste zugänglich.

Die Seele dieses großen Instituts ist sein Besitzer, und wie Rippoldsau für die Musterwirthschaft einer Badeanstalt gelten kann, so darf man Hrn. Göringer den Prototypen aller Badewirthe nennen. Unermüdlich und unerschöpflich in Verbesserungen, folgt er der Zeit in allen neuen Richtungen der Chemie und Mechanik, und kommt jedem billigen Wunsche seiner Gäste entgegen. Bieder, loyal und verständig, übt sein ächt patriarchalischer Sinn und Charakter einen unverkennbaren Einfluß auf seine kleine Thalcolonie aus, und es herrscht in allen Elementen der Domestication ein äußerst wohlthuender Geist des Gehorsams, der Treue und der extremsten Reinlichkeit. Die sinnreiche Verkorkungserfindung des Hrn.

Hecht in Franzensbrunn, durch Gaseinströmen den luftleeren Raum der zu versendenden Flaschen auszufüllen, und dadurch alle atmosphärische Luft zu verdrängen, welche die Zersetzung des Mineralwassers bedingt, ist hier zum erstenmal in Deutschland mit so entschiedenem Erfolg angewendet worden, daß im Lauf eines Jahres über eine halbe Million Krüge versendet wurden. Man muß dieser Einfüllung an den Quellen selbst beiwohnen, um die scrupulose Gewissenhaftigkeit zu begreifen, welche dabei vorherrscht. Da die Bestandtheile des Wassers ein glückliches Verhältniß zwischen Eisen und Salzen ausweisen, und die zu heftige Abführung durch das präponderirende und adstringirende Eisen ein wohlthätiges Gegengewicht erhält, so haben einige Aerzte die hiesigen Quellen denen zu Kissingen vorgezogen, und viele Kranke, deren Zustand sich dort verschlimmert, haben hier radicale Heilung gefunden. Auch hat der sehr zweckgemäße Apparat zu Auffangung des Gases über der Oberfläche der Quelle bereits seine Verrichtungen in Behandlung chronischer Augenleiden, Schwerhörigkeit und Gicht begonnen, und ein junger Arzt von den schönsten Ansprüchen, den Hr. Göringer für das Bad gewonnen, leitet den ganzen medicinischen Theil der Anstalt mit Sachkenntniß und Begeisterung für seine heilige Kunst.

In dieses stille ruhige Thal, wo Wohlwollen und Eintracht das wahrhaft göttliche Band um die menschliche Gesellschaft schlingt, ziehet hin, ihr Leidenden alle, denen dort die Natur ihre unterirdischen Kräfte so mächtig erschließt. Hier findet die hysterische Gattin den Segen

der Ehe, hier entwindet sich der seit Jahren Duldende den furchtbaren Magen- und Unterleibsqualen, hier verwandelt sich die dahin schmachtende weiße jungfräuliche Rose in den Purpur des Lebens und der Freude, und hier muß der spleenbehaftete Hypochondrist, den wir noch vor wenigen Wochen, schwarzer Galle voll, mißmuthig mit erstorbenem Lebensmuth unter uns herumschleichen sahen, Abends mit muntern Mädchen im weiten Hofe den Reif werfen, oder nach dem Abendtische, wie von der Tarantel gestochen, im Arme einer feurigen Tänzerin den Lanner'schen Galopp herumtoben.

Unter Allen, die dankbar diese hülfespendenden Quellen preisen, ist ihr Besitzer vielleicht der Einzige, den zu weit getriebenes Zartgefühl abhält, ihr Lob zu verkünden, wenn schon die Freunde ihm oft begreiflich machen, daß bei der Unzahl von Mineralbädern, welche sich jährlich dem hierzu sich immer mehr hinneigenden Deutschland darbieten, die ächten Perlen mühsam von den falschen zu unterscheiden sind. Allein wahr und glänzend, ähnlich dem Feuer des Demants, ist die majestätische Wunderkraft der Natur, und wie auch diese Zeilen spurlos gleich den flüchtigen Blättern der cumäischen Sibylle verschwinden mögen, die Allmacht der heilspendenden Ströme der Unterwelt bleibt ewig, wie der durch Generationen und Jahrhunderte fortziehende Dank der hier dem irdischen Märtyrthum entrissenen leidenden Menschheit.

Nürnberg.

Ueber zwölf sanftverschmolzene Hügel ausgegossen, erhebt sich die altehrwürdige Noris aus einer weit sie umkreisenden Sandebene, und aus ihrer Mitte steigt auf jähem Felsenberge die stolze Cäsarenburg empor, weit herrschenden Blickes über das flache Land. Ein scharfsinniger englischer Reisender findet nur zwei Städte in Europa, die der vollständigen mittelalterlichen Physiognomie treu geblieben, Cordova und Nürnberg. Allein während Cordova's düstere arabische Gestalt keines Commentars bedarf, um seine Abkunft nachzuweisen, hat Nürnberg ein freundliches, gefälliges Gewand angelegt und gleicht einer alternden Schönen, deren ehrwürdiges, silbergelocktes Haupt den modernen Putzanzug Lügen straft. Keine deutsche Stadt bietet solche befremdende Contraste dar, die dennoch dem Auge so wohlthuend entgegentreten. Von unten ist überall Verschönerung, zweckmäßige, den heutigen Bedürfnissen angemessene Ausdehnung und Erweiterung, Streben nach Wohnlichkeit, Anstand und Eleganz sichtbar, während das Auge, das nach oben sieht, von Erstaunen gefesselt ist beim Anblick dieser bizarren Giebelbildung, dieser wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer barocken, phantastischen Gestalten, die oft hoch in die Lüfte anstreben, oft weit in die Gassen hereinragen, ganz fremd, originell, einer alten Zeit zugehörend, ganz das Symbol der gothi-

sche Meisterperiode. Nie wird es den Enkeln gelingen, diesen unverlöschlichen, ehrwürdigen Typus von den Wohnungen ihrer Voreltern zu entfernen, und mächtig herrscht der sonst nur vereinzelte Baustyl der alten Deutschen hier über eine ganze, große Stadt. Ueberall spricht sich das unsern Vorfahren so eigene Heimliche, Zurückgezogene, Schneckenartige in ihren meist kleinen Häusern aus, und von dem Chörlein, in deren Vorsprung die fleißige Hausfrau schaute und sich beschauen ließ, bis zu den unzähligen kleinen, von außen fast unsichtbaren Guckfensterchen, aus welchen neugierige Mädchen unbemerkt die Vorübergehenden belauschten und musterten, zeugt alles von Stillleben und behaglichem Familienbetriebe. Welche Erinnerungen ruft in der Seele der Bewohner dieser Stadt der Anblick der hohen Gebäude hervor, welche sich stolz längs der steil nach der Kaiserfeste ansteigenden Burgstraße erheben, und wo die alten, reichen Geschlechter ihre Kaiser bewirtheten, wenn sie so gern in das lebensfrohe Nürnberg einzogen, um hier Rast von den Sorgen der Regierung zu finden, oder auch um von dieser treuen Stätte aus auf den Reichstagen Gesetze und Fehdebriefe in die Welt zu schleudern!

In dieser wahrhaft classischen Straße war es, wo in dem v. Scheuerl'schen Hause der joviale Maximilian noch als römischer König die Hochzeit eines patricischen Paares, des Stephan Tucher mit Ursula Muffel, durch seine Gegenwart verherrlichte. Hier herbergten außer ihm noch viele andere merkwürdige Männer jener Zeiten, Kaiser Ferdinand I, die Herzoge Georg und Albrecht von

Bayern, Ulrich von Würtemberg, Friedrich und Albrecht von Sachsen, der ernste Alba und der jüngere Granvella. Wie hier des deutschen Fürstenadels Blüthe, war in der Nachbarschaft deutsche Kunst und Wissenschaft repräsentirt, wo Pleydenwurff und Wohlgemuth, Albrecht Dürers Vater und er selbst, Johann Neudörfer und Jacob Hofmann zum hohen Dom der Nürnberger Meisterschaft noch als Zünftige den festen Grund gelegt. Ein welthistorisches Interesse gibt dieser Straße vor allem jenes Haus, in welchem Martin Behaimb geboren ward und den noch vorhandenen Globus verfertigte, der fast unwiderleglich den Antheil feststellt, welcher den Kenntnissen dieses würdigen Schülers des Regiomontanus bei der Entdeckung von Amerika gebührt.

Mitten aus dem Chaos dieses antiken Häuserconvoluts steigen Gottestempel empor, wie sie vollendeter die altdeutsche Baukunst nicht aufzuweisen hat. Gleich den spitzen Thürmen Lübecks ragen ihre sie an Höhe und Schönheit weit überbietenden Brüder der Sebalder- und Lorenzerkirchen hoch und schlank in die Lüfte, und in ihnen paart sich das Düstere und Feierliche der gothischen, die phantastische Leichtigkeit der maurischen, das Grandiose und Erhabene der sächsisch-normanischen Architektur mit der Zierlichkeit und Urschöne der attischen Säulenordnung. Diese deutsche Baukunst spricht eine religiöse Bildersprache und hat eben so viel von symbolischer als hieroglyphischer Würde und Bedeutung. Der hohe Verstand in der architektonischen Anordnung, der unermeßliche Fleiß in der tech-

nischen Ausführung, der mächtige Eindruck, den die zierlich gigantischen Massen erzeugen, der heilige Ernst, den die düstere Stille in dem von lichten Säulen getragenen Himmelsbogen hervorrufen, und endlich die magische Beleuchtung der durch die herrlichen, gemalten, kolossalen Fenster sich brechenden Sonnenstrahlen, stimmen das Gemüth des Eintretenden zu tiefer Rührung, und das Wunderbare dieser Bauart bleibt stets, daß sie im Verfall noch ehrwürdiger erscheint, als in der Erhaltung. Nur wer die Ruinen großer gothischer Dome gesehen, kann die ganze Unermeßlichkeit ihrer Schöpfung begreifen. Und nicht waren diese göttlichen Räume geschaffen, um den mystischen Bethörungen eitler, anmaßender Fanatiker zur Folie zu dienen, und auf verworrenen, aufgehäuften Betstühlen eine bigott gleißnerische, das sogenannte Fleisch in sich ertödten sollende Versammlung auf ihrem geweihten Boden aufzunehmen. Keine pietistischen Buß- und Controverspredigten, mit der ganzen Keckheit eines Pater Abraham a Santa Clara, aber fern von seinem Geiste, auf die erschreckte Gemeinde herabgedonnert, sollten ferner diese hehren Christentempel erschüttern. Nein, edle, der Gottheit würdige, dem reinfühlenden Menschen anpassende, erhabene Tonbildungen erwarten diese hochgewölbten Hallen, und wer weiß, ob der jetzt allen wahren Protestantismus untergrabende Irrwahn, diese Mißbildung und Mißdeutung alles menschlichen Verstandes, nicht als äußerste Gränze dogmatischen Extremes zu einer Vereinigung mit der in Excentricität des Glaubens oder in Frivolität des Unglaubens zerrissenen katholischen Kirche führt und so

die Religion des Herzens wieder in ihrer ursprünglichen, jungfräulichen Reinheit heraufzubeschwören berufen ist.

Es gibt wenig große Städte und Höfe in Europa, die nicht Meisterstücke des frühern Nürnberger Kunstfleißes aufbewahrten, und an den Arbeiten in getriebenem Silber stand selbst Augsburg nicht höher, wie wir an den herrlichen Werken Jamnitzers sehen. Allein wie die alten Meister stets am liebsten für das theure Vaterland schufen, so sehen wir auch hier die Perlen ihrer größten Talente aufgereiht, und wenn dieß auch nicht bei den großen Malern der Fall ist, wenn wir die herrlichsten Dürer nicht mehr in der Stadt erblicken, für die sie gemalt waren, so ist dieß nicht die Schuld der Nachkommen. Wer kann ohne Staunen diese mächtigen Werke der Eiselir- und Steinmetzkunst betrachten, dieses Grab des heiligen Sebald, nach Dürers Zeichnung von dem unsterblichen Vischer, dem deutschen Benvenuto Cellini, in kühnen Messingfiguren massiven Gusses, dieses niedliche Gänsemännchen, nach Einigen von Labenwolf, dann das unnachahmliche Sacramentshäuschen vom Meister Kraft, der die große Kunst besessen zu haben scheint, den harten Stein zu erweichen, in Formen zu gießen und wieder zu härten, und der wunderschöne Brunnen auf dem Markt, eine steinerne Filigranpyramide mit den vollendetsten Reliefs, die wohl der Künstlermeißel jemals dem Sandstein abgewonnen. Vieles, unendlich Vieles hat das herrliche Nürnberg noch aufzuweisen von den alten großen Meistern, und zwischen dem englischen Gruß von Veit Stoß, den Basreliefs der Stationen nach dem

St. Johannis Kirchhofe und der prachtvollen Portalrose an der so unendlich schönen Lorenzerkirche bis zu dem der Sebalduskirche würdig gegenüberstehenden Rathhause, wo der gewaltige Pyrckheimer zur Zeit unseres deutschen Raphael das Regiment geführt, wo Dürers Pinsel noch jetzt sich verewigt und der norische Minnesänger Hans Sachs seine Scherz= und Liebeslieder hauchte, liegt noch Manches, was den Alterthumsforscher und Kunstfreund anspricht. Allein zwei Schätze besitzt Nürnberg, die ich seinen Kathedralen, seiner Kaiserburg und allen seinen andern Kunstschätzen vorziehe. Auf dem obern geräumigen Corridor des Rathhauses erblicken wir an dem langen, hohen Plafond die Abbildung eines vollständigen Turniers in Stuccaturarbeit, mit einer Vollendung in den feinsten Nüancen ausgeführt, die um so bewundernswürdiger ist, als die Arbeit durch die umgewendete Lage und Ansicht doppelt erschwert war. Figuren und Pferde sind in Lebensgröße, leider weiß übertüncht, und ich habe auf keinem Gemälde je diese Waffenspiele mit gründlicherer historischer Treue ausgedrückt gesehen, als in diesen, so edel als klar geformten Thonbildern. Ueber diesem einzigen Kunstwerke, und nach meiner Ansicht über Allem, was Nürnberg und ganz Deutschland in der Architektur besitzt, stehen die vier runden Gigantenthürme als unerschütterliche Pfeiler und Schlußsteine der alten Ringmauern und tiefen Gräben der Stadt da, und von wo man sich ihr nähert, von innen und von außen, von nah und von fern, sieht man diesen Triumph der Baukunst, welche den römischen Cement heraufbeschworen hat, und

deren Quadern gefügt sind, wie man dieß nur in den mittelalterlichen Gebäuden zu Florenz wiederfinden kann. Nie konnte ich mich einem dieser Riesenthürme nähern, oder unter seinen mächtigen Thorhallen durchwandeln, ohne mich von Ehrfurcht für ihren Erbauer durchdrungen zu fühlen. Dieß sind großartige, der Ewigkeit trotzende Schöpfungen; und was ist noch der so berühmte Thurm der Cäcilia Metella, wenn man diese Thürme gesehen, die drei Jahrhunderte stehen und gestern erst vollendet zu seyn scheinen?

Wie aber Nürnberg in seiner äußeren Form seine ganze classische Eigenthümlichkeit beibehalten, so finden wir selbst in seinem innern Leben und Weben, in dem Lebensbetriebe seiner Bewohner und besonders in ihrer Vorliebe für Kunst und Alterthum, Technik und Industrie entschieden ausgesprochene Anklänge an die gute alte Zeit. Zwar konnte die Glanzperiode dieser mächtigen Reichsstadt, in welcher häufig der Sammelplatz alles Großen in Deutschland, der Sitz so vieler kaiserlichen Hoflager und der Brennpunkt der Majestät des römischen Reichs war, nie wieder zurückkehren in einer Zeit, wo sie schuldenbelastet und schutzbedürftig einer mächtigen Dynastie verfallen war; allein keine Stadt wäre wohl geeigneter gewesen, um die Repräsentantenversammlung des deutschen Bundes in sich aufzunehmen, wo sie, unabhängig von der lästigen Präponderanz der sie jetzt umringenden, anmaßenden Geldaristokratie, aus der Vorpostenkette gegen das stets gährende Nachbarland in den

Mittelpunkt der treuesten deutschen Lande sich zurückziehen könnte.

So wie Nürnberg ein noch ganz eigenthümliches, von den Dialekten aller sie umgebenden Volksstämme verschiedenes und von dem gemüthlichen, witzigen Volksdichter Grübel so treffend überliefertes Idiom bewahrt, so erhält sich hier auch eine eigene Stadtgesichtsbildung, die den Nürnberger leicht aus den Nachbarn herausfinden läßt.

Auch eine eigene Patriciatsphysiognomie findet man in Nürnberg, obgleich die alten Ueberlieferungen dieser Kaste, meistens Originale, stets seltener zu werden beginnen. Wie in allen Oligarchien früherer Zeiten, waren auch die Patricier der alten Noris schuld an dem Verfall ihrer Stadt, indem sie ihre Macht mißbrauchten, sich dem Handel entfremdeten, durch den sie groß geworden, und von ihren fetten Sinecuren zehrten. Sie sanken mit ihrem kleinen Staate durch die Vernachlässigung der früher durch sie zur höchsten Blüthe gesteigerten Weltverbindung, durch welche sie auf ihren Reisen mit der Cultur des europäischen Südens sich vertraut gemacht. Sie waren der Grund ihres eigenen Falls, welcher den ihrer Mitbürger unabweislich nach sich zog. Gleich den ihr Daseyn in Dunkelheit und Vergessenheit fortziehenden Edlen Genua's und Venedigs, blieb ihnen nichts, als das Andenken an die Großthaten und an das selbstverschuldete Unglück ihrer Vorfahren, wenn schon niemand ihre Wiedererhebung verkennen darf, durch die sie in neuer und neuester Zeit auf ächt ritterliche Weise mit dem übri-

gen deutschen Adel kühn wieder in die Schranken traten, den alten Stammbaum zu neuer Blüthe emportreibend. Eine französische Reisebeschreibung nennt die Nürnberger des vergangenen Jahrhunderts les plus fameux complimenteurs qu'on connaît. Das Servile, welches sich in diesem Urtheil ausspricht, hat sich ganz verloren, wenn es jemals existirte, dagegen kann ich jedem gebildeten Fremden versichern, daß er nirgends eine höflichere, ja herzlichere Aufnahme finden kann, als in dieser lebensfrohen Stadt. Ich wüßte keinen Aufenthalt, wo ich in so kurzer Zeit so heimisch geworden wäre, als bei den braven, freundlichen Nürnberger, in denen sich Gemüthlichkeit und heller Verstand auf das wohlthuendste paaren. Hier ist keine Maske und keine steife, herzlose Form, obschon sich Manches durch Ueberlieferung erhalten hat, was frappirt. So ist es noch im Bürgerstand Sitte, sich jedesmal, wenn man eine neue Wohnung bezieht, in den öffentlichen Blättern der Nachbarschaft zu empfehlen, und ebenso, wenn man auszieht, der verlassenen Nachbarschaft für die Toleranz zu danken, daß man unter ihr hat wohnen dürfen, wenn gleich die Stimmung der sich Trennenden oft mehr zum Augenauskratzen als zu Dankgefühlen sich neigt. Alles, was sonst die Bequemlichkeit der feinen Lebensweise erheischt, findet sich in Nürnberg noch sehr sparsam. So nahm ich einen Miethwagen, um Besuche abzustatten. Befremdete mich schon die antike Form der ehrwürdigen, einem ahnenstolzen Hidalgo des sechzehnten Jahrhunderts entnommenen weitschweifigen Kutsche mit respectablen seidenen

Franzenvorhängen, so erstaunte ich noch mehr, als mein Bedienter mich pressirte einzusteigen, da die Kutsche zu Abholung eines neugebornen Kindes bestimmt sey. Ich verweilte etwas lange bei dem ersten Besuche, und fand, als ich weiter fahren wollte, die Räder=Arche Noah verschwunden. Kein Bitten noch Drohen meines Dieners hatte den grausamen Rosselenker abhalten können, einer durch die verronnene Zeit neuerwachsenen Pflicht nachzukommen und einen Todten an seine letzte Stätte zu führen. So, zwischen Taufe und Grab gesetzt, mußte ich meinen Visitengang zu Fuß fortsetzen, welches ich bei dem vortrefflichen Pflaster Nürnbergs vorzugsweise vor seinen gliederzermalmenden Lohnwagen jedem meiner Nachfolger nachzuahmen empfehlen möchte.

Jene oben erwähnten Ceremonien sind aber für die guten Nürnberger wahre Feste, und die Leichen werden noch mit allem Gepränge der alten guten Zeit zur Erde gefördert, wobei sich die klapperdürren Trauerdiener, die quiescirten sogenannten Einspänniger der ehemaligen Reichsstadt, mit obligaten, gelbledernen Gebeinen und Citronen in den Händen, und das weibliche, vom besoldeten Thränendienste ad libitum hochroth geschwollene Cortége mit den Buchshecken ähnlichen Blumenbouquets ganz tragisch ausnehmen. Als ich einst dem Vortrage einiger Musikstücke der vortrefflichen Regimentsbande zuhörte, deliberirten zwei junge lustige Mädchen, ob sie einem großen vorüberziehenden Begräbnißzuge folgen oder bei einem hinreißenden Lanner'schen Galopp verweilen sollten, allein die Liebe zu Leichen riß sie fort, und die

Eine rief fröhlich fortgaloppirend: „Eine Leiche ist mir lieber als alle Walzer vom Strauß!“ Hierin liegt etwas Tieferes, als es im ersten Augenblicke scheinen sollte, und der fromme, schöne Sinn der hiesigen Frauenwelt spricht sich überall, wenn gleich etwas zurückhaltend, aus. Ganz in die alte Zeit der Reichsstadt sieht man sich versetzt, wenn am heitern Sonntagmorgen der dichte Strom der Andächtigen sich den großen Portalen der herrlichen Dome entwindet und die Geschlechter in der Absonderung sortirt, wie sie in der Kirche gesessen, über Markt und Straßen nach Hause wallen. Die Frauen ziehen sich Feiertags kostbar an, allein die Gabe, das Kostbare auch geschmackvoll anzupassen, scheint noch nicht in dem Maße hier eingedrungen, wie in andern selbst minder volkreichen Städten. Dagegen halten sie viel auf goldenen Glanz und Prunk, und Ketten, Spangen, Ferronnières, Sevignes, Blumen und Federn überdecken die schönen Frauen und Mädchen des Bürgerstands, die solcher Mittel selten bedürften, um ihre Reize geltend zu machen. Die Pruderie, welche man in den meisten protestantischen Städten unter dem schönen Geschlecht findet, wird durch den hier vorherrschenden tyrannischen Mysticismus zuweilen noch auffallender, und man sieht hier am jungen Frauenzimmer größtentheils das Extrem einer zu gespannten Zurückhaltung oder einer zu heroischen Selbstständigkeit. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich einer Abendunterhaltung in den geräumigen Gesellschaftssälen des Museums beiwohnte, an mehreren runden Tischen junge Damen in dichtgeschlossenen Kreisen herum=

sitzen und so emsig Strümpfe stricken zu sehen, wie wenn sie diese Resultate ihres Fleißes noch zum Nachhausegehen anzuziehen benöthigt gewesen wären. Alle meine und meiner Freunde Versuche, mich diesen redoutablen Bastionen zu nähern, scheiterten an der reizenden, aber hartnäckigen Besatzung, und wenn die maximilianischen runden Thürme sich bei ihrem ersten Sturme so gut vertheidigen, wie diese runden Tische, so darf man Oesterreich mehr gratuliren, als einem Fremden, der in diese Nürnberger Zauberkreise zu dringen versucht. Wo sollen aber junge Damen die so reizende Unbefangenheit und Sicherheit im gemischten Umgange herfinden, wenn man sie stets in Gynecäen abgesperrt hält. Nur die Mischung des gebildeten Männerumgangs mit der zartfühlenden Frauenwelt kann dem Gesellschaftskreise die so wohlthuende, beide Theile veredelnde Haltung geben, die wir leider nur noch in den Sphären der alten Aristokratie und höhern Kunstwelt antreffen. In Nürnberg würde es auffallen, wenn Männer die Abende in Privathäusern zubringen wollten, ohne dazu aufgefordert zu seyn, und dieser Aufforderungen sind außer den engsten Familiencirkeln, wo das Kartenspiel vorherrscht, nur sehr wenige. Man sprach mir von einem Leseclub junger geistreicher Mädchen, die sich vereinigen, um fremde und einheimische Dichter zu lesen. Das Bedürfniß des Edlen und Höhern wäre also vorhanden.

Gesellschaftsleben existirt in Nürnberg außer wenigen fremden Familien keines, und wenn dieß auf der einen Seite eine Entbehrung ist, so gewährt es andern=

theils einen Zustand der Freiheit und Ungebundenheit, die in unserer, jedem Zwange abholden Zeit ein ganz angenehmes Leben bereiten. Der Nürnberger ist gesellig, aber nicht gesellschaftlich. Er will Menschen sehen, mit vielen Menschen zusammen kommen, aber sich nicht geniren. Deßhalb sieht man auf den öffentlichen Vergnügungsorten zu jeder Jahreszeit eine Menge Menschen, die aber der Sicherheitspolizei durch tumultuarisches Benehmen wenig Schmerzen bereiten.

Still und lautlos trägt hier Jeder die süße Lust mit sich hinaus und herein, und was in der Brust der Hunderte vorgeht, die sich anschmauchend und kaffeetrinkend umlagern, verräth kein übereiltes Wort, kein zu lebhaftes Mienenspiel. So fällt der hohe Reiz des Lebens, ungezwungener Umgang mit liebreizenden geistreichen Frauen für den Fremden, Uneingeweihten größtentheils weg, und es entschädigt dafür nur Männerumgang. Ich kenne in Deutschland wenige Vereine, die schönere Ressourcen gewähren könnten, als das Museum zu Nürnberg, in dessen räumlichem Erdgeschoß sich jeden Abend einige Hundert freundlich gestimmte Männer zusammenfinden, und wo ein reichfundirtes, zweckmäßig eingerichtetes Leselocal jedem literarischen Bedürfniß möglichst entspricht. Das hier vorherrschende und gesellige Leben spricht sich in häufigen Gastmählern aus, wo die Libationen den norischen Laren in reichlichen Opfern dargebracht werden. Es gibt wenige Städte, wo im Verhältniß so viel Champagner consumirt wird, als in Nürnberg, aber auch keine Bevölkerung, deren fröhliche Laune und unerschütterliche

Heiterkeit diesem wahren Sorgenbrecher so anpassend wäre. Doch müssen die alten Nürnberger bessere Zecher gewesen seyn, als ihre Enkel, da im 16ten Jahrhundert von Obrigkeits wegen ein eigenes Fuhrwerk gehalten wurde, auf dem die in den Straßen liegengebliebenen Betrunkenen heimgeschafft wurden, während sie heutzutage doch größtentheils ohne Hülfe nach Hause finden.

Durch das ganze Bürger- und Familienleben zieht aber ein Geist der Ordnung, der Biederkeit und des rechtlichen Sinnes, welcher den Fremden vor Allem wohlthätig anspricht. Gleich vertheilter Wohlstand, allgemeines Streben nach industrieller Entwicklung, und immer mehr auftauchende Handels- und Gewerbsblüthe bezeichnen den glücklichen Stern, dessen Licht nie ganz über Nürnberg erbleichte. Auch war keine Stadt Bayerns reifer und empfänglicher für eine große polytechnische Anstalt. Hier bilden sich Hunderte talentreicher Jünglinge in den verschiedensten Richtungen praktischer Kunst vor, und wo Lehrer wie Heideloff, Burgschmidt und viele Andere walten, wo Meisterwerke gefertigt werden, wie das kürzlich nach der Hauptstadt gesendete Modell einer Dampfmaschine, da sind segensreiche Früchte einer unsern Bedürfnissen sicher am meisten zusagenden Lehranstalt entschieden unverkennbar. Und nun nähert sich auch ein glänzender Moment, der beweisen soll, daß die Kunst der mit Recht weltberühmten Nürnberger Rothgießer sich nicht bloß traditionell, sondern auch virtuell erhalten habe, und die würdigen Söhne werden sich gewiß die Lorbeeren ihrer Meisterväter nicht rauben lassen. Denn

wie das deutsche Parthenon, die Walhalla, in ihren Marmorhallen dem dankbaren Vaterlande die Büsten fast aller der Männer zeigen wird, die zu seinem Ruhm und zu seiner Wohlfahrt gewirkt, so wird nun auch bald die ehrwürdige Noris dem großen Dürer, den sie stolz den Ihrigen nennt, ein Denkmal setzen, das in Anerkennung des unsterblichen Bürgers die dankbare Stadt selbst ehren und zieren soll.

Albrecht Dürer, einer der vielseitigsten Künstler, die je gelebt, konnte wohl keinen würdigern Darsteller finden, als einen der ersten Bildhauer unsers Jahrhunderts, und die unendliche Liebe und Aufopferung, womit sein nun zu Nürnberg aufgestelltes Modell ausgeführt ist, zeigt, daß Rauch die ganze Größe seiner Aufgabe gefühlt, und sie mit der ganzen Macht seines Genie's umfaßt hat. Kein Hinderniß konnte ihn schrecken, und selbst als die Ausführung durch den näher liegenden Entwurf einer kolossalen Statue Friedrichs des Großen seine Arbeit um mehrere Monate verzögerte, konnten die kategorischen Aufforderungen zu Einhaltung der gegebenen Frist, und die damit verknüpften kränkenden Drohungen seine Kraft und Ausdauer nicht erschlaffen, obschon er mit edler Entrüstung betheuert, daß er im Unmuth über das fortwährende Drängen oft versucht war, sein herrliches Werk zu zertrümmern, wenn es nicht Albrecht Dürer gewesen, den er arbeitete, sein Stolz und seine Freude. Der Zufall ließ ihn ein Medaillon finden, das in Holz geschnitzt die Virtuosität der schönsten Zeit dieser nun ganz verloren gegangenen Kunst in höchster Vollendung aus-

spricht. Es gehört mit zu den Bildern, von denen man augenblicklich anerkennen muß, daß sie getroffen sind, so hohe Wahrheit liegt in der Ausführung. Rauch stand keinen Augenblick an, diesem Bilde den Vorzug vor Dürers eigenen Gemälden zu geben, welche niemals die Ruhe und Passivität ausdrücken, wie die Arbeit des fremden Künstlers. Noch entfernter hielt er sich von fremden Abbildungen Dürers, worin man ihm einen Christuskopf oder andere Göttlichkeiten andichtet. Wie wir ihn hier sehen, mit dem herrlichen langen Barte, die Augenlieder forschend über das Auge gezogen, die Lippe nachlässig gesenkt, in der ganzen erhabenen Gestalt ein edles Sichgehenlassen, im Moment geistiger Abstraction ausgedrückt, wodurch so treffend die in diesem erhabenen Genius sich ewig drehende Gedankenfülle und hohe Seelenruhe zugleich sich aussprechen, steht der herrliche Gypsabdruck, zum Guß vollkommen vorbereitet, in wahrer Majestät vollendet vor uns, und der antike Faltenwurf erhöht den Adel des kolossalen Standbildes. Wie es auch immer wünschenswerth gewesen, daß dieses große Werk einem durch frühere kolossale Gußarbeiten schon erprobten Meister anvertraut würde, wozu in dem in großartigster Kunstentwicklung begriffenen Bayern wohl kein Würdigerer zu finden wäre, als Rauchs Freund, der unübertroffene Stiglmaier, so muß man den Stolz Nürnbergs, aus der geweihten Erde, wo des größten deutschen Künstlers Asche ruht, sein Bild von einheimischen Künstlern vollendet emporsteigen zu sehen, als gerecht anerkennen. Der wackere Künstler Burgschmidt

wird im Verein erfahrner, viel versuchter Nürnberger Rothgießer gewiß das Möglichste leisten, um aus den bereits dazu hergerichteten Werkstätten das Bild des großen Dürers, seines herrlichen Modells würdig, hervorgehen zu lassen.

Und wie die Walhalla, diese hohe Schöpfung unserer Zeit, der erste Tempel Deutschlands ist, erbaut für die Erinnerung und die Bilder großer, edler Menschen, nachdem die Pantheons zu Rom und Paris dem Cultus menschlicher Größe wieder zugewendet wurden, eben so gebührt Nürnberg die Anerkennung und der Dank des gesammten deutschen Landes, daß es die erste Stadt durch die vaterländischen Gauen war, die dem großen Manne, der in ihren Mauern gewirkt und gelebt, ein Denkmal gesetzt, würdig des großen Gegenstandes, und das erste Monument, das in Deutschland einem Künstler errichtet wurde. Auf dem schönen Hügel, der hinter St. Sebalds wunderherrlichem Dom und der an mittelalterlichen Gemäldeschätzen reichen Morizcapelle, steil gegen die auf hohem Fels gelagerte Kaiserburg ansteigt, wird sich nun bald der Held des Kunstfleißes und der Prototyp deutscher Kunst gleich dem Schutzpatron der altehrwürdigen Stadt erheben, und von hohem thronendem Piedestal den von nahe und fern zuströmenden Kunstjüngern zurufen: thut wie ich gethan, und nie wird wahre Kunst in unserm schönen Deutschland untergehen.

Hier muß ich rühmend des freundlichen Eindrucks gedenken, den die von Schwanthaler modellirte, von Stiglmaier gegossene und ciselirte Statue Albrecht Dü-

rers auf mich hervorbrachte, als ich sie, so sehr passend, im Dürer-Hause zu Nürnberg aufgestellt fand.

Wenn schon im Allgemeinen Alles, was uns als Reminiscenz an den berühmten Bewohner in den geweihten Mauern begegnet, jenen Eindruck nicht verfehlt, so sprach mich dieses liebe kleine Bild doch um so mehr an, weil es die so oft erprobte Erfahrung bestätigt, daß jede individuelle Anschauung genialer Künstler bei aller Verschiedenartigkeit der Auffassung einen und denselben Gegenstand dessen ungeachtet immer würdig darstellt, sobald er an das Ideale gränzt. So hier. Wie Rauch den vollendeten großen Mann gleichsam schon in der Abendröthe seiner eigenen Sonne vor das Auge des denkenden Beschauers rückt, und es ihm auf eine wunderherrliche Weise möglich macht, in diesen edlen Zügen die Hauptmomente seiner Biographie zu lesen, so zeigt uns Schwanthaler in dem jugendlichen und doch so männlich schönen Antlitz jene Ahnungen der großen Seele und des tiefen Gemüthes, die unter dem italischen Himmel der Kunst zur hohen Wahrheit reiften. Dieses Modell, welches dem Vernehmen nach in Lebensgröße für eine Nische der Pinakothek ausgeführt werden soll, ist gewiß würdig, von dem Nürnberger Kunstverein angekauft zu werden, so wie derselbe überhaupt nach dem Besitz aller jener Dürerschen Bildnisse trachten sollte, die als Kupferstich, Holzschnitt oder Medaille vorhanden sind.

Bei der wirklichen Ausführung jenes zweiten Standbildes dürfte die mir unlängst gemachte Mittheilung eines Freundes in ernste Erwägung gezogen werden, der

mich in der Morizcapelle auf einem Gemälde des Hanns Schäuffelein, bekanntlich Dürers Schüler, seines geliebten Meisters Bild wieder erkennen ließ, welches hier noch lebhafter für jene Ansicht spricht. Des Modelleurs Benützung verdient sie entschieden hinsichtlich des höchst malerischen und doch so ganz originalen Costume's, wodurch sich dieses, Dürern in seinen spätern Jugendjahren gewiß sehr ähnliche Bild auszeichnet. Ein langes, mit Pelz verbrämtes Gewand, mit eben so einfachem als natürlichem Faltenwurf, und eine mit diesem Gewand so sehr übereinstimmende, überaus schöne Pelzmütze würde, getreu wiedergegeben, der Statue den Typus jener großartigen Eigenthümlichkeit verleihen, die wir bei Dürer vorzugsweise überall finden. Von derselben Seite wurde mir in einer zur künftigen Aufbewahrung in der Kaiserburg bestimmten Sammlung von Bildnissen berühmter Deutschen, außer dem von Rauch benützten Medaillon mit Dürers Kopf, eine Reihe gleichzeitiger Medaillen auf Dürer, Wohlgemuth, Pyrkheimer, Jamnitzer, Melchior Pfinzing und seinen gefeierten Helden, nebst vielen andern jener classischen Epoche vor Augen gelegt, die meine innige Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieses Zweiges der Plastik nur noch steigerte. Der schönen Sitte jener Zeit, sein Bild als Medaillon denen zu geben, die man seiner Liebe, seines Schutzes werth hielt, verdanken wir zum großen Theil die anziehende Bekanntschaft so vieler charakteristischer Köpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts, unter ihnen manches edle Frauenbild des Patriciates und Bürgerstandes. Selbst die Fürsten, die,

wie Kaiser Maximilian und Gustav Adolph, längere Zeit in Nürnberg weilten, fanden Geschmack an diesem guten Brauch sich zu verewigen und Andere zu erfreuen, und bedienten sich vielfach der weltberühmten Kunst der Nürnbergischen Goldschmiede, die auch in diesem Zweig sich auszeichnet. Das Bild wurde in Speckstein oder Holz geschnitten, mitunter auch in Wachs poussirt, und dann so oft, als der freundliche Geber wollte und es bedurfte, in Gold oder Silber abgegossen, wenn die Probegüsse in Blei und Bronze gut ausgefallen waren. Der „güldin und silbern Contrafacturstücke," wie es in alten Inventarien heißt, wurden bei der Intensivität des damaligen Lebens, welche das Schatzgeld treu bewahrte, von Jahr zu Jahr stets mehrere, und jede angesehene, wohlhabende Familie war so im Besitz eines ganz köstlichen Numaphylaciums, welches mit dem Schrein voll trefflicher Venetianer Pocale, gravirter und gemalter Familiengläser und den lebensgroßen Portraits der zahlreichen Ahnen, die geschmackvoll vertäfelte „schöne Stube," jede größere Wohnung zum Tempel des häuslichen Glücks erhob, der an der Seite der treuen Hausfrau manches Scheinvergnügen der Außenwelt vergessen machte. So kamen die lieben Nürnberger zu ihren schönen Sachen, die sie drei Jahrhunderte lang als Kunstfreunde berühmt machten, während sie selbst die große Kunst besaßen, glücklich in ihrer kleinen Welt zu seyn. Fiat continuatio! Doch um wieder zu den Medaillen zurückzukommen, wie Walter Scotts Alterthümler zu der vielbesprochenen Phoca, so wurde die Liebhaberei für

diese portraitähnlichen Schaustücke nach und nach so groß, daß die kurze Beschreibung derjenigen, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, einen sehr voluminösen Quartband füllt. Eigene Medailleurs und Münzmeister traten später an die Stelle der Goldschmiede, man prägte in die Wette. Aber wie mit Sandrarts großem Friedensmahl der frühere edle Geschmack der deutschen Trachten gewissermaßen schon zu Grabe geläutet wurde, so konnte man auch das requiescat in pace als passende Legende auf alle die unendlichen Medaillen anwenden, die uns die verhängnißvollen Perücken und Zöpfe mit größtentheils entsprechenden Reversen darbieten; eine bittere Satyre auf deutsche Originalität, die ungeachtet ihres ewigen Haders mit den zudringlichen Nachbarn doch deren corrupten Moden und der abgeschmackten Etikette Ludwigs XIV huldigte.

Nürnberg war, nebst Augsburg, lange die Wiege und der Sitz deutscher Kunst, und wo wären Sammlungen, welche diese große Epoche uns vor Augen bringen, interessanter zu sehen, historisch lehrreicher, als an der Stätte ihrer Schöpfung und Entwicklung. Als König Ludwig vor einigen Jahren in die Burg einzog, die acht und zwanzig Kaisern zur Wohnung gedient, und welche sein großer Ahne, Ludwig der Bayer, fünf Jahrhunderte früher beinahe alljährlich als Residenz erkoren, brachten die alten Geschlechter die kostbaren Reliquien jener Kunstperiode in dem v. Scheuerlischen Hause zusammen, und mit Bewunderung gewahrte man, welche Schätze hier noch im Privatbesitze zerstreut liegen. Um so ver-

dienstvoller zeigt sich das Streben uneigennütziger Patrioten, größere stets sich erweiternde Sammlungen zur Beschauung aufzustellen, und vor Allem treten hier die Verdienste des Kaufmanns Hertel und des Hauptmanns v. Gemming hervor. Des Erstern Sammlung, den ältesten und neuesten Erzeugnissen der bildenden Kunst in gleichem Grade gewidmet, ist vermöge der stabilen Verhältnisse ihres Besitzers, welcher sie Fremden und Einheimischen mit dankenswerther Zuvorkommenheit zu sehen vergönnt, hinlänglich bekannt, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß sie in Süddeutschland kaum ihres Gleichen finden dürfte.

Reich begabt mit allen Eigenschaften, die für die Auffindung und Anlegung ähnlicher Sammlungen unerläßlich sind, hat v. Gemming auf Reisen in Deutschland und Italien eine Reihe historischen Denkmäler der alten Völker in seinem Besitze zu vereinigen gewußt, deren numismatische Abtheilung allein schon geeignet ist, sie besonderer Beachtung zu empfehlen. Mehr noch als diese, macht es vermöge ihres Localinteresses eine zweite, Merkwürdigkeiten der fränkischen Lande umfassende Sammlung höchst wünschenswerth, daß die Verhältnisse desselben ihm recht bald gestatten möchten, die bereits begonnene Concentrirung und geordnete Aufstellung in der ihm hiezu eingeräumten Walburgiskirche auf der Kaiserburg zu vollenden, um den längst gehegten Plan eines Conservatoriums für Franken zur Ausführung zu bringen. Unter den gegenwärtig schon daselbst aufbewahrten Gegenständen verdienen dessen eigene Ausgrabungen in

den germanischen Provinzen des Römerreiches als vaterländische Denkmäler besonderer Erwähnung, vorzüglich das in der Nähe von Salzburg mit zahlreichen Metallfragmenten einer Quadriga und ihrer Bespannung aufgefundene vollständige Subsellium, ferner antike Bronzewaffen, Idole und Vasen, eine Reihe von Münzen, welche auf die Kämpfe der römischen Legionen gegen die Germanen nähere Beziehung haben, Schwerter und Münzen der Völkerwanderung und des Mittelalters. In der Abtheilung der griechischen, ägyptischen, punischen und orientalischen Denkmäler sind mehrere Basreliefs und Köpfe von parischem Marmor, Stelen (Votivsteine) mit Hieroglyphen und bildlichen Darstellungen religiöser Ceremonien, Canopen und ausgezeichnet schöne Mumiensarkophage der Beschauung würdig, deßgleichen eine Reihe kleiner ägyptischer Götterbilder von Basalt, Serpentin, Lapislazuli und Terra cotta, eine Astarte von Bernstein, carthagische Münzen und vieles Andere. Noch viel umfassender ist die erwähnte zweite Sammlung, welche von den in Franken gefundenen urweltlichen Ueberresten kolossaler Quadrupeden an, denen der berühmte Geolog Hermann v. Meyen ein eigenes Werk gewidmet hat, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Alles umfaßt, was der Geschichte, Alterthumskunde und Topographie der fränkischen Provinzen anheimfällt.

Vier der merkwürdigsten Noricasammlungen sind unstreitig die v. Forster'sche, Campe'sche, v. Haller'sche und die der Familie Merkel, wegen der vielen in ihnen noch enthaltenen Werke vorzüglicher Nürnberger Künst-

ler. Indem sie in ihrer Gesammtheit vielleicht die vollständigste Reihe der Dürer'schen Holzschnitte und Kupferstiche darbieten, die noch zu finden seyn möchten, enthalten sie Kunstgegenstände von Jamnitzer, Peter Vischer, dem geschickten Elfenbeindreher Zick und von berühmten Malern und Wachsbildnern des 16ten Jahrhunderts, die „besser als Redner und Buch dem Beschauenden sagen," was einst Nürnberg war.

Wem diese Ahnung die deutsche Brust bewegt, der besuche am Ende seines artistischen Curses die freundlichen Ruhestätten jener Sterne ihrer Zeit auf dem schöngelegenen Kirchhofe St. Johannis und blicke in der Abendsonne von dort zurück auf die hohe Stadt, um sich auf dem geweihten Boden so recht heimathlich zu fühlen. Der Weg dahin führt an schönen Gärten und freundlichen Wohnungen vorbei, unter denen das ehemalige Pilgerhospital zum heiligen Kreuz wegen seiner alterthümlichen Kirche mit den Altargemälden Wohlgemuths einen Besuch verdient. Mehr noch als diese dürfte dem Kunstfreund daselbst die Bekanntschaft ihres gegenwärtigen Pflegers, des Freiherrn v. Haller, Conservators der Gemäldegalerien in Nürnberg, von hohem Interesse seyn. Denn wie einst der edle Ahnherr dem frommen Glauben auf der mühevollen Wanderung zum schönen Ziel ein freundliches Asyl im Familienhaus bereitete, so reicht einer seiner würdigsten Enkel seit einer langen Reihe von Jahren mit aufopfernder Hingebung Jedem willfährig die biedere Hand, den Begeisterung für das Ideale des Lebens in seine Nähe

führt. Wie sein dem Vaterland leider zu früh entrissener Bruder, der Entdecker der Aegineten, der Wissenschaft zurückgab, was er ihr verdankte, so hat der ihm an Geist und Herz so ähnliche Sprosse des altberühmten Geschlechts als Lehrer und als Freund viele seiner jüngern Zeitgenossen auf eine Bahn geleitet, die den festen Grund zu ihrem künftigen Glück, oder zu ihrer ästhetischen Selbstbildung legte. Beklagenswerth erscheint es, daß ein Mann von solch durchdringender Kunstwissenschaft, der während drei Decennien so vielen fürstlichen Mäcenen als Führer gedient, am Abend seines schönen Wirkens nicht wenigstens so hoch gestellt ist, um in ungetrübter Benützung seiner Muse die reichen Materialien seiner Erfahrungen und Kenntnisse, verbunden mit seinen eben so lehrreichen Sammlungen zum literarischen Vermächtniß für die Kunstwelt zu erheben. Fast scheint es, um nach Weise dieses ächten Philosophen eine an sich ernste Sache humoristisch zu behandeln, als ob der heilige Deokar, auf einem Altarbild mit dem v. Haller'schen Wappen in der Lorenzer Kirche, in diese Klage ganz besonders mit einstimmen wolle, wenn er sich, wie dort figürlich dargestellt ist, die Augen aus dem Kopfe weint. „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch," möchte man ihm als Prophetenstimme in den Mund legen, „so lange man in Deutschland noch so oft dem Pegasus im Joche niederbeugender Verhältnisse begegnet, ist der helle Mittag einer Kunstrichtung, die wie bei den alten Griechen das ganze Volk durchdringt, noch ferne von uns."

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die sinnige Anordnung der Gemälde in der Morizcapelle, nach den verschiedenen Epochen der Kunst, ebenfalls des vortrefflichen Hallers Werk ist.

Die von seinem zu Ampelakia in Thessalien verstorbenen Bruder als Vermächtniß der Vaterstadt hinterlassenen Abgüsse der Aeginetischen Statuen sind unter der Leitung des auch als Künstler hochverdienten Directors Reindel in der Kunstgewerbschule in dem ehemaligen Landauer Kloster aufgestellt, in deren Nähe eines der besten Bilder Dürers, ein alter Patricier v. Holzschuher, von seinen Nachkommen heilig bewahrt, und mit einer Güte den Besuchenden gezeigt wird, die einen glänzenden Ring in der großen Kette liebenswürdiger Eigenschaften dieser edlen Familie bildet.

Reindel, früher schon durch das vorzügliche Kunstblatt „das Sebaldusgrab" rühmlich bekannt, hat in neuester Zeit durch das Bild König Ludwigs, so wie der vier Apostel nach Dürer, wiederholt Proben seiner Meisterschaft abgelegt.

Welchen hohen Rang Nürnberg überhaupt in den zeichnenden Künsten gegenwärtig einnimmt, mag Jeder leicht ermessen, der im letztvergangenen Jahre die Ausstellungen des Kunstvereins besuchte, und dort die Werke von Klein, Fr. Wagner, Kreul, Kellner, Sauterleutner, Hartmann, Perlberg und Engelhardt; im Felde der Architektur und Landschaftsmalerei aber jene von Heideloff, dem großen Restaurator, Geißler, dem berühmten Kupferstecher, dem talentreichen Dilettanten Lindpaintner, dann

Poppel und Wilder, mit Aufmerksamkeit betrachtete. Auch an Künstlern im plastischen Fache fehlte es außer Burgschmidt bisher nicht ganz. Doch folgte Howald unlängst dem Rufe als Hofbildhauer nach Braunschweig, und einen jungen hoffnungsvollen polytechnischen Eleven Dietel entriß der Tod seinem großen Lehrer Schwanthaler in München. Es ist auffallend, welchen wohlthätigen Einfluß der Kunstverein, die polytechnische und Kunstgewerbschule auf freiere Entwicklung so vieler Talente ausübt. Was hier unter Scharrers und Reindels Leitung, dort durch zweckmäßige Reformen von den Vorständen, durch permanente Kunstausstellungen im Dürerhause, und durch Zuziehung der Gebildeten aus allen Ständen Gutes gewirkt wurde, ist unverkennbar. Erfreut sich diese Trias eines steigenden blühenden Gedeihens, so wird es der norischen Adlerjungfrau nie an frischen Blüthen zu dem Immortellenkranze fehlen, der ihr kunstbegabtes Haupt seit drei Jahrhunderten bedeckt.

Man zeigte mir in Nürnberg ein altes Gemälde, das ein auf dem Marktplatz gehaltenes Turnier darstellt, und aller Perspective so weit entbehrt, daß die wilden Kämpfer über einander wegstürmen, und ihr Gefecht in verschiedenen Luftschichten auszukämpfen scheinen, gleich Kaulbachs furchtbarer Geisterschlacht. Der Kaiser und sein prächtiges Gefolge sitzen oben auf Sandels Estrade, wie in des Olympos goldenen Wolken, und noch sieht man das Haus, von dessen breitem Söller die Majestäten den glänzenden Ritterspielen zuzusehen pflegten. Wo wäre aber in Deutschland ein schönerer Platz zu finden, als

dieser grandiose quadrirte Markt zu Nürnberg mit der zierlichen gothischen Frauenkirche und dem Figurenspiel ihrer großen Uhr, wo die zur Mittagzeit den Kaiser umkreisenden Kurfürstlein nicht mehr in Bewegung zu setzen, seit die wirklichen Kurfürsten aufgehört haben zu existiren, und welche den großen Mechanikern Nürnbergs bis jetzt nicht hat gelingen wollen, wieder in Gang zu bringen. Im Vorgrunde steht der schöne Brunnen und der deutsche Ponte rialto, im Hintergrunde Rathhaus, Sebalduskirche und die erhabene Reichsfeste. Diesen einzigen Platz hat der Krämergeist mit Buden bestellt, und wo die alten Nobili ihre Streithengste im kühnen Waffenspiel tummelten, da marktn jetzt die Enkel mit Band und Zwirn. Doch selbst in seiner Verstümmlung ist dieser Marktplatz so schön, wenn er dreimal die Woche sich mit den Blumen und Gemüsen der Umgegend füllt, wenn die Nürnberger Poisarden (Knoblauchbäuerinnen) ihren lauten Witz über die blühende grüne Fläche aussprudeln, und die niedlichen Mädchen schaarenweise in den lebendig frischen Spalieren herumwandern, um ihren Bedarf für die Küche zu kaufen; dann ist zwar das Bild der hier stattgehabten kriegerischen Spiele weit von uns gerückt, aber ein freundlicheres, ein liebliches Bild entfaltet sich, es ist das Leben des Friedens, der Ordnung und der sinnig sorgenden Hausfrau. Ich kenne keinen Platz, der mehr Romantik, mehr Poesie in sich schlösse, es sey denn die Piazetta der stolzen Königin der Adria.

Die Phantasie findet im Anblicke Nürnbergs reiche Nahrung. Diese hohen Mauern und vielen verschieden

gestalteten Thürme und Thürmchen, welche über den die große Stadt in ihrem ganzen Umfange einschließenden und beschirmenden tiefen Gräben emporragen, und deren geräumige Basteien und Zwinger so zweckmäßig zu den reizendsten Fernsichten und Lustorten benützt werden, die unterirdischen geheimen Gänge, die sich vom Rathhause durch die Stadt ziehen und dem übermüthigen Senat wohl manchmal als Schutz gegen die mißhandelte Bürgerschaft dienen mochten, die alten Frescomalereien, die rothe Farbe der Häuser, das schauerliche Helldunkel der Kirchen, die Alles überragende alte Burg mit ihrem trotzigen runden und fünfeckigen Thurm und dem durch den Anfang der famosen Kaspar Hauser'schen Mystifikation merkwürdig gewordenen Lueginsland, der bezaubernden und unbeschränkt nach allen Gegenden bis zu den Vesten Rothenberg und Hohenstein schweifenden Aussicht, und den Spuren des Hufschlages, die das Pferd des furchtbaren Eppelein von Gailingen der Mauer eindrückte, als er mit gewaltigem Sprunge fliehend über den Stadtgraben wegsetzte, der Lichtenhof das Hauptquartier des frommen Gustav Adolph, wo noch die Bettstellen stehen, die ihn und seine Gemahlin Eleonora mehrere fruchtlos verweilte Monate aufnahmen, und wo noch sein Bild in Lebensgröße von einem sehr guten Meister zu sehen ist, und endlich die zwei Stunden entfernte alte Veste, wo der große Wallenstein dem Protestantenhaupt so lange Trotz bot, und wo diesem jetzt ein Monument errichtet wird, wohl zu etwas zweideutiger Erinnerung, daß er diese natürlich feste Burg

niemals mit seinen Braven zu erstürmen vermochte: alle diese und tausend andere Reminiscenzen füllen die Phantasie mit Bildern der Fehden- und Faustrechtszeiten, und machen uns die damalige Epoche und ihre Kriegsführung recht klar und anschaulich.

Nürnberg bezahlt aber den Romantismus seiner Ringmauern zu theuer. Wären sie vor zwanzig Jahren gefallen, und hätte der Judenhaß nicht so tief Wurzel in ihnen gefaßt, so befände sich jetzt die Bevölkerung des benachbarten stets mehr aufblühenden Fürths in Nürnberg. Jedenfalls sind aber die Schanzen, welche sich vor dem Frauenthore befinden, ein eben so überflüssiges Aggregat für die Romantik der alterthümlichen Stadt, als sie in militärischer Beziehung rein illusorisch erscheinen. Da sie bloß von Sand aufgeworfen sind, o könnte man sie im Falle der wohl fernliegenden Noth in drei Tagen leicht wieder herstellen, während sie jetzt jeder Verschönerung zwecklos entgegenstehen.

Ein größerer Uebelstand für Nürnberg ist, daß kein Weg außerhalb seiner Mauern um die Stadt führt, ohne daß man genöthigt wäre, den Umweg auf halsbrechenden Pfaden über die reizlose Vorstadt Wörth zu nehmen. Ungern verläßt man die grandiosen, die Stadt umkreisenden Festungswerke, nebst ihren tiefen, düstern Gräben; und hätte man die schöne, aber an ihrem jetzigen Orte doch leicht entbehrliche Drathbrücke außerhalb über die Pegnitz bei ihrem Eintritt in die Stadt geworfen, so wäre wenigstens der Spaziergang

für Fußgänger um die ehrwürdigen Mauern ihren Bewohnern gesichert.

Vor allem ist für Nürnbergs architektonische Verschönerung zu wünschen, daß der in wahrem Moscheenstyl angelegte Bau der Deutschordenskirche vollendet würde. Die schöne dem Pantheon nachgeahmte Kuppel ragt nebst den vier runden classischen Thürmen der Hauptthore und der Alles beherrschenden Burg mächtig und imposant über das Stadtprofil heraus, und die edlen Verhältnisse, in denen dieser Dom angelegt, und die Leichtigkeit, womit man ihm eine freie, würdige Umgebung verschaffen könnte, lassen es bedauern, wenn eine der eminentesten Zierden dieser Stadt nicht zur Vollendung gebracht werden sollte.

Das niedliche Theater ist ein Miniaturbild des großen Münchner Hauses, und von einem tüchtigen Schüler Fischers gebaut. Unentschlossenheit über die Eintheilung während des mit unglaublich geringen Mitteln vollführten Baues hat einige Fehler in der Etagirung erzeugt, die übrigens den günstigen Eindruck des Ganzen nicht stören. Allein der Genius der wahren Kunst, der so lange den Tempel Thaliens in Nürnberg umschwebte, das der Zeit nach das erste deutsche Theater besaß, wo die erste deutsche Oper Arminius aufgeführt wurde, und aus dessen Pflanzschule lange die größten Talente deutscher Bühne hervorgingen, hat seine Fackel umgestürzt, und sieht trauernd auf das handwerksmäßige Treiben ausgearteter Kunstjünger herab. Die Calamität, welche das Theaterwesen Deutschlands im Allgemeinen

erfaßt, hat ihre düstersten Schatten über dem dramatischen Unwesen Nürnbergs ausgebreitet, dessen gebildete unter der Aegide wahrer Kunst aufgewachsene Einwohner wohl auf lange den Genüssen entsagen müssen, die ihnen früher zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden waren.

Platner und Scharrer heißen die Männer, deren Bürgertugend, festem Sinn und klarem Blick Deutschland seinen ersten Eisenweg mit Dampfmaschinen verdankt. Wie noch jetzt die unglaublichste Verblendung über diese Strahlensonne der Mechanik vorherrscht, so war die weltumgestaltende Erfindung vor drei Jahren uns erst durch die Versuche in Belgien näher gerückt geworden, und desto kühner erscheint die Idee bloßer Privatleute, die neue Bahn zu brechen, wobei der Unglaube des großen Haufens und die Vorurtheile der sich benachtheiligt Glaubenden eben so schwer zu bekämpfen waren, als die Abneigung der Behörden, welche sich in Verlegenheit befanden, was sie von dieser mächtig in das ganze Volksleben einzugreifen drohenden neuen Erscheinung erwarten sollten. Man darf nur den trostlosen Protokollen unserer deutschen Ständeversammlungen folgen, um den Schneckengang der Ideenentwicklung der Patres Patriae zu erkennen, und die Schwierigkeiten zu ermessen, welche sich der Ausführung der kleinen Nürnberg-Fürther Bahn entgegenstemmten. Die meisten Menschen, die nicht Kaufleute waren, wußten nicht einmal den Begriff und die Vortheile einer Actienunternehmung festzustellen, und diese Verwirrung ließ gleich nach der Unterzeichnung in panischem Schrecken die

Actien unter den Nennwerth herabsinken. Allein unaufhaltsam und kraftvoll führten die braven Männer Nürnbergs, würdig so vieler frühern biedern Väter ihrer Stadt, das schwer zu lenkende Schiff in den Hafen, und es war vielleicht ein Glück für das ganze Unternehmen, daß man in München zu dieser kostspieligen Nürnberger Spielwaare, wie man es nannte, die Achseln zuckte, und über die ganze Sache als eine Absurdität lächelnd hinwegging.

Ich befand mich an dem Tage, wo eine Generalversammlung der Actionäre über einen letzten Zuschuß bis in die Nacht debattirte, bei einem Feste, das der edle Kaufherr und wohlthätige Bürger Platner in seinem schönen Hause gab. Der Enthusiasmus, den die siegreich vom Rathhause auf den Ball zurückkehrenden Actionäre in dieser glänzenden Versammlung erregten, war Bürge für das Gelingen einer Sache, deren Wesen und Resultat am Ende doch nur geahnet und von niemand mit Sicherheit bestimmt werden konnte. Die bedeutende Summe war augenblicklich unterzeichnet, und die Stimme der Furchtsamen und Zögernden auf immer zum Schweigen gebracht.

Als nun aber die Bahn durch Meister Denis vollendet, die Maschine und die Wagen bereit standen, und der Tag zur Eröffnung gekommen war, da stieg die Begeisterung ins Unglaubliche; und wer noch zweifelt, ob diese neue Erfindung ins Leben der Völker gedrungen, und ob für Nutz und Frommen von ihnen anerkannt sey, der wohne der Inauguration eines Eisenweges bei. Unter

den die Luft erschütternden Vivats einer zahllosen von einer Stadt zur andern Spalier bildenden Menschenmasse, flog der Feenzug, der Windsbraut ähnlich, durch die weite Ebene hin, und das Frohlocken der Nachbarstadt, die sich so plötzlich mit ihrer größern Schwester auf immer verbunden sah, mischte sich mit dem allgemeinen Entzücken. An Delirium gränzte die Stimmung der unzähligen Augenzeugen, die von nah und fern herbeigeströmt waren, und als nun die regelmäßigen Curse begannen, und jeder Tag höhere Einnahmen brachte, und Monate und Jahresfrist bewiesen, daß nicht der Reiz der Neugierde, daß wahres Bedürfniß und mercantilische Verschwisterung die gehoffte Einnahme um das Sechsfache überstieg; als man sich überzeugte, daß keinem Gewerbe, keinem Stand dadurch Nachtheil erwuchs, und daß keine Gefahr mit dieser Flugesfahrt verbunden war, da stieg das Vertrauen, und es stiegen die anfangs so schwer anzubringenden Actien — und wohl denen, die kleinlicher Sorge fremd, nur das Große der Idee im Auge hatten, und jetzt ihr Gewagtes verfünffacht sehen!

Auf den Wohlstand der Stadt hatte diese auf dem Continente bisher noch so fremde Erscheinung bedeutenden Einfluß, und die Zahl der zuströmenden Fremden soll im verflossenen Jahr so ungewöhnlich gewesen seyn, daß große Herrschaften in den unansehnlichsten Gasthäusern übernachten mußten. Unter den vielen guten Einrichtungen, welche das durchaus praktische Leben der Nürnberger bezeichnen, ist die Schnelligkeit, womit die Ankunft der Fremden bekannt gemacht wird, äußerst an=

genehm für die Bewohner. Für ein geringes Abonnement erhält man wenige Stunden nach erfolgtem Eintreffen der fremden Personen ihre Namen in schriftlichen Verzeichnissen ins Haus geschickt, und die jeden Nachmittag erscheinenden Blätter geben diese Verzeichnisse ebenfalls von demselben Tage, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, allenfallsige Bekannte, die auch nur die Nacht in Nürnberg zubringen wollen, aufsuchen zu können.

Ich bin auf allen Eisenwegen Europa's gefahren, die voriges Jahr beendet waren, habe aber keinen besser construirten gefunden, als den bei Nürnberg. Wer aber wissen will, was Dampfmaschinen sind, und was Reisen ist, der muß auf Eisenbahnen fahren. In den Schachten, in den Schiffsräumen, in den großen Ateliers ist die Maschine eingeschlossen, und nur ihr brausendes Geräusch und die ihr entquellenden Rauchsäulen verkünden ihre Nähe. Auf der Eisenbahn aber ist die Maschine frei, ihre mächtigen Arme durchkreuzen sich vor unsern Augen gleich den Fittigen des die Lüfte durchschneidenden Aars; sie athmet, sie bewegt sich durch unsichtbare magische Kraft; sie entschwindet wie der Pfeil vom Bogen; sie fliegt durch die Räume, und mit Schaum und Dunst bedeckt hält ihre dämonisch schauerliche Gewalt, durch die Wendung einer Schraube in stürmischem Fluge gefesselt, und lächelnd sieht der die Allmacht der Mechanik beherrschende Maschinenlenker, ein einziger schwacher Mensch, auf die staunende Welt hernieder. Wie die englischen Grooms den am Ziele an-

gelangten schweißbedeckten Renner auffangen, trocken, reiben und zu neuem Leben auffrischen, so wird die noch vor Ungeduld keuchende Locomotive nach beendetem Lauf von kräftigen Männern erfaßt, von Schaum und Ruß gereinigt und durch ähnlich belebende Mittel zur neuen Fahrt bereitet. Allein der stolze Renner trägt nur einen nach Lothen abgewogenen Knaben, und die englische Landkutsche, das schnellste bis jetzt bekannte Fuhrwerk, legt höchstens sechs Stunden Weges in einer Stunde Zeit zurück, während die Dampfkraft in ihrer bisher bekannten höchsten Entwicklung mehr als das Doppelte leistet, und Brunell versichert, nicht rasten zu wollen, bis man nicht fünfzig (englische) Meilen in einer Stunde fahren könne.

Diese gewaltige Maschine zieht allein ganze Bevölkerungen und den Nahrungsbedarf ganzer Städte mit sich fort, und gleich dem Gott in den Wolken steht in ihrem brausenden, ihn umhüllenden Qualm der das Ungethüm lenkende Cyklope, und beschleunigt, verzögert und hemmt seinen Sturmesdrang, die verkörperte Idee der höchsten Majestät menschlicher Kraft, menschlichen Genie's. Es gibt nichts Imponirenderes, als die Sicherheit dieses Eisenwagenführers, von dem das Schicksal so vieler Hunderte abhängt; und was ist die Geschicklichkeit des kühnsten Rossellenkers gegen die Kaltblütigkeit des Remorqueurmeisters?

Es giebt kaum einen schlagendern Beweis von dem Uebergewicht der Eisenbahnen über unsere Chausséen, als wenn man neben dem dahinbrausenden Dampfwagen=

zug einen sogenannten bayerischen Eilwagen von vier lebenssatten Rossen unter den rohen Geißelhieben eines travestirten Bauernpostillons gezogen, mühsam sich fortschleppen sieht, der noch nicht in Fürth angekommen ist, während der Remorqueur bereits zurückgekehrt wieder seine Gluthsäulen an den Mauern Nürnbergs aushaucht. Was hatte man aber alles gegen diese Eisenwege einzuwenden! Bei Vorsicht in Behandlung der Ventile kann nur noch aus der Nachlässigkeit des Conducteurs Gefahr erwachsen, allein keine Gesellschaft wird diesen wichtigen Posten unsichern Händen anvertrauen. Viele Menschen glauben, man komme zu schnell durch die Gegenden, um angenehm zu reisen. Wenn wir aber die schönste Gemäldegalerie durchwandeln, halten wir uns bei jedem Bild eine Stunde auf? Ich fand stets, daß die Landschaften durch das rasche Fahren gewinnen, und die weit umher zerstreuten Bilder fassen sich gleichsam in einzelne Rahmen zusammen, die einen stets reizendern und abgeschlossenern Anblick gewähren, als wenn man ihre Annehmlichkeit noch mit den grausamen Erschütterungen der Heerstraßen und mit der Langweile der Eilwägen theilen muß, die offenbar ihre unverdiente Benennung verlieren müssen. Wo ist aber die Einbildungskraft, die träge genug wäre, um sich nicht beim Anblick des über Felder und Flüsse, durch Wälder, Ebenen und Gebirge dahinfliegenden Wagenzugs aufregen zu lassen? Und was sind die Dichtungen der Alten von flüchtigen Sonnenrossen, von olympischen Wagenrennen, — was selbst der Pegasus,

gegen diese personificirte göttliche Idee unserer Zeit? Wahrlich, die Poesie wird Namen und Begeisterung ändern müssen, und wenn unsere Dichter nach Metaphern zu Gleichnissen von Sturmeseile, Gedankenblitzen oder dem sprühenden Funken des Genie's ringen, so mögen sie sich immer auf ein Waggon des nächsten Eisenweges setzen, und aus dem sie fortreißenden, ungestümen nnd doch so lenksamen Einhorn ihre poetische Ader füllen, aus dieser den wilden Gischt in die Himmelsräume sprühenden Schmiedösse, die der innere Sturm fortpeitscht und die das Kind regieren kann, wie sie bald gräßlich, gleich dem Boreas, bald lieblich wie ein Zephyr dahinfliegt, immer mächtig, elegant und graciös, wie auch ihr innerer Vulcan ewig knistert und wüthet, und die im unwandelbaren Gange geschäftigen Räder toben und die gewaltige Rauchröhre die mächtigen weißen Säulen über Städte und Dörfer ausgießt.

Vertrauen wir immerhin der Macht und Zukunft dieser großen Erfindung. Ich befand mich unter allen klimatischen Einflüssen auf Eisenbahnen und habe keine andere Rückwirkung von ihnen erfahren, als einen verdoppelten Appetit, welcher aus der vermehrt eindringenden Luft natürlich entstehen muß. Nur dem Auge ist das rasche Dahinfliegen erkennbar, und ich bin überzeugt, daß die Menschen, welche viel auf Dampfwagen fahren, die gesündesten bleiben werden. Es ist ein Luftbad, eine Art Luftdouchebad, das sich mit einer zauberhaften Erfrischung aller Lebenskräfte bezahlt. Die Aerzte werden ihren Patienten diese Luftbäder verordnen, wie

sie solche jetzt der Gewalt des Wellenschlages in den Seebädern aussetzen, nur daß diese heftigen Lufteinströmungen in ihren tonischen Wirkungen wirksamer und angenehmer eindringen können.

Glühende Kinder der Luft und des Feuers, durchfliegt die Welt und vollbringt eure Wunder! Eurer Wunder größtes aber und der Triumph der in euch wohnenden göttlichen Kraft wird es seyn, wenn ihr die Bedenklichkeiten und die stagnante Lethargie unserer Regierungen besiegt und ihre Rathgeber zwingt, der großen Richtung unserer Zeit und dem schönen Impulse der Nürnberger Patrioten zu folgen, um die Menschen und die Geister, und die materiellen Interessen sich näher zu rücken zur innigern Verschwisterung und zum ewigen Bunde der so lange zerrissen gewesenen Theile unseres großen, herrlichen Vaterlandes!

ist leider jetzt der Gewinn des Welthandels in den [illegible] [illegible] umsonst in ihren ruhigen Winkeln [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] ßen, herrlichen Vaterlandes!

Wien.

Reiche und müßige Menschen sind häufig in Verlegenheit, wo sie ihren Aufenthalt wählen sollen. Nur die Engländer und Franzosen machen hievon eine Ausnahme. Die Erstern lieben ihre Insel zu wenig, und ihre völkerwanderungsähnlichen Züge durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, wo sie überwintern und in demselben Schwalbenzug mit ihren Theepfannen und ihrer lispelnden anglicanischen Langweile den mildern Sonnenstrahlen wieder entgegenziehen, haben eine Art Gesetzeskraft durch Parlamentsverhandlungen erhalten. Die Franzosen aber lieben und kennen ihr herrliches Vaterland zu sehr, um anderwärts Genüsse zu suchen, die sie zu Hause so überreich finden. Die erwähnte Verlegenheit trifft daher hauptsächlich uns Deutsche, und es ist wohl jedem unter uns bekannt, daß die Frage, „wo reise ich hin?“ unter unsern Männern beinahe eben so lebhaft besprochen wird, als die doch ungleich wichtigere: „wen heirathe ich?“

Paris ist unstreitig der Vereinigungspunkt der höchsten, gesellschaftlichen Interessen des heutigen Europa's. Es würde uns das alte Rom ersetzen, wenn nicht sein von Factionen zerrissenes Inneres selbst auf den Fremden reflectirte und jedes engere Anschließen erschwerte, indem ein solches ohne Enthüllung seiner politischen Ansichten beinahe nicht denkbar ist. Indessen steht Paris auf dem

höchsten Standpunkte der Wissenschaft und zum Theil auch der Kunst, und die große Anzahl seiner Gelehrten, das Zusammenströmen der ersten Künstler der Erde, die Reichhaltigkeit der mit beispielloser Liberalität jedem Wißbegierigen geöffneten Kunstsammlungen, so wie die allgemeine Entwicklung aller geistigen Springfedern, welche sich in der französischen Nation so unendlich schnell verbreitet hat, machen Paris für den Forscher wie für den Denker zum unentbehrlichen Aufenthalt. Alles, was zum öffentlichen Vergnügen zu rechnen ist, drängt sich hier zu einem Ueberflusse zusammen, zu dessen Genusse kein Menschenleben lange, und keine Menschenkraft ausdauernd genug ist. Es ist daher für die Unterhaltung und Ausbildung hinlänglich gesorgt, und in dieser Hinsicht selbst den ungemessensten Forderungen Uebergenüge geleistet. Ganz anders aber verhält es sich mit dem eigentlichen Betrieb der Gesellschaft, worin die Franzosen uns eigentlich doch als Muster dienten. Die alte, ehrwürdige, aus den Gräbern zurückgekehrte französische Aristokratie, an deren Hôtels in dem Faubourg St. Germain mit flammenden Buchstaben steht: Vive le Roi, quand même, hat durch die Juliusrevolution ihren Gnadenstoß empfangen und fängt weislich an, sich mit dem Bürgerkönigthume zu assimiliren. Leicht hält es, in die Häuser Zutritt zu erhalten, welche Häuser machen, und die sich ganz auf englischen, d. h. auf einen sehr bequemen Fuß gesetzt haben. Jeden Fremden, der Empfehlung bringt, speiset man mit einer Karte zu einem Rout ab, und der engere Kreis, das Einladen zu einem fröhlichen freundlichen

Mahle, welche Paris sonst so angenehm machten, sind der Art außer Curs gekommen, daß man heutzutage höchstens noch einen Hrn. Vetter vom Lande, einen vieux gentilhomme de la province, von dem man zu erben hofft, oder der noch am alten Style hängt, auf solche Weise bei sich sieht. Die Routs sind aber in Paris, wie in London und Rom, von einer solchen Ueberfülle, daß man sich eigentlich nur damit zu beschäftigen hat, wie man heiler Haut in sie hinein, und ohne gebrochene Glieder aus ihnen herauskommt; alles Andere ist Nebensache.

Wie ganz verschieden ist dieses in Wien. Wenn man diese Stadt auch an Großartigkeit nicht mit Paris vergleichen kann, so dürfte es doch nicht schwer fallen, zu beweisen, daß sie in Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens diesem vorzusetzen ist, insofern es überhaupt als eine Annehmlichkeit angesehen werden mag, wenn man nicht Vergnügen daran findet, seine aus dem lieben Vaterlande mitgebrachte Nullität eben so incognito durch gedrängte Gesellschaftssäle zu ziehen, eben so wenig zu sehen, als gesehen zu werden, in einem so vielen Menschen erwünschten chiaroscuro sein dämmerndes Daseyn durch fremde Länder und Städte zu schleppen. Dieses Geltendmachen ist nun eine der ersten, aber auch gewiß der unschätzbarsten Vorzüge der Gesellschaft Wiens. Man muß sich hier auf irgend eine Weise bemerkbar machen, oder man wird bald als Null erkannt und nicht beachtet. Die Frauen der Wiener Gesellschaft — und von diesen, als der Seele derselben, kann hier um so mehr nur die Rede seyn, als sie im Allgemeinen entschieden über den Männern

stehen — haben eine Stufe der Bildung, eine Belesenheit, eine Sprach- und Menschenkenntniß, eine Leichtigkeit und Feinheit des Umganges, dabei eine Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, welche sie im Durchschnitt als höchst liebenswürdig in der Gesellschaft erscheinen lassen, und die sie in den Stand setzen, jedem, der sich ihnen nähert, sehr bald seine Stelle anzuweisen. Ich habe selten Frauen gefunden, die mit größerem Scharfsinn die geistigen Fähigkeiten eines Mannes zu erforschen verstehen, niemals aber welche, die mit größerer Güte die bessern Eigenschaften im Fremden hervorzuheben, und zu seinem Vortheil ins gute Licht zu stellen verstånden. Wie wohlthuend dieses Bestreben auf die im fremden Cirkel doch stets mehr oder minder Befangenen wirkt, mag wohl jeder Reisende schon empfunden haben. Indessen gibt es auch hier verschiedene Abstufungen, und es wird nothwendig seyn, für diejenigen, welche Wien nicht kennen und doch aus dieser Skizze seine innern Verhåltnisse kennen lernen möchten, die schärferen Beziehungen der ohnehin sehr entschieden getrennten Bestandtheile der Gesellschaft auseinander zu setzen.

Das aristokratische Princip wird in Monarchien stets vorherrschen. Es umgibt zunächst den Thron und empfängt seine ersten erwärmenden Strahlen. Wie auch die Revolutionen gegen dieses Mittel — oder Bindungsprincip ankämpften, so haben uns doch blutige Erfahrungen belehrt, daß Europa für eine totale Aenderung seiner gesellschaftlichen Form zu alt, und dauernder Verbesserungen unfähig ist. Die Aristokraten sind und werden

vermuthlich die erste Gesellschaft in diesem Welttheile bleiben, und wenn sie durch die Revolution das Gefahrvolle ihrer Stellung nicht gelernt, so haben die Völker dagegen durch die Restauration zu wenig die im monarchischen System bedungene Nothwendigkeit des aristokratischen Elements erkannt. Aus diesem beiderseitigen Nichterkennen des gesellschaftlichen Standpunktes und Bedürfnisses entspringen alle die unseligen Anfeindungen und Reibungen, und die schöne Stellung eines durch wahre Würde des Charakters, durch hohe Kenntnisse und wahre Staatstugenden ausgezeichneten Adels hat sich seit der Revolution beinahe in ganz Europa verloren, und wird wenigstens von den Völkern nicht mehr in einem, Achtung und Liebe einflößenden Maße gewürdigt. Ein Hauptgrund dieses Herabsinkens des alten Glanzes liegt wohl in der Verarmung des Adels an sich selbst, besonders aber in der Mischung desselben. Diese Geburt der Revolution und des Kaiserreichs hat ihren Schöpfern mehr gedient, als sie am Ende selbst verlangten. Nicht nur Talent und Tapferkeit, sondern jeder große Besitz, er mochte erworben seyn wie er wollte, öffnete dem Adelsaspiranten die Schranke, und durch diese oft nur zu ausgedehnte Vermengung wurden die Grundfesten des Feudalbollwerkes, und mit ihnen die Grundlagen des monarchischen Princips erschüttert.

Kein Adel Europa's kämpfte bisher mit solcher Beharrlichkeit, mit so entschiedenem Erfolge gegen die Einflüsse der ihm so verderblichen Ideen der Revolution, als der österreichische. Aus welch heterogenen Provinzen

er auch zusammengestellt ist, er sammelte sich unter den Panieren eines gemeinschaftlichen Interesses, dem tiefgefühlten Bedürfniß der Selbsterhaltung, und was für kühne Schritte auch der große Joseph zur Beugung seiner Macht gemacht hatte, so scheiterten doch seine, wie manche andere Versuche an der oligarchischen Kraft dieser großen umfassenden Corporation. Allein nur in einem Staate, der die Revolution seit ihrem ersten Entstehen bekämpfte, konnte das aristokratische Princip sich der Art kräftig erhalten, und so kann man den österreichischen Adel als denjenigen ansehen, welcher seine selbstständige Stellung gegen Thron und Volk am entschiedensten zu bewahren gewußt, und sich selbst zu verdanken hat.

Es ist begreiflich, daß aus diesem durch äußere Ergebnisse bedungenen Verhältnisse die gesellschaftliche Stellung des alten Adels eine ganz andere werden mußte. In steter Hut gegen die Eingriffe von oben wie gegen die Anmaßung von unten, mußte sich eine Abgeschlossenheit gegen die ganze Außenwelt erzeugen, welche den Adel seiner schönsten Prärogative, edler Hingebung zu den Interessen des Regenten und humanen Herabsteigens zu den niedern Classen der Gesellschaft, größtentheils beraubte. Er mußte aus sich und seiner ihm gegebenen eingezwängten Lage heraustreten, und selbst seine letzten Vorrechte, wenn er hier oder dort nachgab, aufgeben; und da er sich nicht amalgamiren konnte, mußte er sich isoliren. Man wäre ungerecht, wenn man dem alten europäischen Adel insgesammt nicht die mannichfaltigen Mißgriffe, welches dieses seiner Selbsterhaltung so un-

erläßliche Isolirungssystem erzeugt, und das im gesellschaftlichen Verbande so drückend erscheint, unter Berücksichtigung seiner gegenwärtigen Stellung zu Gute halten wollte. Keinem Adel fällt diese isolirte Stellung leichter als dem österreichischen. Sein Reichthum, seine große Anzahl und auch zum Theil seine Bildung gestatten ihm einen abgeschlossenen Stand zu bilden. Die Einseitigkeit, welche eine beinahe unzertrennliche Gefährtin unzugänglicher Kastenverbindungen ist, in deren monotonen Zauberkreis kein neuer Mensch, kein geistiger Funke zu dringen vermag, mildert sich in diesen reinaristokratischen Vereinigungen, theils durch die verschiedenartigen Länder, aus denen sie zusammengesetzt ist, besonders aber durch die entschiedene Gesellschaftsfähigkeit und Gewandtheit der diese Cirkel bildenden edlen Frauen. Allein leider findet sich auch diese Gesellschaft nicht ohne bemerkbare, im Gehalte verschiedene Absonderungen. Die einzige wahrhaft ehrwürdige und ungemischte Gesellschaft ist die ganz hohe österreichische Aristokratie. Sie vereinigt die Liebenswürdigkeit des alten französischen mit der Biederkeit und der Rechtlichkeit des alten deutschen Adels. Sie lebt abgeschlossen als wahre Stütze des Thrones, ohne durch etwas Anderes Abgeschlossenheit zu suchen, als durch die hohe Stellung ihrer eigenen Würde. In ihr vereinigen sich große Fähigkeiten der Verwaltung, und der Staat befindet sich wohl dabei, seine ersten Aemter in die Hände dieser Edlen niederzulegen. Anstatt dem bürgerlichen Talente hemmend entgegenzutreten, ermuntern sie das wahre Verdienst allerwärts, wo sie ihm begegnen, und heben es zu sich empor,

indem sie es in ihre gebildeten Kreise ziehen. Ritterlichen Sinnes, stehen sie als feste Säulen in der sturmbedrohten Zeit der alles umwälzenden Revolution, und halten fest und unerschüttert an ihren wohlerworbenen, wohlverdienten Privilegien. Dieß ist der wahre, dieß ist der einzige auf Recht begründete Adel. Die bei weitem zahlreichere Coterie des hohen Adels ist die sogenannte Creme. Ebenfalls aus Familien von höchster Geburt zusammengesetzt, schließt sie die Diplomatie und alles in ihre Sphäre sich eignende fremde Fashionable in ihren ausgedehnten Kreis, während sie alle unebenbürtigen Elemente durch jene unzeitgemäße Ausschließung von sich ferne hält, welche in kleineren Städten eine so fühlbare Armuth des geistigen Verkehrs erzeugt und deren Folgen auch nachtheilig auf diese große Vereinigung wirken muß. Die frivole Richtung nach Glanz und Vergnügen läßt eine große Anzahl ihrer Mitglieder ihre Kräfte versplittern, und der außerordentliche Aufwand, welchen ein ungemessener Luxus in Ueberbietung von Festen und äußerem Prunk herbeiführt, versetzt jährlich mehrere Familien in die Alternative, von diesem kostspieligen Schauplatz abtreten zu müssen. Hierin liegt der Grund, warum immer mehrere Herrschaften es vorziehen, auf ihren Gütern zu bleiben, um sich einzuschränken. Die Creme schließt Alles, was nicht zu ihr gehört, mit Geringschätzung, ja mit markirter Verachtung aus ihrem Zauberkreise, der indeß wirklich oft nicht sehr bezaubernd erscheint. Eine große Schuld an dem in dieser Coterie dominirenden Tone tragen die Frauen, weil sie die Sitte der Männer zu wenig beherrschen. Die

Frauen des Wiener Adels besitzen unbestrittene Vorzüge, welche sie in den Stand setzen könnten, mehr Würde über ihre Umgebungen zu verbreiten. Sie sind von einem bis zur Raffinerie getriebenen Schliff äußerer Formen, einer außerordentlichen Gewandtheit der Sprache und des Umganges, und einer Leichtigkeit der conversationellen Bewegung, welche bis zur Täuschung den Mangel wahren Gehaltes, ja selbst den Ueberflug der Frivolität zu bedecken oder zu bemänteln versteht. Dabei ist der vorherrschende Charakter der hiesigen Frauen de haut parage, dieselbe Gutmüthigkeit, welche der ganzen Nation eigenthümlich, und ein so herrlicher Vorzug derselben ist. Sie empfangen den Fremden mit einer Güte und Herzlichkeit, welche hinreißend sind, und sie bringen einen Reiz, ein Leben in ihre Cirkel, welche es desto unverantwortlicher machen, daß sie die sichtliche Degeneration ihrer Männer, und somit den Verfall ihrer Gesellschaft, durch zu große Nachsicht befördern. Ihr Gespräch dreht sich um das Alltägliche und täglich sich Ereignende, eine stete Folge der Ungebildetheit der Männer. Hierin stehen die Pariser Salons weit über den hiesigen, indem einestheils die Interessen in Frankreich selbst ausgedehnter sind, und durch die vielseitige Auffassung derselben die geistigen Mittel der Salonbesucher mehr hervortreten können. Dort gilt Jeder, was er ist, hier Jeder, was er scheint, und der einzige Gewinn ist bloß darin zu suchen, daß man hier die Frauen nicht Politik sprechen hört, eine Erscheinung, welche stets unwillkürlich an die Jakobinerpredigten und an den damit verbundenen Laternenpfahl erinnert. Indessen hat man unstreitig in dieser Coterie

noch zu sehr die alten Anmaßungen beibehalten. In Paris gibt es keinen Adel, als den des Geistes und des Ruhmes, man müßte denn einige verschollene Feudal-Cisternen in dem Faubourg St. Germain als Gegenbeweis aufführen; in Wien mißt man aber in dieser Coterie noch ganz ehrbar nach Pergamenten, und ein Malteserkreuz gilt dort so viel, als das Theresienband. Wenige Häuser machen Ausnahmen, und unter diesen wenigen steht hoch oben das des Lenkers der europäischen Politik, dessen lange diplomatische Laufbahn von der Achtung Europa's begleitet ist. Einen Pfeiler der edelsten Ordnung bildet dieses Haus in dem aristokratischen Creme-Chaos feudalistischen Schwindels, und obgleich genöthigt, sich an diese dominirende Gesellschaftsfraction anzuschließen, folgt es durchaus nicht ihrer schlimmen Tendenz, sondern behauptet in ihrer Mitte eine edle würdevolle Stellung, die ihm die Bewunderung aller Wohlgesinnten erwirbt. Mit allen Mitteln persönlicher Repräsentation, vereint mit dem zu dieser kostspieligen Aufgabe unerläßlichen Vermögen, ist es diesem Hause gelungen, eine imponirende Stellung anzunehmen, welche es zum glänzendsten und beliebtesten Vereinigungspunkt für die höchste Gesellschaft der Kaiserstadt eben so wohl, als zum Asyl der fremden Gelehrten, Künstler, kurz jedes gebildeten Menschen, von welchem Stande er auch sey, gemacht hat.

Eine auffallende Erscheinung in dieser Wiener Creme ist die rauhe Außenseite ihrer jungen Männer, mit welcher weder die angeborne Ungeschliffenheit der Fashionables an der Themse, noch die graciöse Flegelei der heutigen

Pariser Elegants zu vergleichen ist. Mit Stupidität und übler Erziehung schlechtweg ist dieses ungehobelte Wesen so vieler in den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsenen jungen Leute nicht wohl zu erklären. Ich erkundigte mich an der trüben Quelle selbst, und erfuhr, daß sie ihr auffallendes Betragen gegen die Damen ihrer Gesellschaft als Gegensatz der ihnen widerwärtigen Abgeschliffenheit und Ueberbildung derselben angenommen hätten, und ich konnte nicht umhin, ihnen zum Gelingen ihres edlen Stratagems zu gratuliren. Die jungen Männer sind in der Regel, wenn auch nicht geradezu roh, doch sehr einseitig und uncultivirten Geistes. Man würde an andern Orten, wo die Aufklärung in Mißachtung der den Frauen schuldigen Courtoisie noch nicht so weit gediehen ist, sich von der Ausdehnung, welche man ihr hier gibt, kaum einen Begriff machen können, und es mögen daher einige bezeichnende Andeutungen nicht am unrechten Orte stehen. Es ist ein drolliger Gebrauch der jungen Männer in diesen Cirkeln, ihre Damen mit Fiakernummern zu belegen, und obgleich nicht in Abrede zu stellen, daß diese Erfindung höchst sinnreich, indem dadurch das Auffinden derselben erleichtert wird, besonders wenn man den Tänzerinnen die Nummerschilde noch als Colliers tragen ließe, so ist die Güte der Damen selbst doch unstreitig noch mehr zu bewundern, welche ihre Classificirung kennen und den Scherz gar nicht übel zu finden scheinen. Scherz ist ja ohnehin das relativste Ding auf Erden, und Manches däucht dem Einen unverschämt, was dem Andern ganz spaßig vorkommt; darüber ließe

sich daher so viel nicht sagen. Daß aber die äußern Formen des guten Tones bis zu den Ausbrüchen der Trivialität vernachlässigt werden dürfen, — daß einzelne Coterien in dieser großen Gesellschaft wieder ein eigenes chinesisches Exclusionssystem bilden wollen, — daß sie in ihren Anmaßungen so weit gehen, zu fordern, daß die Männer ihres Cirkels nicht mit andern Damen tanzen noch sprechen — dieß kann man höchstens als albernen, sich selbst strafenden Uebermuth ansehen. Ein junger Graf geht auf ein Fräulein zu, um sie zum Tanze zu holen. Ein paar Damen aus der chinesischen Coterie rufen ihm über den ganzen Salon nach: fi donc, vous ne danserez pas avec cette personne! und der junge Mann hat die Schwäche umzuwenden und seine Tänzerin sitzen zu lassen: diese Person aber ist eines der schönsten liebenswürdigsten Mädchen Wiens, an Adel der Geburt und Seele weit über denen, welche sie so tief beleidigten! Sie wird vor Scham und beleidigtem Ehrgefühl unwohl, und muß nach Hause gebracht werden. Die Männer unterstützen derlei Schismas getreulich, und es fallen wirklich empörende Unarten vor. Ein junger „Guck in die Welt" de la haute Volée geht auf eine liebenswürdige junge Dame zu und fragt sie, ob sie diesen Walzer nicht tanzen wolle. Sie steht auf und sagt: „o ja, recht gerne." Er aber dreht sich um, ruft laut: „aber ich nicht," und läuft fort. Derlei Dinge kommen doch nicht bei betrunkenen Kirchweihgästen zum Vorschein, und man kann nun den Maßstab selbst finden, wie die jungen Männer des Adels beurtheilt werden müssen. Das Pferd, die

Tabakspfeife und die Hefe des weiblichen Geschlechts sind ihr Umgang; alles, was darüber geht, liegt außer ihrer Sphäre. Es ist ein Jammer anzusehen, wie die liebenswürdigen geistreichen Frauen in diesen Salons sich jeden Abend müssen erzählen lassen: wie hoch die Juno gesprungen und in wie viel Minuten der Brigliadoro nach Laxenburg und zurückgelaufen. Wenn die jungen Leute doch nur in ihrem Elemente, zu Pferde nämlich, civilisirter wären. Ein Kutscher, welcher ein paar Damen von Stande in einer offenen Kutsche in den Prater führte, hatte das Unglück, einem dieser Centauren of elegant extract in den Weg zu fahren. Nun war keine Rettung mehr. Mit blinder Wuth hieb er mit der Reitpeitsche auf Pferde und Kutscher, und hätte, glaube ich, die Frauenzimmer am Ende selbst noch geschlagen, wenn sie ihn nicht mit kläglichem Geschrei um Erbarmen angefleht hätten. Wo derlei Dinge täglich vorfallen, da kann freilich von gutem Tone, von Gesittung und Anstand nicht viel mehr die Rede seyn, und die herrlichen Frauen des ungarischen, böhmischen und österreichischen Adels müssen in dieser Ausartung ihres barbarischen Männergeschlechtes nur die Nemesis für ihre Nachgiebigkeit und Duldung erkennen. Einen scharfen Abschnitt von den Ramificationen des höhern Adels bildet in Wien die sogenannte zweite Gesellschaft, welche der ersten nur an Geburt, durchaus aber nicht an Bildung und Anmuth nachsteht. Der Fremde, dem feiner, geistreicher Umgang und herzlicher Empfang Bedürfniß ist, findet in dieser zweiten Gesellschaft weit mehr Anklänge als in der ersten, und alle die großen Häuser der reichen

Bankiers, der hohen Beamten und der zahlreichen begüterten Familien, denen nichts fehlt, als die Prämissen der höhern Extraction, stehen hier jedem Gebildeten offen. Dieß ist der Brennpunkt aller durch Wissenschaft und Kunstübung ausgezeichneten Menschen, und die Bildungsstufe der Frauen setzt sie in den Stand, jedes Talent zu würdigen, da sie fast durchgehends reich damit begabt sind. Wo fände man Häuser, wie das meines edlen Freundes Hammer und seiner liebenswürdigen Gattin, wie das der geistreichen Frau von Eskelles, der liebenswürdigen Pereira, der anmuthigen Pichler, Elkan, Frohberg, Brevilliers, Pechier und unzähliger anderer, die nicht ermüden, dem Fremden wie dem Einheimischen ihre herrliche Stadt zu einem Paradiese umzuschaffen? Wo in der Welt findet man diese so angenehme Tageseintheilung, diese reizenden Diners, mit attischem Salz und Lucullischer Ausstattung gewürzt? wo diese Abende, in denen man nicht zur Karte, nicht zum Tanze seine Zuflucht zu nehmen braucht, wo geistreicher, gemüthlicher Umgang mit dem erhabensten Kunstdilettantismus wechselt, um Herz und Geist ewig zu verjüngen und zu vergnügen? Ich hatte in einer dieser Gesellschaften einen berühmten englischen Reisenden vorzustellen, der aus dem Orient heimkehrte und nur seiner Muttersprache mächtig war. Eine junge lebhafte Dame bat mich, ihn ins Nebenzimmer in den Kreis ihrer Freundinnen zu bringen, und ich erstaunte nicht wenig, sie alle mit gleicher Fertigkeit und Eleganz eine lange anhaltende englische Conversation führen zu hören. Mein englischer Freund war trunken

von Entzücken, und glaubte nicht anders, als eine gütige Fee habe ihn nach Westminsterend versetzt. So hoch steht die Erziehung dieser anspruchlosen liebenswürdigen Geschöpfe. Während aber beinahe alle Männer des höhern Adels an diesen reizenden Vereinigungen Theil nehmen, schließen sich die Frauen desselben ängstlich davon aus. Der zweite Adel scheint mehr Tact zu besitzen, und hat auch längst das in Wien so lästige Trinkgelderwesen in seinen Häusern abgeschafft, da man ohnehin das ganze Jahr über genug gebrandschatzt wird, und keinen Tritt in und aus einem Hause machen, kein Oberkleid an- oder ausziehen, keinen Hut abnehmen oder aufsetzen, ja nicht einmal Abends in seine eigene Wohnung zurückkehren kann, ohne diesen Raubvögeln von Domestiken oder Hausmeistern eine Münze in die Hand zu drücken, die nicht durch ihre Bedeutung, sondern durch ihr Hervorsuchen und Beisichtragen lästig wird. Dieß ist nun wie so manche Feudalübelstände in den Hôtels des zweiten Adels nicht mehr zu finden, und man scheint überhaupt in dieser Gesellschaft mehr den neuen socialen Reformen zu huldigen. Wie kräftig aber die Repressalien sind, die man hier den Exclusionen der höhern Gesellschaft entgegensetzt, zeigt so manche bekannte Aeußerung der geistreichen Chorführerinnen dieser großen, reichen Coterie. Als Napoleon sich zum Kaiser erhob, sagte Frau von E...s in ihrem Salon: „Nun bin ich zufrieden, weil nur einmal jemand aus dem zweiten Adel auf einem Kaiserthrone sitzt.“ Die Aristokratie wird nicht geschaffen; gleich den Gebirgen hat sie sich in einem langen Zeitenlauf durch allmähliche

Anschwemmung gebildet, und könnte gleich jener nur durch Erdrevolutionen weggetilgt werden. In einem Lande, wo es bloß große Namen ohne Güter, oder große Güter ohne glänzende Geburt gibt, kann kein Gesetz eine Aristokratie begründen. Diese künstliche Schöpfung kann nicht durch die Chemie der Staatsmänner hervorgebracht werden. In dieser Rücksicht ist es unmöglich England nachzuahmen. Die Geburten der Natur und Zeit verspotten die Nachahmung. Es liegt aber bloß in der Anmaßung aristokratischen Eigendünkels, die Vorzüge guter Erziehung nicht anzuerkennen, wenn sie nicht mit denen der hohen Geburt vereinigt sind. Der Uebermuth des alten Adels ist in Deutschland noch nicht wie in Frankreich durch große und neue politische Begriffsbestimmungen gebrochen; er geht so weit, daß er alles, was er sich nicht ebenbürtig sieht, mit dem Namen der schlechten Gesellschaft bezeichnet. Es läßt sich denken, daß bei solchen Ansichten keine Vereinigung möglich ist, und die Gewalt, mit welcher einige freisinnige Fürsten diese mit den eigentlichen Elementen des Hofes bewerkstelligen wollten, erzeugte ein Zwitterding. Die Kluft zwischen Adel und Volk kann in keiner Oligarchie merklicher seyn, als hier der Abstand zwischen der ersten und zweiten Noblesse. Die erste behandelt die Menschen in der zweiten als Emporkömmlinge, die zu sehr außer ihrer Sphäre liegen, um sich mit ihnen befassen zu können. Wäre überhaupt in Deutschland ein Bewußtseyn wahren innern Werthes, oder wäre in unserer Nation ein Funke von politischem Leben oder Thatkraft zu finden,

so dürfte dieses letzte Zucken feudalischer Anmaßung leicht zurückzuweisen seyn. Die edelste Waffe gegen grundlose Arroganz ist das Uebergewicht wahren innern Gehaltes. Wo dieses entschieden vorhanden, wird Geist und Bildung stets formelle Repräsentation verdrängen oder ersetzen, und in einer Zeit, welche die großen Interessen der Gesellschaft hervorruft, muß der alte gehaltlose Salonbetrieb in sein Nichts zurückfallen, um der allgemeinen geistigen Bewegung Platz zu machen. Die Ursachen, welche den Verfall des europäischen Adels herbeigeführt, sind bekannt. Anstatt diesem unverschuldeten Verfalle durch Entwicklung intensiver Kraft zu begegnen, beförderten die Aristokraten ihren Sturz durch unausführbares Festhalten verschollener Prärogative, deren sie weder durch äußere Macht, noch durch moralischen Muth gegen die aufstrebenden neuen Zeitbedürfnisse sich bedienen konnten. Zu schwach, um schwankende Throne zu stützen, und zu stolz, um den Rechten des Volkes zu huldigen, arbeiten sie emsig an ihrem eigenen Ruin, dem sie unaufhaltsam entgegeneilen. Ihr politisches Glaubensbekenntniß modelt sich nach dem ancien régime des verrufenen Faubourg, dessen Eigensinn sie in gleiches Verderben reißen muß, und die Mißstimmung der laxen Chorden verbreitet sich in fieberhaften Schwingungen über ihr gesellschaftliches Leben. Wie der beschränkte Mensch, welcher den Anforderungen eines geistreichen Umganges kein Genüge leisten kann, sich in einem Nimbus isolirter Wichtigkeit gefällt, so tröstet sich diese unverbesserliche Fraction mit einer gänzlichen

Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit. Die Monotonie, welche hieraus hervorgeht, zieht den Kreis der Einseitigkeit immer enger, und der Mangel jeder mehrseitigen Ideenentwicklung zerstört täglich entschiedener jedes Band, das sie an das gegenwärtige Leben kettet. Wo der Adel für sich selbst zahlreich ist, wird diese Absonderung weniger fühlbar, wo er aber gegen seine Neigung zu einer Vermischung seine Zuflucht nehmen muß, da werden die Gegensätze wirklich oft possirlich. Indem man das französische Leben nachahmt, hat man nur das Schlimme davon, die Anmaßung einiger alten Familien, im Auge behalten, das einzige und wahre Princip jeder Gesellschaft aber, mit seiner Person zu bezahlen, ganz daraus verloren. Wo geistlose Menschen bloß ihres Ranges oder Namens wegen glänzen, da kann man unbedingt die Gesellschaft eine Gesellschaft von schlechtem Tone nennen, und die Frauen verschleudern ihre Grazie, ihre Liebenswürdigkeit auf eine höchst undankbare Art an Menschen, welche durch keine höhere Ausbildung ihnen zu imponiren verstehen. Ich habe ausgezeichneten deutschen Frauen wiederholt mein Erstaunen ausgedrückt, daß sie nicht über kleine Ungleichheiten der Geburt hinweggehen, und Männer in ihre Cirkel ziehen mögen, welche ihnen geistigen Genuß gewähren könnten, und an denen Deutschland so überreich ist. Jeder Versuch dieser Art scheitert jedoch an dem allgemeinen Vorurtheil und an der Unbekanntschaft deutscher Gelehrten mit den gesellschaftlichen Formen. So wenig aber der Schauspieler die Feinheiten desselben auf der Bühne

wiederzugeben vermag, wenn er nie in gebildetem Umgange gelebt, so wenig wird sich der Gelehrte mit Leichtigkeit in einer Sphäre bewegen, deren Formen ihm fremd sind. Man weiß hier eben so wenig die Form vom Geiste zu trennen, als beide zu vereinigen, und namentlich vergessen die deutschen Frauen gänzlich, welche große Wirkung sie hierin auf die Männer und ihre äußere Bildung hervorbringen können, indem sie ihnen die Form geben, um ihren Geist zu empfangen.

Wien hat fünf Theater, die für seine Bevölkerung durchaus nicht zu viel sind. Der Beweis liegt zuvörderst darin, daß, außer den beiden Hofbühnen, keines derselben Unterstützung von der Regierung erhält, die drei Vorstadttheater daher ganz ihrer eigenen Oekonomie überlassen sind, welches in keiner Stadt Deutschlands der Fall ist. Auch lehrt die Erfahrung seit einer langen Reihe von Jahren, daß sie alle recht gut bestehen, so lange sie Gutes leisten, d. h. so lange jedes in seiner, durch Herkommen oder Gesetz festgestellten Sphäre zur Zufriedenheit des schaulustigen Publicums sich bewegt. Diese Zufriedenheit ist aber bei weitem nicht so schwer zu erringen, als von einem an die erhabensten Kunstgenüsse gewöhnten, und dadurch theils fein gebildeten, theils schwieriger zu befriedigenden Publicum zu erwarten stünde. Im Gegentheil treibt man hier die Nachsicht beinahe zu weit, und macht hierdurch Sache und Person auf der Bühne oftmals eben so schlimm, als die zu scharfe Kritik, der mit leidenschaftlichen Vorurtheilen ausgesprochene Tadel an andern Orten nach-

theilig wirkt. Nur ein so überaus friedliches, wohlwollendes und wohlgezogenes Auditorium kann sich Dinge gefallen lassen, welche in jeder andern großen Stadt unzählige Aeußerungen der Unzufriedenheit veranlassen würden, und nur das hier in allem vorherrschende passive Unterhaltungs- und Vergnügensbedürfniß kann den Schlüssel zu der auffallenden an Indolenz gränzenden Gleichgültigkeit geben, mit welcher das hiesige Publicum so viele Beeinträchtigungen seiner Rechte, so wiederholte Eingriffe in seine Casse und so manche Mißachtung seiner Stimme und seiner Wünsche gelassen erträgt und hierdurch stillschweigend billigt. Man irrt sich ebenfalls, wenn man glaubt, daß Zwang der Behörden lautwerdende Unzufriedenheit hintertreibe. Wohl steht jeder zu druckende Buchstabe unter scharfer Censuraufsicht, allein die Freiheit der Rede sieht man doch wenigstens nirgends öffentlich beschränkt, und es liegt daher nur in der persönlichen Neigung des Einwohners selbst, ob er sich billigend oder verwerfend über Gegenstände aussprechen will, welche durchaus keinen Einfluß auf äußere oder innere Politik haben, und welche von jeder weisen Regierung als Hauptzweck zur Zerstreuung und Ableitung von andern gefährlichen Gedanken für die müßige Bevölkerung großer Städte sorgfältig erhalten und gepflegt werden. Der Beweis liegt in der Freiheit, mit welcher Fremde sich über Theater-Verhältnisse aussprechen dürfen, und es ist kein Fall bekannt, daß irgend eine öffentlich gemachte, auch noch so kräftige Aeußerung über dahin einschlägige Erscheinungen die mindeste nachtheilige Folge

für den Sprecher herbeigeführt, oder auch nur die Aufmerksamkeit der Polizeianstalten im mindesten auf sich gezogen hätte, wie es überhaupt nicht schwer fallen dürfte, die übertriebenen Schilderungen des in dieser Hinsicht in Wien herrschen sollenden Zwanges in seiner ganzen Nichtigkeit als Phantome geängstigter Einbildungskraft, oder Popanze des bösen Gewissens zu enthüllen. Beinahe jeder Reisende sieht mit andern Augen, und es ist im Reisen immer noch besser, die Dinge anders, als gar nichts zu sehen. Wer immer auf dem großen Marktschiff anerkannter Autoritäten durch die unermeßliche Erfahrungssee steuert, wird wohl niemals Erfahrungen machen, welche irgend einer Mittheilung würdig erscheinen dürften; wer aber von der breitgetretenen Heerbahn eingewurzelter Vorurtheile abzuweichen sucht, und die Welt, die Menschen, ihre Vorzüge und ihre Schwächen auf selbstgebahnten Fußsteigen zu durchstreichen und zu belauschen versucht, der darf es wohl wagen, ein Wörtchen mitzusprechen; wenigstens kann er sich schmeicheln, den Dank zu verdienen, der jedem, das Beste suchenden, das Gute wollenden Forscher von Besserdenkenden gezollt wird. So viel als Einleitung, wenn meine Bemerkungen nicht ganz im Einklange mit den üblicher Weise über Wien angenommenen Ansichten stehen sollten.

So angenehm eine freie, anständige Besprechung über gemeinschaftlich genossene Kunstleistungen seyn mag, so hoher Reiz für den, der Reflexion und Kritik Alles zu unterwerfen gewöhnten Geist in der Analyse der in uns

aufgeregten Gefühle liegen muß, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß bei der geringen Anzahl kunstgebildeter Menschen, bei der so selten anzutreffenden Fähigkeit, sich über das, was man empfunden, faßlich auszudrücken, namentlich aber bei der Unordnung, in welcher die meisten Menschen sich befinden, sobald es darauf ankommt, in logischer Ordnung, mit richtiger Bezeichnung der Begriffe und mit ungezwungener Anwendung technischer Nomenclatur ihren chaotischen Gefühlen zusammenhängende Worte zu verleihen, eine solche Besprechung in größeren Kreisen, bald einseitig oder ungenießbar werden muß. Denn da nicht allen Menschen die Gewandtheit des Geistes innewohnt, sich an die Dinge zu halten, so mischt sich nur zu bald Persönlichkeit ein, welche beinahe immer Hand in Hand mit Bitterkeit und Anzüglichkeit geht, so daß derlei Besprechungen über Theaterleistungen eher lästig als angenehm werden müssen, und von diesem Standpunkt aus die Sitte der Wiener, sich nicht viel mit Zergliederung des empfangenen Kunstgenusses zu befassen, allerdings löblich erscheinen mag.

Wenn auch bei dem Wiener als vorherrschender Charakterzug eine von absprechender Tadelsucht weit entfernte Gutmüthigkeit in allen Privatlagen des Lebens hervortritt, so möchte sie doch, auf die Oeffentlichkeit ausgedehnt, mehr Schlaffheit und Schwäche als Gefühl andeuten, und dürfte, sobald sie vor diesem Richterstuhl sich ausspricht, eher dem Tadel als der Billigung verfallen. Das hiesige Publicum war frühere Zeit durch die

italienische Oper unter Barbaja an Genüsse gewöhnt, welche ihm wenigstens das Recht und die Einsicht gaben, seine Forderungen für die Folge höher zu spannen, als vielleicht jede andere Stadt Europa's; denn keine hatte Aehnliches gehört, und wenn es eine Vollendung in der Kunst gibt, so hat sie sicher Wien allein damals auf seinem Kärnthnerthor-Theater erlebt. Wie gutmüthig, wie bescheiden, und was noch alles mehr, muß aber ein Publicum seyn, das nach einem Sänger-Ensemble, wie noch kein Theater der Welt es gesehen, die Erbärmlichkeit einer aus alten Invaliden und jungen, kaum noch stimmfähigen, in Hast und Uebereilung ungeschickt in Deutschland zusammengerafften Leuten bestehenden Operngesellschaft erträgt, wovon die meisten Glieder das erstemal die Bühne betreten, die übrigen aber sie längst hätten verlassen sollen.

Als ich einst, erstaunt über das große Spiel der Pasta und tief ergriffen von der Schönheit ihres Gesanges, alle meine Aufmerksamkeit auf ihre unerreichbare Leistung als Romeo vereinigte, störte mich häufig ein exaltirt neben mir ausgestoßener Ausruf: „das ist lächerlich, wahrhaft lächerlich!“ Man muß sich beim Besuch des Theaters mit Gleichgültigkeit oder auch noch besser mit Taubheit gegen die oft zu hörenden ungereimten Aeußerungen zu schützen suchen; allein ob ich es gleich ziemlich weit in dieser schweren Kunst gebracht, so konnte ich mein Erstaunen, oder vielmehr mein Mißbehagen über eine solche ungerechte Bemerkung nicht verbergen, fragte meinen übrigens sichtlich gerührten Nachbar um den Grund seiner harten Beurtheilung einer Künst-

lerin, welche Schmerz und Verzweiflung mit den erschütterndsten Farben vor uns ausmalte, und erhielt zur Antwort, daß man für diese Vollendung, für diese die schrecklichste Natur erreichende Kunst, kein anderes bezeichnendes Prädicat finden kann, als lächerlich! Wenn Kant vier Bände bedurfte, um seinen Lesern die für seine philosophischen Lehrsätze erfundenen Ausdrücke zu erklären, wie viele bedarf der deutsche Reisende, um die Wiener Empfindungen verstehen zu lernen? Man führte unter dem jetzigen Kaiser wieder italienische Oper in Wien ein, die freilich nur in Erinnerung brachte, was man früher gehört und die mit der Barbaja'schen Glanzepoche höchstens die enormen Eintrittspreise gemein hatte. Seit dem leichtsinnigen Gallenberg'schen Bankerutt leitete Duport Oper und Ballet, und wenn man ihm nun neuerdings nach kurzer verunglückter Episode der Morelli und Balochino die Verwaltung des Kärnthnerthor-Theaters übergibt, so wird er eben so wenig als früher seinen Vortheil dabei vergessen, wenn er es auch mit dem der Kunst nicht so genau nimmt. Man kann den Wienern reinen Geschmack durchaus nicht absprechen, und wenn ihnen ein Fehler vorgeworfen werden darf, so besteht er mehr in zu großer Nachsicht, als zu großer Strenge. Eben weil sie das Vorzüglichste gehört, besonders aber weil sie selbst beinahe durchgehends musikalisch gebildet sind, kennen sie die Schwierigkeit einer vollendeten Kunstleistung recht gut, und wissen jeden höhern Grad der Kunstfertigkeit zu schätzen. Diese Nachsicht geht nun freilich manchmal, wie oben gesagt, zu weit; allein wenn

man die Wahl hat, in einem französischen Parterre zu stehen, oder in einem deutschen, namentlich in einem der Wiener Schauspielhäuser, so wird man sich unbedingt für das letztere entscheiden, da die Unruhe, das Geschrei und die Ungezogenheit der Franzosen noch viel unerträglicher erscheinen, als die Lebhaftigkeit des Italieners, dem zwar Plaudern und Bewegung in seinen großen Theatern Bedürfniß ist, der aber hinlänglichen Tact besitzt, um da stille zu seyn, wo etwas Vorzügliches zu hören ist; weßhalb man in der italienischen Oper sicher seyn kann, etwas Gutes zu hören, wenn allgemeine Stille eintritt, während im französischen Theater gewöhnlich Lärm entsteht, wenn besonders schöne Stellen erscheinen, da jeder zeigen will, daß er das Schöne zu empfinden weiß, welches der Franzose nur durch Unruhe aussprechen kann. Der Deutsche ist stets ruhig in seinem Theater. Er bedarf einer ganz besondern Aufregung, Parteisache, oder derlei Gährungs-Motive, um aus seiner behaglichen Passivität herauszutreten. Dann tobt er wohl eine Weile, begibt sich aber baldmöglichst in seine ruhige Lage zurück, und läßt nun wieder gottergeben Böses und Gutes von seinen verehrten Schauspielern über sich herabergehen. Kann er im Trauerspiele weinen, im Lustspiele lachen, so ist er hoch zufrieden; kann er dieses nicht, sondern vielleicht das Umgekehrte, so ist er auch zufrieden; kann er in Beiden nichts, wie gähnen, so ist er es auch, und erblickt sodann mit wahrer Resignation, die Trost auch im Schlimmsten findet, in seinem Theater ein narkotisches Mittelchen; und für diese Zufriedenheit sorgen unsere meisten regie-

renden Theaterprincipale väterlichst. Indessen scheint mir das Wiener Publicum von dieser deutschen Passivität eine Ausnahme zu machen, und ich finde es natürlich, daß ein Volk, dem man wohl die Lebhaftigkeit, aber nicht das Leben nehmen oder absprechen kann, dieses Leben auf irgend einen unschuldigen Zeitvertreib verwende, nachdem ihm alle großen Interessen desselben abgeschnitten sind. Auch findet man hier mehr als anderwärts in Deutschland enthusiastische Aufwallungen, welche durch warme Kunstliebe hervorgerufen werden, und diese schöne, thätige Anerkennung des wahren Talentes würde sicher häufig zu hohen Auszeichnungen verdienter Künstler führen, wenn das jedem hier inwohnende, mit der Muttermilch eingesogene Polizei- und Schicklichkeits-Gefühl nicht jede solche meist unfreiwillige Aufregung schon im Keim erstickte. Das Entzücken der ganzen Versammlung stieg bei den vortrefflichen Leistungen einer großen Sängerin aufs höchste. Die stets in höhern Potenzen hervorbrechenden Staunensvocale, ein andauernder Platzregen von Klatschen, ließen nach geendetem Stücke anderweitige der Künstlerin dargebrachte Huldigungen erwarten, und ich schickte mich bereits an, unter den Panieren ihrer Verehrer zu kämpfen, als ich nach niedergerolltem Vorhang, wo die ganze vor kurzem so ergriffene Versammlung stumm und nichtssagend sich zu den engen Schluchten hinauszwängte, durch meinen Nachbar erfuhr, daß jede äußere Huldigung, besonders außerhalb des Bühnenraumes strenge verpönt, wiederholtes Hervorrufen verboten, Wiederholen der Gesang-

stücke nicht geduldet, und so manches noch anders sey, wie an andern Orten. So wenig ich aber auch für die Apotheosen der Künstler bin, so däucht mir doch eine von einer großen Anzahl fühlender Menschen in dankbarer Rührung einem Künstler, der uns so eben entzückte, dargebrachte Aufmerksamkeit eine recht unschuldige, wenigstens unschädliche Sache. Jedenfalls steht die ängstliche Rücksicht in Wien in zu starkem Widerspruche mit den glänzenden Auszeichnungen, mit denen diese Heroen der Kunst von andern Nationen überschüttet werden. Wie sehr müssen ihre Kunstleistungen unter der auf nichts sich gründenden Engbrüstigkeit der hiesigen Polizei leiden und erlahmen, während die Exaltation für Kunst stets erhöhte Begeisterung beim Künstler erweckt, und das Kunstvermögen ins Unendliche anfeuert und steigert.

Wenn ich früher die Meinung aussprach, daß fünf Theater für die große Bevölkerung Wiens nicht zu viel seyen, so muß ich noch hinzufügen, daß die meisten, namentlich die beiden Hoftheater, für das sich täglich zudrängende Publicum im Raume viel zu beschränkt sind. Das Kärnthnerthor-Theater ist noch das einzige, welches wenigstens einen freundlichen, anständigen Anblick gewährt. Es ist neu decorirt, ziemlich gut beleuchtet, und für die Bequemlichkeit nach Thunlichkeit gesorgt, die man übrigens theuer genug bezahlen muß, da die Eintrittspreise höher sind, als auf dem ganzen Continent, und nur von der italienischen Oper in London überboten werden. Was muß aber der Fremde, welcher die großen Theater in Italien, Frankreich und England gesehen,

dabei empfinden, wenn er in das erste Hoftheater der Kaiserstadt tritt? Wie man auch darauf vorbereitet seyn mag, diese trübselige Wirklichkeit übersteigt jeden Begriff. Schon der labyrinthische Eingang in dieses sogenannte Burgtheater machte auf mich einen höchst widerlichen Eindruck. Ich folgte, da ich den Weg nicht kannte, mehreren Damen, welche kühn sich in eine Statistenumkleidestube stürzten, durch deren mephitische Propyläen wir uns nun gemeinschaftlich den Weg in noch enger gepreßte Räume bahnten, in denen man gebückt, wie durch einen Bergwerksschacht, sich durchzwängen muß, um in den düstern Raum eines ehrwürdigen, schwarzgeräucherten, gothischen Theaterraums zu gelangen, in welchem man theils durch Hülfe des Tastsinnes, theils durch die in Wien vorherrschende Trinkgeldlust eines Billeteinnehmers zu einer Art Sperrsitz gelangt, in welchen selbst mäßiglange menschliche Gebeine dem Zerbrechen nahe stehen, in denen aber ein etwas längeres Wesen sich einer fortwährenden Beinoperation unterworfen, und allen Martern des Prokrustesbettes hingegeben sieht. Hat man aber seine Folterbank glücklich eingenommen, und glaubt nun, wenn schon gleich einem Pickelhäring in der Tonne gepreßt, sich ganz der Beschauung der Dinge, die da kommen, hingeben zu können, so wird man auch aus dieser freudigen Täuschung durch eine Masse, inmitten des ohnehin einem Miniaturparterre ähnlichen untern Raumes sich aufstellender ungarischer und anderer Herren Officiere, welche, gleich einem Wald von Mastbäumen, über das zusammengekrümmt sitzende Volk

hervorragen, dermaßen in eine trostlose Dunkelheit versetzt, daß man sich höchstens durch Höhen= und Längenvermessungen dieser nach der guten alten Zeit gekleideten militärischen Schlagschatten oder an ihren tiefeindringenden Gesprächen erlaben, oder auch sich durch rettungsuchende Blicke an dem schauerlich düstern Plafond, oder an der noch verzweiflungsvolleren Stellung oder vielmehr Hängung so vieler mitleidenden Theaterfreunde in den höhern Regionen dieser merkwürdigen Thalienhöhle Trost erholen kann. Denn abgerechnet, daß die Logen über ein und zwei Stiegen eher Gefängnißkeichen ähnlich sehen, in denen der hohe Adel der österreichischen Erbstaaten sich geduldig einpfropfen läßt, so sind die über diesen Feudalschluchten stehenden Galerien dem zahlenden Volke in verschiedenen Gestalten eröffnet, und hier sind nun wirklich gefährliche Positionen zu sehen. Die ersten Reihen sind Sperrsitze, und können sehen, alle hintern Reihen aber können in der Regel nur hören, ein Genuß, welcher selbst den am weitesten Zurückstehenden versagt ist, weßhalb dieser Platz bloß von Blinden und Tauben besucht werden sollte. Das Streben jedoch zu sehen, lockt nach und nach die hintern Reihen immer mehr hervor, und hier ist nun eine Vorrichtung angebracht, welche dem Erfinder eben so viel Ehre macht als dem Executanten. Ueber den Häuptern der Galeriesperrsitzenden läuft nämlich eine stark eiserne Stange, gleich einem horizontalen Blitzableiter rings unter der obenstehenden Decke herum. Je nachdem das Interesse an einem Stücke sich steigert, nehmen mehr Personen an dieser Vorrichtung

Theil, und bei besonders rührenden Scenen sieht man dieses ganze lebendige Collier den schönen Saal umranken, indem die unten Sitzenden die Last der mit beiden ausgestreckten Händen an der rettenden Stange Hängenden in patriotischer Toleranz zum Theil mit übernehmen, wobei man höchstens hie und da ein zartgliedriges Frauenzimmer, welches von dem auf ihren schwachen Schultern ruhenden Schmeerbauch ihres baumelnden Hintermannes für ihre mürben Knochen, oder bei entfesselter Thränenschleuße eines über ihr schwebenden, seine Wehmuth auf ihren eigenen erschütterten Leichnam herabfluthenden Rührmannes für ihren Rosa-Riesenpariserhut zittern muß, einen schwachen, an der Unerschütterlichkeit des zweiten Treffens meistens scheiternden fruchtlosen Abschüttlungsversuch anstellen sieht. Bricht diese Stange, oder verläßt einen der Stangenhalter die Kraft, so sind die Sitzenden und Hängenden, die oben und die unten in der entschiedensten Gefahr in die Tiefe zu stürzen. Zur Beleuchtung dieses gefahrreichen, unbehaglichen Schauplatzes dient eine Lampe mit wenigen Lichtern, deren Schein noch dazu künstlich gemildert ist, an der Decke, ferner wenige zerstreute Unschlittkerzen in den für die Blinden und Tauben bestimmten Corridors. Um zu den Logen zu gelangen, dient ein Gang, welcher einem halbwegs corpulenten Menschen die Passage sehr streitig machen kann. Dieß sind einige der Gebrechen des kaiserlichen Burgtheaters, welches übrigens einen integrirenden Theil der mit seiner Schwer- und Hinfälligkeit freundschaftlichst correspondirenden Kaiserburg ausmacht.

Es ist eine schlimme Sache um die Berühmtheit, wenn sie bloß auf Traditionen beruht. Man wird bald zum hiesigen Burgtheater sagen können, was Napoleon zum letzten Sprossen des berühmten Montecucculi in Schönbronn sagte: vous traînez un grand nom! Es gehört hier zum guten Ton, das Burgtheater zu besuchen, und es gereicht den Wienern sehr zur Ehre, daß sie dieses einst für Deutschland als Vorbild dienende Theater selbst noch als Ruine ehren. Allein wenn auch das Publicum des Burgtheaters noch dasselbe gebildete ist, so folgt daraus nicht, daß auch das Bühnenpersonal nicht rückwärts geschritten sey, und so hoch es auch noch in mancher Beziehung über den meisten, oder man darf sagen, über allen deutschen Bühnen steht, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß unter der im Allgemeinen auf Deutschland ruhenden dramatischen Calamität auch dieser einst so geschätzte Künstlerverein, der noch zudem durch manche Unfälle und den Tod zu einem sehr kleinen Häufchen zusammengeschmolzen, mächtige Veränderungen erlitten habe. Mit großer Erwartung sah ich der ersten mir hier zu Theil gewordenen Darstellung entgegen. Es war Schenks Belisar. Die Ouverture war nicht geeignet, mich das Mißbehagen meines Eintrittes vergessen zu machen. Ein schläfriges, mattes, äußerst schwaches Orchester und eine ganz unpassende Composition. Warum verschafft man sich hier nicht die vortrefflichen Musikstücke, welche Hr. v. Poißl zu dieser Tragödie geschrieben? Ihr Mangel wurde mir besonders auffallend, als die Alanen mit einer kirchweihtanzähnlichen, weich-

lichen Musik heranzogen, während Poißls wilde Fanfare wirklich charakteristisch genannt zu werden verdient; die Ohren hielt ich mir aber zu, als das römische Siegerheer mit einem Marsche sich heranschleppte, den ich mich entsinne, von den Stadtthürmen kleiner deutscher Städte zur Verkündigung von Hochzeit- und Tauffeier auf die liebe Bürgerschaft herabtrompeten gehört zu haben. Derlei Vernachlässigungen verzeiht man doch kaum einer wandernden Truppe, und die Musik greift hier zu sehr in die Handlung, so wie in die Stimmung der Spielenden und Zuschauenden ein, um sie als ganz accessorisch zu behandeln. In demselben Grade findet man beinahe jede äußere Ausstattung auf dieser Bühne verschmäht, welche hierdurch wohl nur im Einklange mit der antiken Verfassung des Hauses selbst zu bleiben trachtet. Die Kleider selbst der ersten Schauspieler sind abgetragen und von gewöhnlichem Stoffe; die Decorationen meistens schlecht gemalt, und von altem Datum, folglich ebenfalls sehr abgenützt. Ich bin fern davon, die materielle Ausstattung als Hauptsache ansehen zu wollen, allein aus der Mißachtung des äußern Prunkes dürfen niemals Unschicklichkeiten hervorgehen. Mir ist selbst auf kleinen Bühnen nie etwas Lächerlicheres vorgekommen, als diese Parodie eines römischen Senates, in welchem die ehrwürdigst ausstaffirten bärtigen Herren neben knabenähnlichen, dicken, bartlosen Gesichtern saßen, worunter kaum zwei zu finden, deren Körperverhältniß ihren bald zu langen, bald zu kurzen Togen entsprach, und worunter viele zu sehen, die entweder gar nicht oder

nur auf Einer Seite geschminkt waren. Wenn übrigens solche und viele andere Mißgriffe nicht zu schreiend wären, so müßte man sie bei dem vortrefflichen Zusammenwirken der hiesigen Tragöden vergessen. Denn hiedurch verdient diese Bühne noch immer den Vorrang vor vielen andern Deutschlands, und hierin hat sie die gute Schule bis jetzt gerettet. Obgleich außer Anschütz kein sehr hervorragendes Talent auftrat, so fiel mir doch sogleich das langentbehrte kräftige Zusammenspiel, das Ineinandergreifen, wodurch allein ein dramatisches Gemälde Färbung bekommt, dieses sichtliche Streben Aller zu einem Ganzen, zu Einem Guſſe zusammenzuwirken, wohlthuend auf, und ich konnte am Ende vergessen, daß die römische Pracht so jämmerlich geschmälert worden war. Es ist sehr gewagt, Vergleiche zwischen zwei Künstlern anzustellen. Es erfordert das tiefste Eindringen in die Individualität, ja ich glaube selbst ein persönliches Bekanntwerden mit dem Kunstübenden, um die Motive seiner Auffassungsweise kennen zu lernen. Ich war sehr gespannt, Anschütz in einer Rolle zu sehen, die Eßlair so ausgezeichnet unter den Augen des Dichters gibt. Sie nehmen die Aufgabe nicht gleich, und mir scheint sie Anschütz doch mit mehr Einsicht aufgefaßt, mit mehr Besonnenheit und Fleiß durchgeführt zu haben. Scenen, welche ich früher nicht sehr beachtete, werden durch Anschützens durchdachtes Spiel in ihre Rechte eingesetzt. Die ganze Schönheit des vierten Actes, so wie der Tod Belisars, werden durch ihn sehr gehoben. Mad. Schröder ist in diesen und wenigen andern Stücken ein hoher

Gewinn. Die Nebenrollen waren schwach besetzt. Allein dieses Gebrechen ist ein Krebsschaden der meisten stehenden Theater, besonders aber der Hofbühnen, wo Rollen sich in Individuen verjähren, und deren Vorstände selten Kraft, die Schauspieler nicht Selbstverläugnung genug besitzen, um die Rollenbesetzungen stets den Individualitäten und Altersveränderungen anpassend zu regeln. Nathan wird hier vorzüglich gegeben. Es ist kaum denkbar, einen schöneren, reineren Einklang zur Verwirklichung der edelsten Harmonie des erhabensten Menschenvereines auszudrücken, wie man diese classische Dichtung hier ins Leben geführt sieht. Wie unnütz sind doch einzelne Talente, wenn sie einzeln glänzen wollen, und wenn sie es nicht verstehen, die sie durchströmende Flamme wahrer Kunst in ihren Umgebungen anzufachen! Man kann im Nathan vielleicht einzelne Rollen anderwärts vorzüglicher geben, wird aber kaum auf einer Bühne den Genuß von diesem Musterdrama erhalten, den das so kräftig einschreitende Zusammenwirken hier in so hohem Grade gewährt. Eßlair hat als Nathan mehr Rührenderes, mehr Erschütterndes als Anschütz. Wie er aber alle seine Rollen allein, ohne auf den Gang der Handlung selbst zu wirken, oder auf die Mitspielenden Rücksicht zu nehmen, für sich abspielt, so stützt er sein großes inneres Leben auch nur auf seine eigene herrliche Persönlichkeit, und stellt die schönen Nebenfiguren in beinahe zu düstern Schatten. Anschütz hingegen lenkt das vom Dichter diesem Charakter ohnehin reichlichst zugemessene Interesse nach den um seinen Sonnenpunkt sich bewegenden Fi-

guren, hebt sie fortwährend zu sich, erhöht die Theilnahme an ihnen, und bringt auf diese Weise ein wohlthätig leuchtendes und wärmendes Licht auf das ganze liebliche Bild. Schön fließt die einfache Handlung unter der glücklichen Constellation des alle Effecte berechnenden großen Künstlers fort; sicher und den Augen des Zuschauers unsichtbar, weiß er die Fäden der dramatischen Verwicklung zu entwirren, und reinmenschlich steht dieser erhabene Mime in steter Wechselwirkung mit seinen reizenden Umgebungen; kräftig zeigt er sich im Kampfe mit seinem zum letztenmale zürnenden Gestirne, und gefaßt und erhaben beugt er sich unter den Willen einer höhern Macht. Wo Eßlair allein für sich zu wirken und zu handeln hat, wo er trotzig und unabhängig dem Schicksale die Stirne bieten darf, da tritt seine Persönlichkeit, sein kraftvolles Organ, sein majestätisches Wesen und Benehmen in volles Recht, und in solchen Rollen steht er unbedingt höher als Anschütz, obgleich dieser vielleicht zwanzig Jahre weniger zählt. Dem Wallenstein des Eßlair glaubt man, daß er Kaiser und Reich zittern macht, sein Tell kann ein Land vom Tyrannenjoch befreien, und sein Otto ist in der Verbannung noch größer als des Geschickes Macht. Anschütz dagegen ist zu weich für das rein Heroische. Wo es sich darum handelt, die Kette, welche durch eine von edlen Charakteren zusammengesetzte Handlung sich zieht, in eine Rosenkette zu verwandeln, und den Zuschauer auf einen gemeinsamen Punkt des Interesses und lebendigen Wohlgefallens hinzuleiten, da darf man wohl Anschützen den

Vorzug geben. Eßlair wird mit dem Triumphatorslorbeer, mit dem Siegesschwerte, Anschütz unter der Perrücke und am Krückenstabe stets groß erscheinen; beide aber brauchen diese Attribute, um ihre Individualität geltend zu machen. Anschütz hat auf jeden Fall voraus, daß sein Alter ihm noch manchen Fehler einzusehen und zu verbessern gestattet, wo er freilich bei der Manier, alles ins Breite zu dehnen, die ihn häufig in den Predigerton fallen läßt, zeitig ans Ausrotten gehen dürfte. Korn ist in der Periode des Uebergangs, einer Periode, welche die meisten Menschen auf der großen Lebensbühne nicht zu meistern vermögen, und an welcher die größten Künstler auf der Bretterbühne scheitern, ich meine den Uebergang von jungen zu alten Rollen. Wenn er freilich einen Tag den jungen Klingsberg, den andern den Saladin im Nathan geben mußte, so kann man selbst dem durchdachtesten Künstler ein gewisses Schwanken nicht verargen, in welchem er bald den aufbrausenden, feurigen Herrscher, bald den phlegmatischen Türken vorherrschen läßt, und dadurch die Ungeübtheit in seinem neuen Rollenfach ausspricht. Indessen weiß ein über seine Kunst so richtig denkender Mann, wie Korn, seine eigene Ungewißheit dem Auge der Art zu verbergen, daß kaum eine Mangelhaftigkeit sichtbar, geschweige denn störend auffallend erscheint. Ein paar Figuren, der Derwisch und der Patriarch (hier Comthur), schienen sich mit dem entschiedenen Charakter, den ihnen der Dichter anwies, nicht begnügen zu wollen, sondern improvisirten dieselben aus eigenen Mitteln. Zwar sind derlei Ein-

griffe der Schauspieler bei der hier stattfindenden Aufsicht niemals so auffallend, wie auf vielen andern Bühnen, allein nichts sollte auch mehr gerügt werden, als dieser Fehler, in welchen unbesonnene Schauspieler nur zu gern verfallen, ohne zu bedenken, daß der Dichter in der Zeichnung solcher zu Uebertreibungen verleitender Charaktere bereits die äußerste Gränzlinie gesteckt, welche der Darsteller nicht überspringen darf, ohne eine Mißgeburt zur Welt zu fördern. An solchen Mißgriffen erkennt man den gemeinen, den Geist der Dichtung nicht zu fassen fähigen Schauspieler. Ausgezeichnetes aber leistet Löwe als Templer. Feurige Gluth, biedere Derbheit, tiefes Gefühl unter der mühsam erhaltenen rauhen Außenseite, besonders aber der schöne Uebergang zur sanfteren Empfindung, anfangs ihm unbewußt, dann allen Kampf gegen die überwältigende Liebe verächtlich unbeachtet lassend — löst Löwe seine Aufgabe mit einem Geist und Geschick, welche ihn in der Kunstwelt sehr hoch stellt. Warum legt die Censur aber hier ihr scharfes Messer selbst an unsere classischen Werke? Glaubt man, einem Publicum, das den Nathan sieht, verbieten zu können, ihn zu lesen? Meint man wirklich, die schöne philosophische Idee, welche in Form der höchsten menschlichen Moral durch dieses Meisterwerk zieht, könnte zu philosophisch werden, wenn man sie von der Bühne abspricht, anstatt sie zu lesen? Und ist endlich, die Beweggründe mögen nun seyn welche sie wollen, ist es in einer deutschen Stadt zu verantworten, wenn man die herrliche Parabel Nathans, durch rauhe Censurhand verstümmelt, einem ge-

bildeten Publicum aufdringen will, das vielleicht zur Hälfte diese Erzählung im Gedächtniß hat, und sie jeden Augenblick in ihrer wahren Gestalt recitiren könnte? Geht man in diesen herz- und sinnlosen, geisttödtenden Censurmarteranstalten nicht zu weit, wenn man die Anzahl der öffentlich zu declamirenden deutschen Gedichte polizeimäßig auf drei oder vier bezeichnete festsetzt; wenn man selbst in einem dieser gestatteten anstatt: „leidenschaftliches Geschlecht" — den Unsinn „leichtbeleidigtes Geschlecht" setzen muß, womit die anwesenden Damen nicht zufrieden gewesen seyn sollen; wenn man Walter Scott nicht den großen, sondern den beliebten Unbekannten, Landleute anstatt Landvolk, und so viele Millionen Unsinn anstatt richtigen Sinns drucken läßt, und wenn endlich ein Censor jeder hiesigen Theaterprobe auf der Schaubühne selbst beiwohnt, der alle anstößigen Worte, wie: Gott, Freiheit, Lust rc." an Ort und Stelle umtaufen, und bei neuen Stücken sogar ganze Verse umändern darf, wobei freilich, da die Wiener Censoren noch nicht ganz poetisch sind, mancher fünffüßige Jambus in einen Trochäus zusammenschrumpft, oder in einen Alexandriner, oder nach Umständen in einen noch mehrfüßigen Wiener Censurvers sich verwandeln muß?

Eine begreiflicher Weise ganz verschiedene Tendenz, und daher auch andere Richtung, haben die drei Theater der Vorstädte. Stete Abwechslung, Parodien neuerschienener Producte der ernsten dramatischen Muse, namentlich aber frischer Humor, mit dem die Gebrechen

der heimischen Lebensart gegeißelt werden, bilden den hervorstechenden Charakter dieser drei Volksbühnen, und man muß über die Betriebsamkeit ihrer Vorstände, über die Unermüdlichkeit ihrer Schauspieler, besonders aber über die Fruchtbarkeit ihrer Localdichter billig erstaunen, wenn man erwägt, daß diese Anstalten aller höhern Beisteuer entbehren, und ganz auf ihre eigene Industrie beschränkt sind. Das Vorstadttheater an der Wien ist bekanntermaßen das neueste und geräumigste Wiens. Nachdem es während seiner kurzen Lebensdauer mehrmals Besitzer und Vorstand gewechselt, befindet es sich gegenwärtig im periodischen Pacht des Hrn. Carl, eines Mannes, dem an Thätigkeit, Bühnenkenntniß und Speculationsgeist wenige Theaterdirectoren zu vergleichen sind. Er ist unerschöpflich in Erfindungen aller Art, um sein Publicum zu ergötzen und anzuziehen, und wenn er auch in der Wahl seiner Mittel nicht sehr ängstlich genannt werden darf, so finde ich doch die so häufig gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen, als trage das ganze Wesen seiner Unternehmung das Gepräge einer Unsittlichkeit und Venalität, welche von den Instituten des Hrn. Carl sich stets als unzertrennlich gezeigt hätten, wenn auch nicht ungegründet, doch für das bloß Unterhaltung suchende Publicum völlig gleichgültig. Unterhaltung scheint aber das diesem Theater zuströmende Publicum stets zu finden, und wenn man es Monate lang ein Stück besuchen sieht, das ohne alle glückliche Anspielung in einem Wallfischbauche spielt, so kann man daraus abnehmen, daß es eben keiner sehr genialen Erfindungskraft

bedürfe, um eine der Art constituirte Schauwelt zu befriedigen. In der That ist die Haupttendenz der Direction auf Spektakel gerichtet, und da dieses Theater das einzige ist, welches durch seine Tiefe sich zu großen Aufzügen, besonders aber zu Mitwirkung von Pferden eignet, so kann es um so weniger fehlen, daß die Casse ihre Rechnung dabei findet, als das hiesige Publicum bei weitem bescheidenere Forderungen macht, leichter zu befriedigen ist, und derlei Spektakelstücke, haben sie erst gefallen, so lange anhaltend gegeben werden können, bis die ganze Bevölkerung Wiens das neue Wunder gesehen hat. Nichts ist von diesem Theater ausgeschlossen, nichts ist zu classisch, nichts zu trivial. Alles, was anlocken kann, wird benützt. Merkwürdig ist es aber, wie oft sich die Wiener in diesem Theater anführen lassen, und wie häufig sie altes aufgewärmtes Zeug als neu hinnehmen müssen. Ganz Wien strömt einem burlesken Komödienzettel nach, um gedankenlos den Galimathias eines hirnlosen Ritterstückes an sich vorüberziehen zu lassen, dessen glänzendes Ende, ein prachtvoller Fackelzug, ein einstürzender Thurm oder anderes Effectwesen für alle Mühseligkeiten einer solchen Anschauung entschädigen muß und auch die Casse wochenlang füllt. Derlei Spektakel werden nun aber hier bei weitem nicht so prachtvoll gegeben, wie anderwärts, und das Münchner Theater leistet bei solchen Gelegenheiten unendlich mehr, als man auf den fünf Wiener Bühnen zusammen findet, wobei nur der Unterschied ist, daß das hiesige Publicum beinahe mit allem zufrieden ist und zahlt,

das Münchner und so viele andere aber beinahe immer klagen und nicht zahlen. Nestroy und Scholz sind seit längerer Zeit die großen Attractionen, und ersterer schreibt und spielt wahre Zugstücke. Weit entfernt von Blumauerschen Parodien, sind diese Possen meistens Frescoskizzen aus dem Wiener Leben und Treiben, namentlich aus den Hausmeister- und Bedientenumtrieben gegen ihre Herrschaften. Es ist zu bedauern, daß beide genannte Schauspieler ihr entschiedenes Talent in niederen Sphären zu Grunde richten, und sich zu dem von Hrn. Carl zu sehr übertriebenen Staberlwesen hinneigen. Denn wenn der Staberl, gleich dem römischen Cassandro, die Tendenz hat, das Volksleben zu parodiren, so sollte er stets nur als humoristische Person die lustigen Seiten und Schwächen desselben auffassen, nicht aber das ohnehin Gemeine, bis ins Schmutzige und Ekelerregende herabziehen, wodurch eine Theateranstalt den unverkennbaren Typus der Unsittlichkeit und einer das Niedrige fördernden Absicht erhalten muß. Hr. Scholz scheint der Mann, für die dem Wiener so unentbehrliche Localposse eine neue Aera zu schaffen; er wäre im Stande mit einer zweiten Krones und einem zweiten Schuster eine gleichem Zwecke huldigende, nur veredelte Bahn in diesem Fache zu brechen, einem Fache, wofür das Wiener Publicum so dankbar und wofür der Süddeutsche überhaupt so empfänglich ist, obgleich unsere überästhetischen Theaterprincipale mit Naserümpfen auf diesen schönen Zweig harmloser Belustigung herabsehen, und uns diesen erlechzten Labetrunk stets ferner zu rücken suchen. Die

Erfindungskraft des Hrn. Carl konnte sich nicht mit seinen übrigens musterhaft gemalten und regierten Maschinerien begnügen, und er schuf lebendige. Die Wiener hatten bereits das Vergnügen, im Graf Waltron wie in ihrem Prater im Schatten herrlicher Linden zu sitzen, und auf diese Weise dürfen wir hoffen, das Macbeth'sche Verhängniß, so wie so manches andere Stück, wo Wälder sich besser ausnähmen als Papierschnitzel, in Natur vor uns erscheinen zu sehen.

Das Theater in der Josephstadt ist ein kleines, aber sehr niedliches Haus, und bietet unter seinen rasch wechselnden Lenkern alles Erdenkliche auf, um sich neu zu erhalten. Gegenwärtig scheint es aus der Bahn einer vorstädtischen Bühne gewichen zu seyn, und nichts rächt sich bei Theatern wie bei Menschen gewisser, als das Heraustreten aus einer durch Localität oder Charakter angewiesenen Sphäre. Wenn man aber diesen Verfall irgendwo zu bedauern hat, so ist es der des Leopoldstädtertheaters, des originellsten, vielleicht des einzigen seiner Art. Man kann von ihm nur noch wie von einer schönen, verklungenen Zeit sprechen, und die Talente, die es besaß, möchten so bald nicht wieder zu finden seyn. Weder San Carlino in Neapel, noch irgend eine der kleinen Boulevardbühnen, geschweige denn ein Theater in Deutschland, sind mit dieser außerordentlichen Erscheinung zu vergleichen, welche jedem Fremden als Studium des hiesigen Volkscharakters dienen konnte. Ignaz Schuster war der Schöpfer der Staberl und des Hrn.

von Springerl. Er verschmähte jede Uebertreibung und faßte seine Aufgabe von einer ganz andern Seite, als wir Hrn. Carl und eine Menge Nachahmer in ihr sehen. Er nahm den Wiener Bürger ruhig, gelassen, dem Willen seiner Frau bis ins Knechtische unterwürfig, gutmüthig, hinterlistig, jede Gelegenheit erspähend, sich dem lästigen Joche zu entziehen, naschhaft und feige, dabei aber stets die Partei seiner übermüthigen Gebieterin ergreifend. Alles wurde hier im komischen und ernsten Sinne vortrefflich gegeben, und es griff alles in einander, wodurch allein derlei burleske Sittenmalereien Werth erlangen. Bei Hrn. Carl vermißt man das Zusammenspiel, da er nur die Achse seyn will, um die sich alles dreht, während bei Schuster stets ein Ganzes entstand; weil die Hauptpersonen sich stets dem Ganzen unterordneten. Eine der wunderbarsten Schauspielerinnen aber machte mehrere Jahre das Leopoldtheater zu einem der anziehendsten Wiens. Ich war wie betäubt von dem unerwarteten Eindruck, welchen diese sonderbare Erscheinung auf mich hervorbrachte. Ein solches dramatisches Talent, eine solche ungeheure Beherrschung aller Umgebungen so wie der eigenen unerschöpflichen Mittel in Organ, Mimik, Stellung, so richtigen Tact, Geistesgegenwart, kurz so alles, was zu einem vollendeten Schauspieler berufen kann, habe ich selten in einem und demselben Menschen vereint gefunden. Mlle. Krones, eine nicht mehr ganz junge, auf der Bühne aber sich vortheilhaft, ja reizend präsentirende Person, gab die Frau des Springerls. Sie hatte die Aufgabe zu lösen,

die so allgemeine Sucht des Erhebens über seinen Stand, des falschen Prunkens und des so lächerlichen als allgemeinen Eindrängens in höhere Sphären, für die man weder geboren noch durch Persönlichkeit bestimmt ist, zu schildern, und sie lös'te die Aufgabe mit einer Wahrheit, mit einem Humor, welche zur Bewunderung hinrissen. Diese Mischung von Gemeinheit und angenommener höherer Sitte, diese lächerlichen Uebergänge vom hochtrabenden Ton in den niedrigsten Jargon des Pöbels; diese schmähliche Aufdringlichkeit an alle Personen höhern Ranges, diese übel verheimlichte Putz- und Gefallsucht, kurz alle diese Excesse, welche eine ihrer Vorzüge sich bewußte Frau, die nicht durch bessere Erziehung zurückgehalten wird, sich erlaubt und erlauben zu dürfen glaubt, machten für sie zittern, wenn man sah, daß sie sich auf eine Höhe der Gemeinheit und Verworfenheit des Betragens getrieben hatte, die ihr nothwendig die so rasch gewonnene Gunst des Zuschauers entziehen mußte, wenn man keine Rettung für sie mehr vor sich fand, keinen Ausweg aus dem Labyrinth, in das sie sich muthwillig gestürzt hatte, und sie nun plötzlich, auf eine Weise, welche der scharfsinnigste Verstand nicht ahnen konnte, ja die sie augenscheinlich nicht vorbereitet hatte, ganz ihrem alles besiegenden Genius folgte, sich in einer gerade entgegengesetzten Gestalt zeigte, der ganzen vor ihr liegenden Umgebung und Handlung eine andere Richtung gab und so triumphirend sich aus der schwierigsten Lage wand, in welche eine Schauspielerin gerathen kann, nämlich aus der Gefahr, die Gränzlinien des Schicklichen überschritten

zu haben und aus dem Gebiete des Schönen gestreift zu seyn. Mit wahrem innerm Jubel sah man diese große Künstlerin über die furchtbarsten, fast freventlich selbst aufgesuchten Klippen des dramatischen Oceans hinwegschlüpfen, und mir war stets ein Stein vom Herzen, wenn ich wieder eine derselben hinter ihr liegen sah, bis ich mit Erstaunen über ihre ungemessene Kühnheit sie in eine neue, noch größere Gefahr verwickelt fand. Eine Frau, die in der ungeheuersten Gemeinheit die Schönheit des Ausdrucks und der Form durch das ganze Gemälde zu retten und zu fesseln versteht, wird alle Formen des Lebens zu beherrschen vermögen, sie spielt mit Schwierigkeiten und lös't spielend die größten Aufgaben. Und doch möchte ich bezweifeln, ob dieser weibliche Garrik, dieses so unerschöpfliche, so chamäleonähnliche Talent unter andern Verhältnissen, besonders aber unter andern Umgebungen, dieselbe Bewunderung verdient haben würde, welche ihr gerade in diesem Wirkungskreis nicht versagt werden konnte. Die Stücke, in denen Schuster spielte, haben so ziemlich dieselbe Tendenz, und ihre Charaktere sind stereotyp gleich denen der venetianischen Pantomime. In dem beliebten „Jakob in Wien" ist Schuster wieder ein Siemandl — ein den Wienern eigenthümlicher Ausdruck für Ehemänner, deren Frauen die Rechte des Mannes usurpiren — ein Amtssecretär, der seiner bösen tyrannischen Gattin bis zur Wegwerfung unterwürfig ist, der aber durch seine Gutmüthigkeit, seine herrliche Laune und die drollige Art, wie er sich allerwärts für den Druck in seinem Hause zu entschädi-

gen sucht, mit dieser beleidigenden, gränzenlosen Herabwürdigung alles Männerstolzes zu versöhnen weiß. Vorbilder zu solchen Darstellungen sind hier so häufig in allen Classen der Gesellschaft, daß diese Gattung eine förmliche Nationalnorm angenommen hat, und jede dahin zielende Scene auf der Bühne zur unendlichen Belustigung dient, wenn gleich sich beinahe jeder Zuschauer in dem vorgehaltenen Spiegel erkennen muß. Es ist unglaublich, wie weit es Schuster in der Verbindung des Niederträchtigen mit dem bessern Gefühle im Menschen gebracht hat, und wie er trotz der Herabsetzung männlicher Würde stets das Interesse für sich zu erhalten wußte. Fräulein Julerl, eine geschwätzige, dem Trunk und der Klatscherei ergebene, bösartige Person, wurde von der Krones unerreichbar gegeben. Diese Zungengeläufigkeit findet man kaum beim Italiener, und dennoch ging sie in den Momenten der Wuth über das Fehlschlagen des Planes, den Jacob von Eipeldau zu angeln, niemals über die Gränzlinie der Wahrscheinlichkeit und des Schicklichen, so daß die Rolle pöbelhafter ist, als sie von ihr gegeben wurde. Das häufig improvisirende Zusammenspiel dieser beiden Schauspieler erreichte hier den höchsten Grad und stempelte sie zu den ersten Local-Acteurs Deutschlands. Eine Glanzrolle der Krones war Julerl die Putzmacherin, eine Parodie der Vestalin. Sie befand sich hier auf ganz neuem Felde und zeigte ihre erstaunliche Vielseitigkeit nicht allein in der verschiedenen Auffassung ihrer Rolle, sondern auch in einer so totalen Veränderung ihres Aussehens, daß

das mit ihr doch hinlänglich und auf alle Weise vertraute Publicum sie nicht zu erkennen vermochte, bis sie zu sprechen anfing, obgleich auch das Kennzeichen der Sprache bei ihrer unglaublichen Stimmenbiegsamkeit nicht immer gleich ihre Erkennung möglich machte. Sittsam, verschämt, ist sie der Liebling ihrer Principalin, ein Gegenstand des Neids für ihre Mitarbeiterinnen. Bei Gelegenheit, wo sie dem aus dem Feld zurückkehrenden Licinerl als Vestalin gekleidet einen Lorbeerkranz aufsetzt und ein Gedicht auf ihn abspricht, entdeckt sich, daß dieser ihr Geliebter ist. Licinerl ist ein Regimentstambour und wurde von dem kleinen, halbbuckeligen, prachtvoll gekleideten Schuster, dessen possirliche Figur und ächt komisches Gesicht schon an sich zum Lachen reizen, äußerst ergötzlich dargestellt. Er will Julerl aus den Banden befreien, in welche eigennützige Kuppelei sie mit einem Reichen schlagen will, allein die Entführung führt zur Entdeckung. Das darauffolgende Verhör, die Verurtheilung mittelst Ueberwerfung des schwarzen Schleiers, die Einsperrung in den Kerker, als offenes Grab, ihre Befreiung daraus durch Licinerl, dessen lächerliches Lichtmachen, ihr Quodlibet und die endliche Entwickelung sind trotz des Unsinns der ganzen dramatischen Anlage von höchst ergötzlicher, die Zuschauer in beständiger Fröhlichkeit haltender Natur, und Licinerl erscheint an der Spitze der Regimentsmusik, welche den herrlichen, überall bekannten Parademarsch aus dem Julerl mit einer Virtuosität, besonders im Gebrauch der Klapptrompete, spielt, die nur in den

vollständigen, capellähnlichen österreichischen Musikchören gefunden werden kann.

Eine diesen beiden großen Volksschauspielern ganz entgegengesetzte Erscheinung am Leopoldtheater war sein Director Raimund, ein Mann von den vielseitigsten Gaben, dessen Hinneigung zur Hypochondrie sich jedoch immer mehr in den Producten seiner dramatischen Dichtung aussprach, während man sie in seinen frühern, glänzenden Arbeiten nicht ahnen konnte. Ich sah sein „Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär" zum erstenmal, als es zum 175stenmal bei vollem Hause aufgeführt wurde. Wo ist ein Theater in Deutschland, welches in einem Zeitraum von wenigen Jahren Aehnliches aufweisen kann? Der Melodienreichthum dieses Stückes ist so populär geworden, daß man die Hälfte des Publicums die Musikstücke mitsummen hört, und mehrere derselben sind der Art beliebt, daß sie noch jetzt wiederholt werden mußten. Dieses Stück kann indessen kaum irgendwo mit Erfolg gegeben werden, wo kein Raimund ist, und einen Zweiten möchten wir wohl nicht so bald erleben. Die Frivolität, der Uebermuth, die Anmaßung des reich gewordenen Bauers wurden von diesem außerordentlichen Künstler mit der höchsten Täuschung dargestellt. Seine Metamorphose, als das Alter bei ihm einzieht, und Silberlocken plötzlich seinen Hals umfließen, wie er von der höchsten Rüstigkeit plötzlich zum hinfälligen Gichtzustande zitternd und gebeugt übergeht, so wie seine gänzliche Verwandlung in einen Aschenmann, das

niedrigste Gewerbe, dem er sich durch voreiligen Schwur verpfändet, sind der höchsten Kunstschule entnommen, und erwerben ihm einen Ehrenplatz unter den ersten Mimen aller Zeiten. In der Anlage dieses höchst poetischen, von lyrischen Schönheiten überströmenden Productes könnte ausgesetzt werden, daß die Geister sich zu sehr in ihren Functionen verwickeln und durchkreuzen, wenn man dieß überhaupt bei so ganz excentrischen und daher außer dem Bereiche gewöhnlicher Kritik liegender Dichtungen und namentlich bei diesem Stücke rügen dürfte, da bereits in einer, die Exposition bildenden Geistersoirée die unter ihnen herrschende Verwirrung hinlänglich durch das confuse Auseinandergehen, wo mehrere in Fiakern, andere mit Laternenbuben, einige durch die Luft sich wegbegaben, kund geworden war. Zu loben ist dagegen an Raimunds Stücken die rein moralische Tendenz, welche er allen seinen Arbeiten unterlegt, und welche im Alpenkönig als rächende Nemesis für Menschenhaß, im Mädchen aus der Feenwelt als Strafe für Habsucht und Uebermaß, und im Verschwender als Vergeltung sich ausspricht. Das Aschenlied, in welchem Raimund die Verirrungen der verschiedenen Menschenalter singt, darf classisch genannt werden. — Der Alpenkönig ist das Stück, welchem Raimund hauptsächlich seinen Ruhm verdankt, und der Verschwender war sein Schwanengesang. Es ist Parodie, allein im höhern Sinne des Wortes. Der Verfasser mag wohl Hoffmanns Doppelgänger in den Elixiren des Teufels dabei vor Augen gehabt haben.

Raimund entwickelte sich hier als großer Schauspieler. Es ist nicht möglich, die Verblendung, in welcher ein Mensch durch eine fixe Idee festgehalten wird, die häßlichen Leidenschaften, welche der Menschenhaß in seiner Brust erzeugen konnte, und das Entsetzliche, das daraus entspringt, wenn man sich mit der ganzen Menschheit überworfen hat, mit gräßlichern Farben zu malen. Die sittliche Tendenz, welche durch die ganze Handlung in dem versöhnenden Principe des Alpenkönigs zieht, welcher den Unglücklichen nicht anders zu retten vermag, als indem er ihn mit seinem eigenen Bild überall verfolgt uud ihm so das Häßliche seines Betragens beständig in einem Spiegel anschaulich macht, rechtfertigt die gräßlich wahre Erscheinung des Egoismus oder Menschenhasses, wobei die glücklich eingestreuten, spaßhaften Episoden durchaus keinen Ernst oder unangenehmen Eindruck im Zuschauer aufkommen lassen. Abstrahirt von jeder, hier ohnehin unzuläßlichen Parallele, nehme ich doch keinen Anstand, die Ueberzeugung auszusprechen, daß außer Talma kein Schauspieler der neuern recitirenden Bühne eine solche erschütternde Leidenschaft darstellen und sie mit solch furchtbarer Lebenswahrheit durchführen konnte. Man begreift oft nicht, wie ein Mensch die physischen Mittel besitzen kann, um einer solchen Anstrengung nicht zu erliegen. Raimund elektrisirte alle seine Umgebungen, und das Zusammengreifen auf seiner Bühne dürfte den ersten Theatern Deutschlands als Vorbild empfohlen werden. In Landner und Tomaselli besitzt diese Bühne Komiker, welche einstens vielleicht

den Schuster ersetzen können, allein eine Krones wird wahrscheinlich nicht mehr geboren werden. Nur zu bald hat Raimund die Besorgnisse seiner zahlreichen Freunde erfüllt, und ein grausamer Selbstmord endete sein qualvolles Leben und die glänzende dichterische und dramatische Laufbahn, auf welcher er so viele Lorbeeren gepflückt und Deutschland in einer neugeschaffenen, alle Gattungen verschmelzenden Bühnenrichtung so viel Vergnügen verschafft hatte. Da liegen sie nun beisammen die Koryphäen des kleinen niedlichen Leopoldstädter-Theaters, der komische Schuster, die frivole Krones und der grandiose Raimund, und mit diesem herrlichen Kleeblatt mag wohl auf lange seine Glanzepoche begraben seyn!

Wenn ich Reichskleinodien oder fürstliche Prunkkammern sehe, so benütze ich es in der Regel zur Recapitulation der Geschichte, die man dort oft besser studiren kann, als in manchem magern Compendium. Auch an die kaiserlichen Wagenremisen knüpfte sich mein historisches Selbstexamen, und wenn man die sonderbaren Krönungs- und Ceremonienwagen seit Maria Theresia nach ihrer Anciennetät hier aufgestellt sieht, und die hausähnlichen, mit Gold überladenen alten spanischen Galacarossen aus der schönen Zeit, wo Kutscher und Diener neben Pferden und Wagen einherritten, daneben betrachtet, so fehlt es dem Geschichtskundigen gewiß nicht an Stoff, um dem Wechsel der Mode und der Laune des Schicksals zu folgen, welche sich über Völker und Fürsten ergossen, bis man zu dem in

Mailand gefundenen Krönungswagen Eugen Beauharnais' und zu dem Schlitten gelangt, in dem Kaiser Alexander auf dem Congresse spazieren gefahren ist. Was hatte man sich von jenen großen Epochen versprochen, und wie ist die unerbittliche Zeit über alle ihre erhabenen Hoffnungen vernichtend hinweggeschritten? Die Reformen des großen Joseph und die Phantasmagorien des Wiener Congresses, sie liegen beisammen eingepuppt, allein der Schmetterling trägt andere Farben. At that very Congress which was to set the seal of peace to the charter of emancipation, which professed to be the festival of Europe on the subversion of tyranny, the principles of repression were formed into a regular system, and in the moment, when rewards were expected, the holy Alliance was proclamed! Die Schlitten, welche für jenen Congreß, für das tanzende Todtenamt des Imperators gefertigt wurden, bezeugen die Pracht, womit damals die Feste geordnet wurden. Mit welchen Gefühlen sieht man aber zuletzt diese herrlichen Wagen, in denen voriges Jahr der jubelvolle Einzug in Prag gefeiert wurde? Alle Erinnerungen, alle Leidenschaften, aller Schmerz jener kühnen Zeit sind in diesen schönen und ruhigen zwanzig Friedensjahren verloschen, und stumm und staubbedeckt liegt die Größe vergangener Jahrhunderte in diesen chronologischen Remisen vor uns ausgestellt. — Welch ungeheurer Reichthum in der Schatzkammer der Kaiserburg, und warum stellt man sie nicht so würdig auf, wie in Dresden? Die vier Gemächer, welche

diese Kostbarkeiten in sich fassen, liegen tief und dunkel. Hier sind die Orden und Krondiamanten, und hier der Mantel und die Krone Karls des Großen. Wie Vieles ist seit jener großen Zeit ad astra gegangen, und wann wird die Welt wieder einen großen Menschen gebären? Man wird fast eben so blind, wenn man in diese strahlenden Kästen, wie wenn man in die Zukunft blickt. Hier ist der drittgrößte Diamant der Welt, der 140,000 Ducaten werth seyn soll, und das goldene Vließ des Kaisers. Dabei alles modern gefaßt und zum Gebrauch eingerichtet. Wie aber die Mode stets wiederkehrt, sieht man an dem großen Goldservice Karls VI, das heute wieder auf der kaiserlichen Tafel gebraucht wird. Der berühmte Maierhofer auf dem Kohlmarkt hat dieses ganze Service nachgemacht, und es ist das neueste Muster in Paris. Alles, was Form ist, wiederholt sich, nur der Geist bleibt ewig neu.

Man führte mich in den sogenannten Verein, den eine Gesellschaft reicher Kaufherren für literarische und gesellige Zwecke errichtete. Das Lesecabinet ist reich an englischen Monats= und Quartalsjournalen, desto ärmer an politischen Schriften. Dieses Terrain ist wenig besetzt, und man lies't zu allen Zeiten ungestört. Indessen irrt man sehr, wenn man die Wiener im Allgemeinen beschuldigt, dem Gange fremder Literatur fremd zu bleiben. Man lies't in Wien alles Neue, allein nur auf Privatwegen, und nur die Gebildeten genießen dieses Vorrecht. Wie unverdaulich aber für die große Masse jede Lectüre ohne Auswahl ist, sehen wir an Frankreich,

und in dieser Beziehung finde ich es von dem österreichischen Gouvernement sehr verdienstlich, die Vormundschaft über das stets unmündige Volk übernommen zu haben. Die ganze Richtung der Erziehung hat hier diesen Weg eingeschlagen, und man fängt dabei an, die Jugend polizeilich und dann moralisch zu erziehen. Was würde man von einem Familienvater sagen, der aus blinder Affenliebe seinen Kindern alle Unarten gestattete, um am Ende ein Opfer seines eigenen Nachgebens zu werden, und ist die Regierung eines Landes nicht in derselben Lage und Verpflichtung gegen ihre Unterthanen? Man bemerkt in Wien gar nicht, daß eine zahlreiche Universität sich in seiner Mitte befindet, da die Studenten einhergehen, wie alle andern ehrlichen Menschen, und keinen Staat im Staate bilden. Man sieht in Wien keine ungezogene rohe Gassenjugend, welche die Ruhe stört, die friedlichen Bürger belästigt und den Keim der Frechheit systematisch in sich entwickelt, und man hat bisher auch keine Fälle in Oesterreich erlebt, daß Studenten auf Fürstenmord brüten, anstatt die Pandekten zu studiren, und daß Handwerksbursche Revolutionen aushecken, anstatt die Nadel und den Pfriemen zu regieren. Wo Kinder Männerrollen übernehmen, wird stets schlecht gespielt werden, und wo Ernst und Würde in einer Staatsverwaltung herrschen, werden Knabenstreiche das Wohl der Nationen nicht allarmiren, noch erschüttern können.

Der Kaiser von Oesterreich ist indessen durchaus nicht in der Art Autokrat, wie der Kaiser von Rußland,

und wenn hier ein Monarch versuchen wollte, die bestehenden Gesetze zu umgehen, so würde er den entschiedensten Widerspruch finden. Man raisonnirt hier nicht unnöthig in den Tag hinein, wenn man aber einmal raisonnirt, dann ist kein Schergenarm, keine Polizeimacht mehr im Stande, die allgemeine Meinung wieder zum Schweigen zu bringen. Gleich dem entzügelten Waldstrom stürzt sie dann jeden Damm nieder, und wehe der Regierung, wenn sie in diesem Falle nicht nachgäbe. Die Stadtaccise, welche an den Linien erhoben wird, die alle Vorstädte umgürten, ist sehr bedeutend, und ihr Druck wurde schon längst um so mehr gefühlt, als sie meistens auf den allgemeinsten Bedürfnissen der Consumenten lastet. Eines Tags, als einer der Accisebeamten sehr hart mit Landleuten, die Lebensmittel zur Stadt brachten, verfahren war, rotteten sich Tausende derselben zusammen, stürmten und rasirten das Zollhaus, und wälzten sich in dichten Colonnen durch die breite Mariahilfstraße herein. Man war auf einen solchen desperaten und fast unerhörten Vorfall nicht vorbereitet, und vergaß wohl, wie es oft geschieht, wenn Noth an Mann geht, die einfachsten Hülfsmittel. Ein Husarenrittmeister warf sich mit seiner Schwadron der empörten Masse entgegen, besaß aber Gegenwart des Geistes genug, nicht feindlich zu verfahren. Ganz allein ritt er auf die vordersten Andringenden, redete sie mit fester Stimme an, fragte sie nach ihren Beschwerden, und versprach ihnen Abhülfe und Gnade, wenn sie auseinander gingen. Dieß wirkte. Der ent-

schlossene Officier sprengte zum Kaiser, man war froh, die Sache so leicht beendigt zu sehen, die Accise wurde herabgesetzt, und das gährende Landvolk verlief sich. Ein mehr lächerliches als tragisches Ereigniß entwickelte den ganzen Wiener Humor. Der Erzbischof erließ ein Fastenedict, demzufolge Freitags und an andern gebotenen Fasttagen nur an Einem Tische Fleischspeise in den Gasthöfen gegeben werden sollte. Dieß stand im entschiedensten Widerspruch mit der herrschenden Lebensweise, da die meisten verheiratheten Männer an diesen Tagen in den Wirthshäusern zu essen pflegen, um den lästigen Fastenspeisen zu Hause zu entfliehen. Im Punkt des Essens versteht der Wiener aber am wenigsten Spaß, und das Gebot schien um so unbilliger, als der Herr Erzbischof selbst als feiner Gourmand in der Stadt bekannt war. Was war die Folge? Die Gastwirthe lamentirten, die Gäste schrieen. Allein wie man hier jeden Verdruß ins Lustige spielt, so kehrte man das Gebot um, und setzte einen kleinen Tisch voll Fastengerichte, auf alle andern aber die üppigsten Fleischspeisen. Diese glückliche Wendung wurde mit Acclamation in allen Restaurationen aufgenommen, der Fastentisch blieb leer, und alle Welt war vergnügt. So wurde das neue Gesetz de facto vom Publicum selbst aufgehoben, und die Polizei hütete sich wohl, dagegen einzuschreiten. Als man sich aber beim Kaiser darüber beklagte, lachte er und meinte: da hätten die Wiener ganz recht.

Die Art des hiesigen Gasthoflebens ist keine angenehme, und Fremde, die Wien nur von dieser Seite

kennen gelernt, können keinen freundlichen Eindruck davon empfangen. Daher kommt aber das schiefe Urtheil, welches man nur zu oft in ausländischen Schriften über Wien findet. Von traulicher Unterhaltung ist hier nirgends eine Spur. Selbst Freunde, die sich hier zusammensetzen, beobachten ein rückhaltendes Wesen gegen einander, nirgends hört man freie Besprechung, noch Ausbrüche von Fröhlichkeit, und dieß ist die natürliche Folge des unseligen Spionirsystems Die geheime Polizei kostet vielleicht so viel, wie die ganze übrige Administration, und doch ist sie in keiner großen Stadt überflüssiger. Das Volk ist das ruhigste, das man sich denken und wünschen kann, und die Beamten der geheimen Polizei mögen nicht wenig Langweile erdulden, wenn sie die leeren Rapporte ihrer unzähligen Agenten anhören. Aeußert man sich ein bißchen laut, so verstummt der ganze Speisesaal und lauscht. Wer nur einige Verbindungen in der Gesellschaftswelt hat, entzieht sich daher sobald als möglich dem öffentlichen Leben. Ich habe monatelang täglich in Privathäusern Mittag gegessen, und wenn man erst mehr bekannt ist, findet man oft zwei, auch drei Einladungen für einen Tag, und wer würde diese reizenden, ungenirten, freundlichen Mahle nicht den obscuren, controlirten, seelenlosen Diners à la Carte in einer düstern Wirthsstube vorziehen? Man findet die Wiener stets elegant und anständig, ihr glänzendster Moment ist aber der Spaziergang auf der Bastei. Die Stadt selbst ist von Bastionen (Basteien) umschlossen, durch welche Thore und Fallbrücken auf das Glacis

führen. Dieses verdankt man Napoleon, der die Fortificationen, welche früher auf ihr ruhten, sprengen ließ. Später fand man nicht mehr für gut, sie wieder herzustellen, und begnügte sich, durch die hohen Wälle die innere Stadt gegen einen Handstreich zu sichern. Wien hat durch diese neue Gestalt unendlich gewonnen, und beherrscht wie eine Königin die unermeßlichen, unter ihr ausgebreiteten zweiunddreißig Vorstädte. Das Glacis aber bildet in breiten Alleengängen einen um die ganze Stadt sich ziehenden prächtigen Platz. Die Stadt selbst ist nicht groß und bietet alle Vorzüge einer compacten Centralisation. Die Häuser sind solid, schön und meistens sehr hoch aus Oekonomie des kostbaren Bodens, da alles in der Stadt wohnen will. Die schönsten Gebäude stehen aus diesem Grunde oft versteckt, und man sieht deren von sieben bis acht Stockwerken. Für das gesellschaftliche Leben ist diese Concentrirung höchst angenehm, und während man in Paris und London oft stundenlang von einem Besuch zum andern braucht, findet man hier alle drei bis vier Häuser wieder neue Bekannte, und kann sich einen halben Tag in einem ganz engen Kreise herumtreiben, ohne selbst eines Wagens zu bedürfen. Auf den schönen breiten Gängen der Basteien versammelt sich nun in den Mittagstunden der kühlen Jahrzeit alles, was Wien Schönes in sich faßt, und das will nicht wenig sagen. So elegant aber hier Jedes gekleidet erscheint, so verführerisch die Frauen selbst in ihren Winteranzügen aussehen, so auffallend finde ich die an die Uniform gränzende Unterwürfigkeit der Männer für die herrschende

Mode. Gleich den Puppen aus der Modehandlung steigen sie alle gleich gekleidet, in ungeheuren Caputröcken steckend, selbstgefällig und mehr sich als Andere betrachtend, auf diesem Tummelplatz höchster europäischer Eleganz auf und ab. Ihre Servilität gegen die Mode geht so weit, daß sie fast alle gleiche Farben tragen, die Haare gleich kurz scheren lassen, und derlei Monotonie mehr, welche um so mehr auffällt, als die Damen sich durchaus nicht so sklavisch an Vorschriften binden, sondern meistens das wählen, was sie am besten kleidet, worin sie unendlich viel Tact und Geschick entfalten. Man kann sich von diesem Spaziergang nicht losreißen, wo übrigens dieselbe Ungezwungenheit herrscht, die man bei jedem Zusammentreffen mit der hiesigen feinen Gesellschaft findet. So kennt man hier bei den fast täglichen Mittagconcerten durchaus keinen Unterschied des Ranges, oder keine Prätension; ihn geltend zu machen, und die Anmaßung des Adels mancher deutschen Residenzstadt, der lieber den Saal wieder verläßt, wenn er nicht seine vordersten Reihen besetzen kann, würde hier sehr anmaßend erscheinen. Man sitzt, wo man Platz findet, man kommt in der Frühtoilette, um zu hören, nicht um gesehen zu werden, und der Zweck ist erfüllt, da man hier nur Gutes hört, die Tonstücke sich rasch folgen, und die ganz kurzen Pausen keinen unnöthigen Zeitverlust erzeugen. Die Wiener sind enthusiastisch für die Tonkunst, und das hiesige, dem classischen Prager nachgebildete Conservatorium wird als reines Privatunternehmen aus den Erträgnissen seiner Dilettantenconcerte und aus freien Bei-

trägen bestritten. Dieser glänzende Musikverein besteht schon lange und befindet sich unter der vortrefflichen Leitung des Hofraths Kiesewetter. Man rechnet über zweihundert mitwirkende Mitglieder, und jedermann weiß, welche großen Talente aus ihm hervorgegangen. Das ganze Orchester besteht aus Dilettanten, allein ohne die betrübenden Lücken, wie anderwärts, wo viele Instrumente mit bezahlten Musikern besetzt werden müssen. Hier werden Bässe, Timpani, Trombi eben so meisterhaft von Liebhabern gespielt, wie die erste Geige, und diese Gleichheit der Vertheilung trägt als sicherer Zweck viel zum Gedeihen dieser herrlichen Unternehmung bei. Der Chor allein ist bei zweihundert Sänger beiderlei Geschlechts stark, und keine Aufgabe ist ihm zu schwer. Hier saß der beinahe taube Beethoven am Directionspult, noch schwebt sein unsterblicher Genius über der begeisterten Versammlung, und nirgends werden seine großen Tongebilde vollendeter durchgeführt. Von der gewöhnlichen Unbiegsamkeit, Tactlosigkeit und mangelhaften Colorirung ist bei den hiesigen Dilettanten keine Spur. Die Sängerinnen folgen der erhabensten Schule, und man glaubt in ihnen meistens vollendete Künstlerinnen zu hören. Der starke Chor ist voll Kraft und feiner Nuance, und die Macht dieser Tonmassen, die Gewalt, Herrlichkeit und Zartheit dieses Sängervereins reißen zur Bewunderung hin.

Alle schönen Künste blühen in Wien, und die großen Gemäldesammlungen sind eben so zugänglich, als durch ihre Vereinigung in der Hauptstadt leicht zu über-

sehen. Die Galerien der Fürsten Esterhazy und Liechtenstein sind geschmackvoll geordnet, welches ich weniger von der kaiserlichen Sammlung im Belvedere rühmen kann. Die Localität ist ausgezeichnet günstig, und die hohe Lage des Hauses, die großen, lichterfüllten Säle erleichtern die Beschauung ungemein. Die Eintheilung ist nach Schulen, allein die Auswahl und Ordnung scheint mir nicht vortheilhaft, da unter den trefflichsten Bildern wieder so unbedeutende hängen, daß sich ihre Meister vielleicht selbst geschämt hätten, sie in ihren eigenen Zimmern auszustellen. Es beleidigt das Auge, so viele falsche Steine unter Brillanten zu finden. Der interessanteste Theil des Belvedere's ist die Ambraser Sammlung, eine chronologische Sammlung von Ritterrüstungen, die nur durch die Dresdner übertroffen wird. Auch hier sind die Ritter in Lebensgröße, meistens zu Pferd, für Kampf und Prunk, im schweren und leichten Rüstkleide aufgestellt und gewinnen an Interesse, weil sie meistens hohe Personen oder große Feldherren darstellen, von den Waffen Scanderbegs bis auf das neueste Percussionsgewehr. Diese Sammlung wurde von Ferdinand, dem Gemahl der Philippine Welser, in Ambras bei Innsbruck angelegt, und würde als Erbtheil Tyrols viel höhern Werth erhalten haben, wenn man sie dort belassen hätte. Und hier unter den Ueberlieferungen des rohen Ritterthums liegt das berühmte Abendmahl da Vinci's, von Prof. Raffaele so meisterhaft in römischem Mosaik ausgeführt, und noch hat die Kaiserstadt keinen Raum gefunden, das größte moderne Werk dieser Art

würdig aufzustellen. Eine der wundervollsten Schöpfungen Canova's ist das Grabmal der Herzogin Christina, Tochter der Maria Theresia, das ihr Gemahl Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen ihr in der Augustinerkirche setzen ließ. Ueber der ganzen Gruppe ist eine Trauer, eine unendliche Wehmuth verbreitet, und ich kenne wenige Bilder der Plastik von solch erschütternder Wirkung. Auch hier ist es aber nöthig zu wissen, welcher Idee der Bildhauer gefolgt, um sie zu verstehen — ein Fehler, den man Canova mit Recht an allen seinen Werken vorwirft, und der um so anklagender erscheint, wenn man weiß, daß dieses Grabmal anfangs für Tizian bestimmt war, und nur das venezianische Wappenschild in das sächsischen verwandelt wurde, als die Bestellung des Herzogs eintraf. Thorwaldsen hat unbestritten mehr Verstand in seinen Anlagen und mehr Studium der Antike, als Canova.

Die brasilianische Sammlung besteht hier seit der Vermählung des Don Pedro mit der Erzherzogin Leopoldine. Der Naturforscher Natterer hat sie größtentheils hieher gesandt, und diese Sammlung zeichnet sich vor allen durch Erhaltung, Eintheilung und Aufstellung aus. Man sieht hier, wie unkundig man an andern Orten in der Behandlung und Versendung der Thiere gewesen ist. Hier ist kein einziges verdorbenes Exemplar, während in München die meisten Füße der Ibise und anderer Thiere von Gyps surrogirt und übermalt sind — ein Beweis, daß man nur die Bälge gekauft und versendet hat. Natterer war gewissenhafter. Seine Vögel sind alle so behandelt,

daß keine Feder verloren ging und daß die Pracht der Farbe überall erhalten ist. Er entwarf Farbentabellen für Beschreibung und Nachhülfe, und wie genau diese mit den hiesigen Exemplaren übereinstimmen, zeigen restaurirte Fische, deren Farben abgestanden und die Augen ausgefallen waren, und welchen durch Malerei auf das das täuschendste nachgeholfen wurde. Hiezu muß man eben so gut Zeichner als Ausstopfer seyn, und dieser Mangel zeigt sich in dem Werke des Hrn. Martius nur zu deutlich. Er hatte denselben Fehler begangen, wie Alexander v. Humboldt, der auch seine Zeichnungen ohne colorirte Skizzen in Europa stechen ließ. Die Folge davon ist, daß unsere Künstler, denen der Charakter der Tropenpflanzen fremd war, sich mit Palmblättern und einigen andern hervorragenden Eigenthümlichkeiten begnügten, ohne den Ton des Himmels und der Landschaft nur entfernt aufzufassen, woraus dann solche Ausgeburten entstanden, wie in der Reisebeschreibung des Prinzen von Neuwied, auf deren Atmosphäre man Natur schreiben kann, und dessen Landschaften eben so gut am Rhein zu suchen sind, wenn man mit dem Finger ein paar Palmbäume am Horizonte zudeckt. In dem ganzen Werke des Hrn. v. Martius befinden sich nur zwei gute Landschaften, und diese sind von Ender. Ich durchsah sein Skizzenbuch von der Abfahrt aus Triest an; welcher Reichthum, welch' geniale Auffassung! Schade, daß das große Werk des Dr. Pohl nur acht Blätter erhält oder erhielt, denn ich weiß nicht, ob es jetzt erschienen ist. Es wäre Stoff zu Hunderten da gewesen. Sie sind

meisterhaft gestochen, und dieses Werk, an welchem bloß inländische Künstler arbeiteten, nur inländische Fabricate verwendet werden durften (damit, wie der Kaiser sagte, das Ausland doch einmal sehe, was man in Oesterreich zu Stande bringen könne), wird den Ruhm seines Verfassers, der sechs Jahre dafür im Lande gesammelt, in alle Welttheile tragen. Dr. Pohl ist ein bescheidener, vielleicht nur zu anspruchsloser Mann. Sein Werk ist in Capitel getheilt und für den Gebrauch des großen Publicums bestimmt. Naturhistorische, statistische, topographische Notizen sind sein Hauptzweck, und Berichtigungen bisher mangelhaft gegebener geschichtlicher Angaben sind nebst geognostischen Fingerzügen überall eingeschaltet. Seine Reise hat eine ganz westliche Richtung, während Prinz Neuwied nur längs der Küste, Spix und Martius aber das Land seiner Länge nach durchreis'ten. Leider hat Dr. Pohl unsern genialen Freund Rugendas nicht kennen gelernt, er gesteht jedoch, daß seine Arbeiten die besten bis jetzt über Brasilien erschienenen sind. Höchstens könne man ihm naturhistorische Fehler, allenfalls eine Sumpfpflanze auf einem Felsen und derlei vorwerfen, gezeichnet aber sey alles richtig. Ich hatte in den Skizzen des gewissenhaft treuen Ender mehrere Partien aus Urwäldern, aber nirgends ein so überladen mannichfaches Colorit gefunden, wie in dem berühmten Rugendas'schen Bilde. Dr. Pohl lachte, als ich ihm dieß sagte, und meinte, Rugendas werde wohl der Phanlasie dabei den Zügel habe schießen lassen, da man niemals in einem Urwald so klar sehen könne, um

die Farbennüancen zum Malen hinlänglich zu unterscheiden. Die Gebrüder Ender sind ausgezeichnete Maler in Oel und Aquarell. Des Landschaftmalers großes Talent hatte ich bereits aus seinen brasilianischen Skizzen und seinen radirten Blättern über das Bad Ischl (3 Hefte 12 Blätter) erkannt. Nun sah ich aber sein Atelier, und überzeugte mich, daß er einer der correctesten, fleißigsten Landschaftmaler ist, die ich noch gefunden. Seine Studien sind meisterhaft. Seine Skizzen sind wahre Muster. Die Ausführung ist nicht mit der des herrlichen sel. Rebell zu vergleichen, trägt aber überall die Spur der unverkennbaren Wahrheit und Treue. Sein Bruder, der Portraitmaler, führt seine Bilder mit ungemeinem Fleiß aus, malt schnell und treffend. Er zeichnet ausnehmend richtig, wie dieß überhaupt die Schüler der hiesigen Akademie voraus haben, und gibt seinen Bildern mehr inneres Leben, als Stieler in München, dessen Köpfe man nur in gewisser Ferne ansehen darf, während man doch namentlich bei einem schönen Gesichte den Drang fühlt, sich ihm so nahe als möglich zu bringen, um zu sehen, ob es auch in der Nähe so schön ist. Dieß haben und dulden Enders Bilder. Sie gewinnen, je länger man sie betrachtet und je näher man sie rückt. Man kann die Seele aus ihren Augen lesen, während Stielers Bilder immer kreidig und kalt da hängen. Ender besitzt das Talent des Historienfaches in hohem Grad und sollte sich ihm ausschließlich widmen. Seine Judith, in der rechten Hand das Schwert, in der linken den Kopf,

mit dem vor ihr knieenden Weibe, hat ganz Farbe und Haltung eines Rubens, während sein Bacchus mit der schlafenden Venus im altitalienischen Style gemalt ist. Diese verschiedene Farbenbetonung zeigt den Meister; sein Carton aus altdeutscher Schule, Christus unter den schlafenden Jüngern im Garten, so verschieden von den vorigen, so ganz im Geiste Dürers, zeigen die erstaunliche Vielseitigkeit dieses jungen Mannes. Sein Fleiß übersteigt die kühnste Anforderung. Ich fand bei ihm 12—14 laufende Arbeiten, wovon fast alle Köpfe, die schönsten Wiens, und etwas schöner als die Münchner Schönheiten, bereits vollendet waren. Diese beiden, durch ihre Kunst bereits reich gewordenen Künstler stammen von einem hiesigen Taglöhner ab und mußten als Knaben ihr Leben durch Musiciren in den Wirthshäusern fristen. Ein anderes Atelier, das ich besuchte, ist das des Portraitmalers Daffinger. Ich erinnere mich nicht, mit mehr Liebe, Geschmack und Zartheit Miniaturbilder ausgeführt gesehen zu haben: so fein punktirt, so genial das Charakteristische der Physiognomie gefaßt, und so treu, ohne jede schmeichelnde Kleckserei, wiedergegeben. Die Bilder, welche ich bei ihm vorräthig fand, hatte ich meist schon bei Frau v. Brevilliers in Wasserfarben copirt gefunden. Ich gestehe, daß diese talentvolle Frau ihren Lehrer nicht weit vor sich gelassen hat. Schade, daß Daffinger, der ein Mensch voll richtiger Kunst- und Lebensansichten, voll Scharfsinn und Leben ist, so rauhe Außenseiten behalten hat. Er war lange in intimen Verhältnissen mit der Schröder, die

aufs äußerste entrüstet wurde, als sie merkte, daß er ihr die Tochter vorzog.

Der kunstsinnige Hofmedailleur Böhm besitzt einige Schätze alter Kunst, deren mir nichts Aehnliches vorgekommen ist, und die er dem Zufall und seinen unermüdlichen Nachforschungen verdankt. Ein Altar aus der Zeit des Pisano ist von außen mit vier Heiligen bemalt, von innen auf Goldgrund mit fünfundvierzig rund in Elfenbein zierlich geschnittenen Figuren geschmückt, wovon die größeren einen Palm Höhe haben, und welche das Leben Christi und der Mutter Gottes vorstellen. In der Malerei von außen, wie im Innern des Altars, erkennt man den Einfluß der Byzantiner. Die Gliedmaßen sind in herrlichen Ebenmaßen und leuchten überall unter den vollendet durchgeführten Gewändern durch. Ein Kaiser soll dieses kostbare Geschenk von einem Papst erhalten haben. Noch ein anderer Altar ist hier, vermuthlich auch aus der Zeit des Pisano, das Vollendetste was ich je in dieser Gattung gesehen habe, nebst mehreren kleinern und größern von Elfenbein und Knochen, so wie auch andere Holz- und Elfenbeinwerke, bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Erstaunlichste dieser Sammlung sind aber zwei Köpfe, in Holz geschnittene Büsten eines Mannes und einer Frau. Beim Mann ist am Barett eine Medaille angeheftet, welche die heilige Margareta mit dem Drachen darstellt, rundum die Worte: IE. NE. SCAI., wahrscheinlich der Wahlspruch des Mannes. Unter dem Barett ist eine Netzhaube, der Hals ganz frei, und der Leib mit Pelz bekleidet. Die Frau trägt ein

einfaches Kopftuch, wie man es noch jetzt in den Gebirgen bei Rom sieht. Beide sind kolossal aufgefaßt, und von der bis ins kleinste Detail durchgeführten charakteristischen Haltung des Mannes bis zur zarteren der Frau ist Alles mit gleichem Leben beseelt. Die Masse verschwindet ganz, wie auch der beschränkte Raum, denn diese herrlichen Köpfe haben nur die Größe eines Taubeneies. Man erinnert sich unwillkürlich an die allerdurchgeführtesten Köpfe eines Leonardo da Vinci, und ich glaube fest, daß nur er diese Meisterschöpfungen hervorzaubern konnte. Er vereinigte außerordentliche Geschicklichkeit in künstlicher Handarbeit, mit tiefem Studium und wissenschaftlicher Kenntniß der Malerkunst, und seine großen Talente in der Mechanik, Optik, Anatomie, Mathematik und selbst Hydraulik machten ihn als Architekten und Bildhauer eben so groß, wenn gleich weniger bekannt, als er uns in seinen unübertroffenen Bildern als Maler erscheint. Dieß beweist sein großer Canal, der Mailand mit der Adda verbindet, an dessen Ausführung die berühmtesten damaligen Baumeister verzweifelten, und seine Erfahrenheit in Schnitzwerken zeigte sich in seiner so überaus lieblichen Erfindung einer harmonischen Leyer, so wie in dem durch mechanischen Druck sich bewegenden Löwen. Man darf daher diese beiden Meisterköpfe um so unbedingter diesem großen Manne zuschreiben, als er allein unter den damaligen Künstlern im Stande war, solche wunderbare Arbeit zu verfertigen, wie er auch durch seine Vertrautheit am französischen Hofe fast allein die Möglichkeit besaß, Franz I und seine Gemahlin so

getreu in so mühsamer Auffassung abzubilden, denn ihnen und wohl niemand Anderm darf man diese herrlichen, mit bekannten Portraits übereinstimmenden Köpfe beimessen. Wer die Schwierigkeiten der Bearbeitung harter Holzmassen kennt, zweifelt nicht an dem hier nachgewiesenen Ursprung, und so viel ist gewiß, daß sich selbst der größte griechische Künstler über diese Meisterwerke hätte wundern und erfreuen müssen. Kaum wird sich ein Reisender rühmen können, etwas Aehnliches gesehen zu haben, ich aber habe mich vergebens bemüht, ein auch nur entfernt so vollendetes Werk in irgend einem Lande Europa's zu Gesicht zu bekommen.

Die Lebensweise in der Wiener Gesellschaft ist die angenehmste und bequemste in der Welt. Man hat den ganzen Morgen für sich, und alle Besuche, die man in dieser Zeit selbst an Damen abstattet, werden im Gehrock abgemacht. Zwischen 3 und 4 Uhr ist die Speisezeit der meisten Häuser, und von diesem Augenblick an befinden sich die Männer in Schuhen. Das vortrefflich eingerichtete und äußerst wohlfeile Fiakerwesen erleichtert diese Eintheilung außerordentlich, da man nur vom Mittagtische bis in die Nacht einen Wagen zu miethen braucht. Wer in den zweisitzigen Wiener Coupés gefahren, kann sich mit den Pariser Cabriolets und den Londoner Cabs nicht mehr befreunden. Nach den Diners von 5—7 Uhr macht man Besuche, fährt auf ein paar Acte in irgend ein Theater und besucht dann die Gesellschaften, welche sich meistens mit dem ungeladenen Impromptu eines heitern Abend-

mahles schließen, wo jeder bleiben oder gehen kann, wie es ihm beliebt. Die Diners selbst sind überaus anziehend. Acht bis zwölf Personen bieten die richtige Zahl der allgemeinen Besprechung, die denn auch in der reizendsten Form, mit der bezauberndsten Heiterkeit überall vorherrscht. Ich rechne diese attischen Mahle zu den schönsten Erinnerungen fremder Städte; vor allen ist mir aber eines unvergeßlich, das mein edler Gesandter veranlaßte, um meinem Wunsche, die interessantesten Menschen recht bald kennen zu lernen, gleich in den ersten Tagen meines ersten Aufenthaltes in Wien entgegenzukommen. Unvergeßlich wird mir die freudige Ueberraschung bleiben, als ich hier drei Männern vorgestellt wurde, nach deren Bekanntschaft ich schon lange gegeizt hatte: Hammer ist der edelste, wahrste, biederste Mensch. Vielleicht muß man es beklagen, daß er in Oesterreich lebt. Die Ungebundenheit seiner Sprache bringt ihn hier in tausend Verlegenheiten, während sie ihn in einem freien Staate zu den höchsten Würden führen dürfte. Seine stupende Erudition, sein unentbehrliches Amt als Orientalist und Hofdolmetscher, und seine tiefe Kenntniß der ottomanischen Verhältnisse machen ihn der Staatskanzlei unentbehrlich, obschon es scheint, als halte man ihn von Vielem zurück, wo man seinen petillanten Scharfsinn und wohl auch seine Rücksichtlosigkeit fürchtet. Dann der Eifer, jede Sache, jede Person ins wahre Licht zu stellen, machen ihn schonungslos in seinem Urtheil. Er ist Fatalist wie alle großen Männer, glaubt an die heilige Zahl 7, erzieht seine

Kinder mit hohem Ernst, ist der liebendste Gatte und Vater, arbeitet ohne Rast, steht täglich um 4 Uhr auf, besorgt seine Geschäfte als Hofrath in der Staatskanzlei, seine in alle Länder verbreitete Correspondenz, seine Riesenunternehmungen im Gebiete der Literatur und Poesie, findet immer noch Zeit sich im Laufe ihrer neuen Erscheinungen zu erhalten, schreibt nebenbei häufig für Journale, und schließt sich dennoch so wenig vom Betriebe des gesellschaftlichen Lebens aus, daß er beinahe täglich zu Gaste ißt, und jeden Abend entweder Leute bei sich sieht, oder andere Cirkel besucht. Ueberall dienstfertig, freundlich, munter, ergreift er den geringsten Gegenstand, wie den wichtigsten, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, und wird durch diese feurige Theilnahme der angenehmste Gesellschafter, der liebenswürdigste lehrreichste Umgangsmensch. Hr. v. Maltiz muß näher, ja genau gekannt werden, um ihn liebzugewinnen. Er ist trocken, einsylbig, beinahe abstoßend, bis er sich behaglich fühlt in seinen Umgebungen; dann ist er voll guter und geistreicher Einfälle, vom angenehmsten Witz beseelt, und dann erst findet man in ihm den Humor, der seine feinen sinnreichen Dichtungen durchweht. Die melancholische Farbe, welche sein ganzes Wesen überzieht, nimmt selten für ihn ein; Viele halten ihn für einen Grillenfänger, Manche für einen Misanthropen, und Wenige nur wissen seinen wahren Gehalt zu erkennen. Die Mitte zwischen Beiden hält der prächtige lebensfrische Zedliz. Immer noch Husar von innen und außen, hat er längst die lästigen Fesseln seines Standes abgestreift,

um ungestört sich den Musen hinzugeben, und es gibt vielleicht in dieser ängstlich bewachten Stadt keinen Menschen, der sich unabhängiger im Leben, Denken und selbst Schreiben zu stellen gewußt hat, als Zedliz. Die Rechtlichkeit der Gesinnungen steht ihm auf der freien, schönen Stirn geschrieben. Offen und herzlich, wie er ist, bedarf es keiner großen Umschweife, um in sein Inneres zu dringen; er gibt sich, wie er ist, und nimmt den Menschen, wie er ihn findet. Von jedermann geliebt, strebt er nicht nach Liebe. Ohne alle Selbstsucht und Eitelkeit, verbirgt er beinahe sein großes Dichtertalent, und unter den Tausenden, die er entzückt, ist er vielleicht allein nicht ganz zufrieden mit seinen Leistungen. Diese drei Männer bildeten den Glanzpunkt, um den sich mein Aufenthalt in der Kaiserstadt drehte. Es ist so wohlthuend, von solchen Männern so liebevoll empfangen zu werden, und wenn Wien noch viele solcher Perlen besäße, so müßte es ein Paradies geistiger Wonne seyn. Ist es aber dessen nicht genug? Bedarf man mehr als dreier solcher Menschen, um einen fremden Aufenthalt lieb zu gewinnen? Wie Viele scheitern am Glück durch zu große Ausdehnung ihrer Ansprüche, und ewig bleibt der Nerv des wahren Lebensglückes: non multa, sed multum.

Wer in Wien ankommt, kaufe sich sogleich einen Hut. Der so manchen Fremden genirende Kleiderluxus erstreckt sich hier so weit, daß ich selbst keinen Taglöhner oder Packträger in Mützen gesehen habe, und hierin geht man beinahe in Wien weiter als in London. Alles ist in Wien gut gekleidet, und bei einem viermaligen

meistens långern Aufenthalte bin ich auch nicht einmal einem Bettler in zerlumpter Kleidung begegnet. Wo ist die Stadt in Europa, die sich Gleiches rühmen kann? Niedlich anzusehen sind die Dienstmådchen in ihrer Morgentracht, mit blendendweißen Håubchen über den freundlichen Gesichtern. Fröhlichkeit und Sinnlichkeit sind die hervorstechenden Züge der hiesigen Bewohner. Alles ist lebendig, lustig und lebensfroh, und das Drückende der Armuth und des Gehorsams verschwindet unter der schönen Gemüthlichkeit, die als reizendes Band alle Stånde umschlingt. Allein es ist das Band der Sinne und nicht des Geistes, das alle Chorden des socialen Lebens bindet, und hierin besteht der Gegensatz von Wien und Berlin. Wie kann aber auch Geistesdruck Anderes erzeugen, als Geistesleere, und doch preise ich die Wiener, daß sie sich bei ihrer schönen Politur ohne höhern Cultus so behaglich finden. Wo könnte man aber dieses Wohlbehagen, diese liebliche Sinnlichkeit, dieses frivole herzlich Sichgehenlassen, diese Biederkeit eines deutschen Volkes, besser kennen lernen, als bei den Belustigungen der niedern Classe in Wien. Ihre Bålle in den Vorstådten sind von einer ganz eigenthümlichen Gattung. Man kennt hier kein Clubwesen und keine geschlossene Gesellschaft; nicht einmal ein Männercirkel darf sich hier abgesondert bilden. Dadurch müßte das öffentliche Leben allerdings gefördert werden, wenn nicht der ungeheure Druck der Polizeieinmischung auf jeder freien Besprechung lastete. Hier aber, auf diesen Bållen, åußert sich wie bei allen öffentlichen Lustbarkeiten die heitere Laune des Volkes in reichster Fülle,

und seine Lebhaftigkeit, seine Gutmüthigkeit und sein Witz erscheinen bei solchen Gelegenheiten im schönsten Lichte. Als ich in den großen hellerleuchteten Saal bei Sperl eintrat, stellte sich eben ein Cotillon von ungefähr dreihundert Paaren an. Ich war nicht wenig erstaunt, alle Tänzer in sehr elegantem Anzuge zu finden, meistens schwarz, alle in weißen Handschuhen und seidenen Strümpfen, die Frauenzimmer durchweg reizend, meistens weiß gekleidet, niedlich chaussirt, und namentlich die Haare mit Geschmack geordnet. Es befremdete mich noch mehr, diesen Riesencotillon sich mit einer Ordnung bewegen zu sehen, die mir noch jetzt feenhaft vorkömmt. Gewalzt wurde freilich nicht, aber die schwersten Evolutionen und Colonnenbildungen und Entwickelungen führte ein wahrer Orlando Furiosovortänzer, den Clakhut hocherhoben, mit einer Kühnheit aus, die einem geübten Balletcorps Ehre gemacht hätte. Kleine Confusionen wurden unter allgemeinem Gelächter bemerkt und reparirt, überall herrschte Anstand, obschon gewiß über die Hälfte der Tänzerinnen aus Freudenmädchen bestand. Dagegen kann man die andere Hälfte für desto ehrsamere Bürgerstöchter annehmen, die wohl wissen oder ahnen, mit wem sie zusammen tanzen, ohne davon Notiz zu nehmen. Der Zufall führte mich beim Nachtessen mit einer solchen Familie zusammen, und ich hatte hier Gelegenheit, die übersprudelnde Laune, den jovialen Witz dieser Menschen kennen zu lernen. Es war ein junges schönes Ehepaar, mit einer noch reizenderen Schwester. Man macht sich keinen Begriff von dieser Reihe excellenter Bonmots, welche

die fröhlichen Leutchen in aller Unschuld und ohne Ansprüche damit zu glänzen bei diesem heitern Mahle hervorplauderten. Alles diente als Stoff zum Lachen, und nirgends trat böswillige Satyre, hämische Verleumdung, nirgends die Absicht zu schaden hervor. Selbst als die junge Frau mir erzählte, daß ein schönes, elegantes Mädchen, die mir an einem andern Tische auffiel, die Tochter einer Kreislerin sey und früher selbst Käse verkauft habe, sagte sie mit einem so gutmüthigen schelmischen Lächeln, daß sie jetzt halt von einem reichen Cavalier unterhalten sey, daß daraus nicht einmal Neid auf die Schönheit derselben hervorleuchtete. Diese Gutmüthigkeit macht alle Wiener, von der Fiakerwelt bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft hinauf, zu den liebenswürdigsten Bonmotisten, zu den angenehmsten Umgangsmenschen, und dieses allein schon ist hinlänglich, den Aufenthalt in dieser Stadt lieben zu lernen. Man hört von keinen Händeln, von keinem Streit, und das bei uns so gewöhnliche rauhe Schimpfen kommt hier gar nicht vor. In einem so überfüllten Saale, wo meistens Leute aus niedern Classen sich befinden, käme es beinahe überall zu schlimmen Auftritten; hier aber, wenn ein böser Kerl je etwas brutal wird, rufen gleich hundert Stimmen: Jetzt schaut's, was will denn der? und er wird ausgelacht und mit Calembourgs überschüttet. Allein auch den außergewöhnlichen Kunstsinn der Wiener kann man hier kennen lernen. Es wurden Tänze von Strauß gemacht. Sie waren schön, und wurden vom Orchester mit Feuer ausgeführt. Bereits im Cotillon

waren mehrere Stellen beklascht worden, als aber ein wirklich überraschend, brillanter, halborientalischer Galopp begann, stieg mit einem Rossinischen Crescendo der Enthusiasmus der Art, daß Saal und Nebenzimmer von lange wiederhallenden rauschenden Applausen und Bravos ertönten, die sich stets bei dieser Stelle wiederholten. Diese Stimmung steigerte sich bis zum Delirium, wobei freilich, da jedermann und daher alles zugleich diese prächtige Musik tanzen wollte, zuletzt eine so rasende Unordnung entstand, daß die Paare wie Wahntolle auf und unter einander hineintanzten, und das Ganze am Ende in einem unentwirrbaren Knäuel stecken blieb. Allein auch diese Katastrophe endete mit einem unermeßlichem Gelächter, man vergab und vergaß die unzähligen Rippenstöße, die man gegeben und empfangen hatte, und rief nun den Strauß hervor, und hierauf ein da Capo, welches dann auch unter denselben Acclamationen empfangen, und mit demselben Furore zu Ende gewüthet wurde. Ich habe nie einen ähnlichen Exaltismus auf einem Ball erlebt. So sind die Wiener, harmlos dem Augenblicke, dem Genusse hingegeben. Alles ohne Zwang, ohne Ansprüche. Eine hübsche Sitte finde ich in Wien, daß Alles von heißt, wodurch eine wahrhaft republicanische Gleichheit herbeigeführt wird. Weiß man erst den Namen, so hängt man das universelle von vor, und die Sache ist fertig. Es ersetzt das französische Monsieur und den brittischen Gentleman, und dadurch, daß man Jeden nobilitirt, muß sich Jeder adelig benehmen. In dieser Nation ist Stoff zu Allem, und es fehlt nur der große Hebel, ein

Geist Napoleons, um Oesterreich auf die oberste Stufe zu erheben. Hat auch Hr. v. Hormayr in den zwanzig Bänden seines österreichischen Plutarchs eine Menge großer Männer nachgewiesen, so dürfte doch der große Mann dieses Landes, der es auf seine wahre Höhe zu bringen vermag, erst noch kommen müssen. Wenn man aber in Oesterreich so viel über die eigene Vortrefflichkeit in die Welt posaunte, wie in Preußen, so würden wir erfahren, wie besonnen alle Fortschritte in der Wissenschaft dort gemacht werden. Ich wurde eines Tages in sehr früher Stunde zur Audienz bei dem Erzherzog Johann berufen. Dieser schlichte, einfache, geistreiche Fürst empfing mich gleich einem Privatmann. Er verbreitete sich in langer Unterredung über eine Menge der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Gegenstände, und als ich meine Verwunderung aussprach, so viel Neues in Wien gefunden zu haben, wovon bei uns noch keine Spur vorhanden, zeigte er mir eine große Zahl der neuesten interessantesten Werke aller Länder und setzte bei: „wir lesen Alles, wir probiren Alles, wir suchen uns das Beste heraus, wir führen das Erprobteste bei uns ein; allein — wir sprechen nicht davon!“

Geist Napoleons, um Oesterreich auf die oberste Stufe zu erheben. Daß auch Hr. v. Hormayr in den zwanzig Bänden seines österreichischen Plutarchs eine Menge großer Männer nachgewiesen, so dürfte doch der große Mann dieses Landes, der es auf seine wahre Höhe zu bringen vermag, erst noch kommen müssen. Wenn man aber in Oesterreich so viel über die eigene Vortrefflichkeit in die Welt posaunte, wie in Preußen, so würden wir erfahren, wir verpönnen alle Fortschritte in der Wissenschaft dort gemacht werden. Ich konnte eines Tages in sehr früher Stunde zur Audienz bei dem Erzherzog Johann gelangen. Dieser schlichte, einfache, geistreiche Fürst empfing mich gleich einem Privatmann. Er verbreitete sich in langer Unterredung über eine Menge der verschiedenen artigsten wissenschaftlichen Gegenstände, und als ich meine Verwunderung aussprach, so viel Neues in Wien gefunden zu haben, wovon bei uns noch keine Spur vorhanden, zeigte er mir eine große Zahl der neuesten merkwürdigsten Werke aller Länder und setzte bei: „wir lesen alles, wir probiren alles, wir suchen uns das Beste heraus, wir führen das Erprobte bei uns ein; allein — wir sprechen nicht davon!

Die österreichische Armee.

In Europa besteht gegenwärtig keine Armee, die so mobil gehalten wird, wie die österreichische. Diese fortwährende Beweglichkeit, dieses militärische Nomadenleben, diese Heimathlosigkeit gibt den österreichischen Soldaten Selbstständigkeit und wahres à plomb. Man kann keine martialischere Soldateska sehen, als diese alten von allen Klimaten und Fatiguen gebräunten Gesichter, diese festen starken Körper, diese in die Augen fallende Ausdauer und Abhärtung. Wenn man sich die antike unerschütterliche Phalanx vorstellen will, muß man diese Massen und Colonnen der ungarischen und böhmischen Grenadiere betrachten, wie sie mit wahrer militärischer Treue und mit einer unübertrefflichen Ruhe und Sicherheit sich überall bewegen, und durch ihre Erscheinung schon imponiren. Mit Erstaunen frägt man sich, ob dieß dieselbe Armee ist, die einst in Bataillonen von einzelnen französischen Sanscullotten gefangen und zerstreut wurde, und die so alles Selbstvertrauen verloren hatte, daß sie meistens mehr auf das Rückwärtsgehen, als auf den Angriff bedacht war. Ja, es ist dieselbe Armee, es sind dieselben Nationen, aber sie haben ihre Studien mit theuern Erfahrungen bezahlt, und was sie in dieser großen Schule gelernt, werden sie ihren Lehrern einst dankbar vergelten. Es ist wahr, der ächt soldatische Geist entwickelte sich langsam unter den Ein-

flüssen des beinahe allein durchgefochtenen europäischen Riesenkampfes, wer aber den Standpunkt des jetzigen österreichischen Heeres mit dem vor 30 Jahren vergleicht, wird leicht erkennen, daß es nun auf einer der höchsten Stufen militärischer Ausbildung steht. Damals folgte man dem irrigen Grundsatze, daß die Anführerstellen aus der dynastischen Familie oder aus der mächtigen Oligarchie genommen werden müßten, und da selten weder empirische noch Capacitätserfordernisse mit diesen hohen Personen verbunden waren, so mußte das Vertrauen der Armee in allen Kriegen von vorn herein erlahmen. Die neue rasche Art, Krieg zu führen, die Wunder der Napoleonischen Strategie verblüfften die alten Generale, und zeigten die Nothwendigkeit gründlicher Reformen. Die furchtbar sich drängenden Ereignisse ließen keine Ruhemomente zur durchgreifenden Organisation finden, und erst nachdem das blutige Drama ausgespielt, konnten die mit Narben bedeckten tapferen Veteranen fragen, ob sie durch zwanzigjähriges blutiges Kampfspiel ein Recht erworben, von Intelligenz und Geist in Zukunft zu Sieg und Ehre geführt zu werden. Mit unbeschreiblicher Thätigkeit ging man an die neue Schöpfung, und wenn wir nichts davon erfahren, so liegt dieß nur in der übergroßen Zurückhaltung und Bescheidenheit des österreichischen Systems, das fern von aller Ostentation, wohlprüfend, aber kräftig einem großen Ziel entgegengeht. Man begann damit, die Befehlshaber aus wahrhaft geistig gebildeten Chefs der Armee aufzusuchen, und die langen Kriege hatten hervorragende Talente in hin-

länglicher Anzahl gezeigt, um sie nur herausheben zu dürfen. Die Purification unter den Officieren wurde besonnen, gerecht, allein mit unerbittlicher Strenge vorgenommen, und die Art, wie man noch bis jetzt darin verfährt, ist sehr nachahmungswürdig. Die Moralität und Fähigkeit der Officiere wird von den Vorgesetzten strenge bewacht, die dagegen, zu Vermeidung jeder Parteilichkeit, unter sich selbst in Controle gesetzt sind, und dem Hofkriegsrath verantwortlich bleiben. Die Officiere werden sehr selten gestraft, sondern sie werden gewarnt. Bei öftern Rückfällen müssen sie Reverse über diese Warnung unterschreiben, und verharren sie in übler Conduite, so werden sie präterirt, oder nach Umständen entlassen. Hieraus entspringen vielerlei Vortheile. Der Vorgesetzte hat nicht nöthig, die für ihn so peinlichen Beahndungen bei seinen Officieren zu häufen, und diese finden in glimpflicher Behandlung den Sporn zur höchsten Aufmerksamkeit auf ihr Benehmen. Die geistige Ausbildung der jungen Officiere wird, wie nun in den meisten europäischen Heeren, aufs sorgfältigste geleitet, ohne daß eine daraus entspringende scientifische Superiorität irgend auf die Stellung gegen höhere Officiere reflectiren dürfte. Nichts wird in der österreichischen Armee ungünstiger gesehen, als der vorlaute Ton junger, unerfahrner Menschen, die eine zufällig ausgedehntere wissenschaftliche Bildung gegenüber dem bloß empirisch gebildeten Vorgesetzten geltend machen wollen. Dagegen pflegt und unterstützt man höheres Streben auf das gewissenhafteste, allein der Grundsatz ist vorherrschend, daß

jeder sich geistig höchst möglich stellen soll, daß aber auch jeder in der Sphäre seiner Dienstverhältnisse ausharren und gehorchen muß, bis die Reihe an ihn kömmt, sein besseres Wissen ins Leben zu rufen. Hiedurch ist der in stehenden Heeren so verderbliche Raisonnir- und Auflehnungs-geist im Entstehen erstickt, und die eiserne Hand des Gehorsams ruht über Allen mit gleich unerbittlicher Strenge. Humanität ist die vorherrschende Behandlung aller Vorgesetzten, und man kann nichts Cordialeres sehen, als das Verhältniß zwischen ihnen und den untergebenen Officieren. Allein man kennt auch genau die Scheidewand, die beide trennt, und so freundlich das Zusammenleben im bürgerlichen Leben ist, so blickt doch die stets festgestellte Gränzlinie selbst im Umgangs-Conflicte hervor. Diese tief eingeprägte Achtung vor dem Höherstehenden macht es den Stabsofficieren dieses wohlgeordneten Heeres leicht, sich im Kreise ihrer Officiere angenehm zu bewegen, während die Anwesenheit des Höhern für die Untergebenen nie fühlbar, geschweige denn lästig wird. Der Stabsofficier darf nie besorgen, daß Unverstand, Rohheit oder Eigendünkel einen seiner Untergeordneten dieser Vereinigung ferne hält, da die Officiercorps in sich selbst sehr mächtig sind, und der nicht genug zu erhaltende Esprit de Corps, diese Garantie wahrer Ehre, unausgesetzt und ängstlich auf Anstand und Sitte wacht. Es ist eine Freude, sich unter einer Versammlung österreichischer Officiere zu befinden, die das Band wahrer Cameradschaft gleich einer Familie umschließt, und wo die verschiedenen Abstufungen höherer und niederer

Bildung, feinerer oder minder feiner Erziehung, in ein Ganzes zu verschwimmen scheinen, in welchem die Gutmüthigkeit der Höherstehenden die Mängel an Sitte und Intelligenz, welche hier und dort hervortreten könnten, zu bedecken bemüht sind. So dankbar ich für den schönen Empfang bin, den ich auf Reisen in den meisten europäischen Armeen gefunden, so muß ich doch gestehen, daß dieses herzliche Entgegenkommen, diese persönliche Theilnahme, diese soldatische Gastfreundschaft, welche mir in dem österreichischen Officiercorps zu Theil geworden, den schönsten Raum in meiner Erfahrung einnimmt. Einen mächtigen Einfluß auf die hospitabeln Gesinnungen dieser Armee hat gewiß ihr unstätes Leben, und die Ungewißheit, in der sie sich stets befinden, einen Ort wieder verlassen zu müssen, den sie kaum kennen gelernt haben. Der österreichische Officier hat selten Zeit, sich mit den bürgerlichen Elementen einer Garnison zu assimiliren, und obgleich das Verhältniß zwischen beiden Ständen sehr vertraut ist, so besteht doch entschieden eine gewisse, wenn auch nicht sichtbare Kluft, die keiner von beiden überschreiten darf, ohne dem innern Organism des Heeres zu nahe zu treten. Auch steht dieses im Rang allen andern Branchen des Kaiserreiches vor, und die Auszeichnung, welche ihm vom Hofe selbst bei allen Gelegenheiten ertheilt wird, ist seiner Stellung würdig, und dient als Richtschnur für das Land. Es scheint Grundsatz der höhern Verwaltung, die Regimenter selten in den Provinzen zu lassen, wo sie sich recrutiren, allein wir sahen in der letzten Zeit der Knabenconspirationen

und Kinderemeuten, daß die österreichischen Truppen aller Länder aguerrirt genug sind, um selbst gegen irregeleitete Landsleute nach Soldatenpflicht energisch einzuschreiten. Aus einer großen Stadt Oberitaliens sollte ein aus Eingebornen bestehendes Regiment verlegt werden, weil man Unruhen besorgte. Der Oberst erbat sich die seiner Ehre würdige Genugthuung, dieser Maßregel keine Folge zu geben, und sein Regiment trug am meisten zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ordnung bei. Wir sahen in den letzten Jahren, wie entschieden ungarische Tuppenabtheilungen gegen Aufrührer in ihrem Vaterland einschritten, und ich bin überzeugt, wenn das österreichische Gouvernement einst genöthigt seyn wird, die bis jetzt vorherrschenden Concessionen in Strenge gegen diese Nation zu verwandeln, daß man hierin am besten mit den eingebornen Regimentern zum Ziele kommen wird. Auszeichnung und Vertrauen trägt nirgends goldenere Früchte, als bei dem ganz auf den Ehrenpunkt angewiesenen Soldaten, und die Folge wird lehren, ob es gut gethan ist, manche Armeen so tief in der Achtung des Ladnes und ihrer Landsleute sinken zu lassen.

Eine schöne Anstalt, die ganz den menschenfreundlichen Sinn des gegenwärtigen Kaisers beurkundet, sehen wir seit einem Jahre in Salzburg errichtet. Es ist anerkannt, daß bei dem stets langsamer vorschreitenden Avancement der jetzigen Friedensjahre, der meistens schon betagte Infanterie-Officier, welcher in die Charge des Stabsofficiers vorrückt, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, da außer dem Kostenpunkte der Pferde-

anschaffung, besonders die gänzliche Ungewohntheit des Reitens seinen Functionen hemmend entgegentritt. Schon längere Zeit hatte daher jeder zum Major avancirte das Recht, sich ein Cavallerie-Pferd auszuwählen, womit aber bei der auf ganz andere Zwecke gerichteten Dressur dieser Pferde nicht viel gewonnen war. Der Kaiser befahl daher, in Salzburg ein Equitations-Institut zu errichten, welches die Bestimmung hat, den neuen Infanterie-Stabsofficieren complet rittige, ihren Erfordernissen anpassende Pferde zu bilden. Die sämmtlichen Gestüte des Reichs sind angewiesen, ausgezeichnete Remonten an diese Anstalt abzusenden, welche dort scrupulös geprüft und nur dann angenommen werden, wenn sie ganz fehlerfrei gefunden werden. Allein auch in dem Falle, wenn solche Pferde im Verlaufe der Behandlung nicht allen Anforderungen entsprechen, hat die Anstalt das Recht, sie in ihre ursprünglichen Gestüte zurückzusenden. An der Spitze dieses wohlthätigen Institutes steht der erlauchte Fürst Karl Liechtenstein, gegenwärtig Generalmajor und Gouverneur von Salzburg; für die technische und materielle Branche ist aber die Wahl auf den Oberstlieutenant Haas gefallen, einen Mann, der in der Armee die wohlverdiente Reputation eines der erfahrensten und geistreichsten Cavalleristen genießt, und auch bereits bewiesen hat, daß er seiner schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Die Pferde werden durch eigens dazu bestimmte ausgezeichnete Cavallerie-Officiere zugeritten, und bei dieser Dressur natürlich vor Allem darauf hingearbeitet, möglichste Ruhe und Sicherheit in diese

Thiere zu bringen. Die nun complet fertig gemachten Pferde werden mit einem eleganten Ordonnanzsattel und Zaum an den treffenden Stabsofficier, der darum dienstlich muß eingekommen seyn, abgesendet, und ein vertrauter Husar der in Salzburg stehenden Division bringt das Pferd entweder bis in die Garnison, oder doch so weit, daß seine Uebernahme leicht zu bewerkstelligen kommt. Er instruirt den Uebernehmer genau über die Art der Behandlung im Stall und im Reiten, und überbringt zugleich eine schriftliche Relation, worin die Gemüths- und Temperaments-Eigenschaften, das Nationale, Beschlägsvorschriften, kurz die ganze Eigenthümlichkeit und Erforderniß des Pferdes genau beschrieben ist. In der Eingabe selbst aber muß der Stabsofficier zu seinem eigenen Besten die Anforderungen bezeichnen, welche er an das Pferd macht, oder die man an ihn als Reiter machen darf, und nach diesen Angaben wird die Auswahl für ihn getroffen, je nachdem er corpulent, schwach, ängstlich, oder kräftig und entschlossen sich schildert. Und der Preis für ein solches fehlerfreies, edles, ganz fromm gerittenes Pferd ist 160 fl. C. M. Welche Wohlthat dieß für den ungeübten Reiter, wie selbst für den Dienst ist, der so häufig bei der Infanterie wegen Brouillerie mit dem Pferde unverläßig gemacht wird, mag jeder entscheiden, der mit fünfzig Jahren zum ersten Male im Leben aufs Pferd steigt, um ein Bataillon im Feuer zu exerciren.

In einer Zeit, wo die Territorialverhältnisse der

europäischen Staaten sich so sehr verändert haben, und die Feststellung derselben in ihrer Veränderung selbst den Keim zu neuen Umgestaltungen zu tragen scheint, ist man in den meisten Ländern zur Erkenntniß gelangt, daß ein allgemeines Befestigungssystem eben so unnütz als unausführbar sey, indem es, stets an die Oertlichkeit gebunden, sich nach den, durch dieses schwankende Postulat gegebenen Bedingungen richten und gestalten müsse. Wenige Länder sind durch ihre geographische Lage so weit gesichert, daß sie nur auf einer oder zwei Seiten Vertheidigungsmaßregeln bedürften, und keines darf den in ganz Europa täglich complicirter werdenden politischen Verhältnissen so weit vertrauen, daß es eine seiner Gränzen seinem Nachbar gegenüber unbewacht ließe. Kein Staat aber ist durch seine heterogene und zerstreute Ländermasse Angriffen so auffallend ausgesetzt, wie Oesterreich; keiner hat so verschiedenartige Interessen seiner Völkerstämme, keiner so ganz unbeschützte Gränzen nach außen und innen zu wahren, und keiner mußte daher auf Sicherung seiner Besitzungen mehr bedacht seyn. Frankreichs Vauban'sche und Montalembert'sche Riesenfestungskette, mit der das unüberwindlich geträumte Kaiserreich dreifach umgürtet war, wurde zweimal erobert, ohne daß Zeit und Menschen der Sprengung dieser Bollwerke geopfert zu werden brauchten. Man mußte hierdurch belehrt, zur Einsicht kommen, daß große Festungen nur dazu dienen, die Operationen zu lähmen, sich ängstlich an strategische Linien, welche mit der Richtung des Krieges häufig nicht in Einklang zu bringen sind, zu binden, und der

activen Armee Beweglichkeit und Streitkräfte zu rauben. Bei einer Reform im Vertheidigungskriege mußte man daher von der frühern kolossalen Befestigungsweise abstehen, und mit einfachen Mitteln dieselben Zwecke zu erreichen streben, ohne die Sicherheit oder Beweglichkeit der kämpfenden Heere zu hemmen. Dahin zielten nun mannichfache Versuche, namentlich die Erfindung eines Thurmes, welchen Erzherzog Maximilian von Oesterreich vor sieben Jahren bei Linz erbauen ließ, und mit welchem in Gegenwart des Kaisers Versuche angestellt wurden. Wenn diese Versuche, in Folge deren die auf der Platform aufgestellte Batterie in Stücken geschossen und demontirt wurde, dem gegen diese Neuerung in die Schranken getretenen österreichischen Geniecorps das Recht zu geben schienen, sie als unstatthaft zu verwerfen, so war doch auf der andern Seite einleuchtend, daß von einer einseitigen Beschießung, da der Thurm nicht antworten durfte, kein anderes Resultat zu erwarten stand, es aber kaum einer Feldartillerie der Welt gelingen könne, sich unter einem concentrirten Feuer desselben jemals auf solche Entfernung zu ordnen, daß sie seine compacte und zerstörende Wirkung ohne Belagerung zu überbieten vermöchte. Nachdem mit Sachkenntniß über diesen für die Wissenschaft des Kriegs so wichtigen Gegenstand gestritten worden, und die Meinung der erfahrensten Militärpersonen durchaus nicht zu vereinigen war, entschied der Kaiser aus eigner Ueberzeugung für die Einführung dieser nach ihrem Erfinder genannten Thürme, und setzte zugleich den Generalstab seines Reichs

in Bewegung, um seinem Entschlusse Folge zu geben, und diese große Erfindung ins Leben zu rufen. Die neuesten Versuche, welche im Anfang Novembers 1836 mit diesem Thurme vorgenommen wurden, und wobei die Trancheen zuerst auf Kartätschenschußweite auf den Thurm spielten, worauf dieser antwortete, nachdem man an die Stelle der Menschen Planken gestellt hatte, um zu ermessen, welchen Verlust sein Feuer dem Belagernden zufügen könne, scheinen zur Genüge bewiesen zu haben, daß diese Befestigungsweise ihrem Zwecke ganz entspricht, und die Eigenschaft der Maximilianischen Thürme als sturmfreie Batterien möchte nunmehr wohl hinlänglich constatirt seyn.

Es wäre anmaßend und nicht zu rechtfertigen, über eine neue und bisher der Oeffentlichkeit nicht übergebene scientifische Erscheinung ein absprechendes Urtheil fällen zu wollen. Ich erlaube mir daher bloß dasjenige, was ich von unterrichteten Männern des Faches darüber vernommen, oder auch, was ich aus den angestellten Versuchen als Augenzeuge abstrahirt habe, in einem allgemeinen Umrisse darzustellen, mehr um die Aufmerksamkeit einstweilen auf diese wohl zu beachtende Erfindung zu lenken, als in der Absicht, sie in ihren innern Bestandtheilen zu zergliedern. Ueber ihren Werth und Vorzug vor dem bisher Bestandenen wird ohnehin nur die Folge und ihre praktische Anwendung entscheiden können. —

Der Maximilianische Thurm besteht aus drei Stockwerken, und ist ganz in Stein aufgemauert. Er steht

mit zwei Stockwerken in der Erde, und nur das oberste ragt mit abgeflachten Brustwehren von Quadern in der Höhe einer gewöhnlichen Feldschanze über den Boden hervor. Im untersten Raume befindet sich das gesammte Material und Reservegeschütz; im mittleren das Wurfgeschütz, für dessen Mündungen über der Erde Oeffnungen gelassen sind; auf dem obersten freien Raume stehen eilf Feldgeschütze mit Percussionsfeuer auf Laffeten von Gußeisen von solcher Schwere, daß der Rückstoß beinahe vermieden wird. Diese Geschütze sind auf einer drehbaren eisernen Scheibe, das eine knapp neben dem andern, doch auch beliebig auseinander zu schieben, und alle in gleicher Richtung eingefalzt. Die Scheiben selbst sind in Grade abgetheilt, so daß die sie bedienende Mannschaft den Feind nicht zu sehen braucht, sondern die Stücke stets aufs Commando in den Winkel stellt, welchen der Officier zur Entsendung des Feuers nöthig erachtet. Man denke sich nun die furchtbare Wirkung eines solchen Feuerpunktes, der unangreifbar und unzerstörbar ist, da sein concentrirtes Feuer den Feind von jeder Aufstellung abhalten, oder wenn diese gelingt, eine gefährlich werdende Annäherung stets durch eine anhaltende Kartätschenladung verhindern kann. Das obere Stockwerk ragt, wie gesagt, nur gleich einer Feldschanze aus dem Erdboden hervor, und dieser kleine felsenfeste Rempart ist nur für Wurfgeschütz erreichbar, da er nach oben offen steht. Nun weiß aber jeder Artillerist, wie unsicher ein Schuß aus Wurfgeschütz in offenem Feld ist, besonders wenn man einen reichlich mit der-

selben Waffe versehenen tief vergrabenen Feind vor sich hat, der zudem sein Terrain so genau kennt, daß er sein Geschütz auf die Linie in jeden Winkel zu richten weiß, wodurch allein schon sein Feuer stets sicherer und zerstörender seyn müßte, als das feindliche, wenn er auch nicht den Vortheil der geschlossenen, bedeckten Stellung für sich hätte. Der Bedarf an Bedienung so wie an andern Mitteln ist auf das äußerste beschränkt, und dadurch die Beweglichkeit und Reservefähigkeit erhöht. Die eilf Geschütze auf der obern Scheibe werden von sieben Mann bedient, und besondere Handlanger zur Beischaffung von Munition und andern Verrichtungen sind in steter Bereitschaft in dem untersten Thurmraum. In diesem ist Platz für die Besatzung, die beiläufig auf eine Compagnie berechnet ist. Jeder Thurm hat seinen eignen Brunnen, Bäckerei und Lebensmittel wie Munition casemattirt, so daß er seine Vertheidigung fortsetzen kann, wenn auch alle seine Nachbarn genommen seyn sollten.

Dieß möchte vor der Hand genügen, eine allgemeine Idee von diesen Thürmen zu geben. Ihr Zweck ist, die Stützpfeiler befestigter Lager zu seyn. Sie sollen in der höchsten Entfernung von 800 Schritten einer von dem andern das Lager umschließen, und die in demselben aufgestellte Armee sicher stellen. Die Thürme sind bis jetzt nur durch Circumvallationslinien von Pallisaden, die auf wellenförmigem Terrain eingerammt sind, unter sich verbunden, und die Anlegung der Laufgräben, Verbindungswerke und übrigen Erdschanzen wird zwar bei

Errichtung der Thürme festgesetzt, die Vollendung des Ganzen jedoch dem einstens das Lager beziehenden Heerführer überlassen, welcher allein das augenblickliche Niveau bestimmt findet. In Italien wurden zwei wichtige Punkte hiezu ausersehen. Das am Comersee liegende Lecco, wo sich alle zwischen der Ortelesspitze und dem kleinen Bernhard den Alpen entströmenden Gewässer, so wie die Hauptstraßen vom Splügen, Melaga &c. vereinigen, deckt die österreichischen Besitzungen in Italien gegen die Deboucheen des Veltelins und Tyrols, und kann seiner Zeit von hoher Bedeutung werden. Der entscheidendste italienische Punkt ist aber für Oesterreich Pavia, theils seiner dominirenden Stellung zwischen den mächtigen Strömen Tessin und Po, theils seiner Schutzkraft gegen Piemont und Unteritalien wegen. Die alten Festungswerke dieser Stadt werden wohl selbstständig erhalten, und nicht in den Kreis des befestigten Lagers gezogen werden, welches hiedurch seinen Charakter und theilweise auch seinen Vortheil verlöre. Warum der wichtige Punkt bei Buffalora gegen Turin zu nicht beachtet wird, habe ich nicht erfahren können. Daß Oesterreich seine ganz degarnirte, dem ersten Angriffe preisgegebene Nordgränze von Galicien nicht vergessen wird, läßt sich von seiner tief berechneten Umsicht gewiß erwarten, um so mehr, als keine seiner Provinzen einer Sicherung in höherem Grade bedarf, als das beinahe ganz freiliegende Polen; indessen scheint man vor der Hand die dortigen Befestigungen mit Thürmen nicht beginnen zu wollen. Dagegen stehen nun die

zweiunddreißig Thürme, welche Linz und die Donau umringen, mit ihrem grandiosen Schlußsteine, dem Pötlinsberge, der mit sechs hohen und furchtbaren Forts den Straßenzug von Böhmen und Oesterreich beherrscht, so wie die eben so malerische als unüberwindliche Verschanzung von Brixen in demselben Geiste vollendet, und die Verbesserungen, welche das so besonnen vorwärts schreitende Oesterreich durch diese neue und wenig kostspielige Vertheidigungsweise, so wie durch Einführung der Console'schen Gewehre, seiner Armee und seiner Nation gegeben, dürfte sich in einem bevorstehenden Kriege als sein mächtigster Bundesgenosse herausstellen.

Der große Zweck Oesterreichs ist klar. Es will in Zeiten des Friedens solche Punkte, welche nach kriegswissenschaftlichen Conjuncturen oder Erfahrungssätzen, Invasionen des Feindes begünstigen oder dieselben durch ihre geographischen Verhältnisse wahrscheinlich machen, in die Verfassung setzen, vertheidigt werden zu können. Seine Heere sollen sich nicht durch Besetzung zu ausgedehnter Festungen schwächen, sondern die Leichtigkeit der Bewegung vorherrschend erhalten, und im Falle der Nothwendigkeit einer schlagfertigen Aufstellung die entscheidenden strategischen Punkte des Reiches in wehrhaftem Zustande finden. Sollte man auch dieser Punkte in einer langen Reihe von Jahren nicht bedürfen, so bleibt ihr Bestehen stets eine Sicherung für die Wechselfälle des Kriegs, eine Schutzwehr gegen siegend andrängende Feinde. Schlägt man endlich den Aufbau eines

Maximilianischen Thurmes auf die höchste Summe von 40,000 fl. und das Bedürfniß eines Lagers auf 20—30 solcher Thürme an, so kostet die Erbauung eines Feldlagers kaum so viel, als die jährliche Unterhaltung einer Festung ersten Ranges, während es in den meisten Fällen als ausreichendes Surrogat für diese dienen kann. Auf jede Weise ist diese Unternehmung in dem so lange andauernden Friedenszustande als zweckmäßige Beschäftigung des Generalstabes und der technischen Branchen zu betrachten, welche ohnehin in Oesterreich auf einem seltenen Grade von Vollkommenheit erhalten werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hailbronner, Karl <<von>>,

Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen

Bd.: 2

Stuttgart ; Tübingen (1837)

It.sing. 418 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466945-9